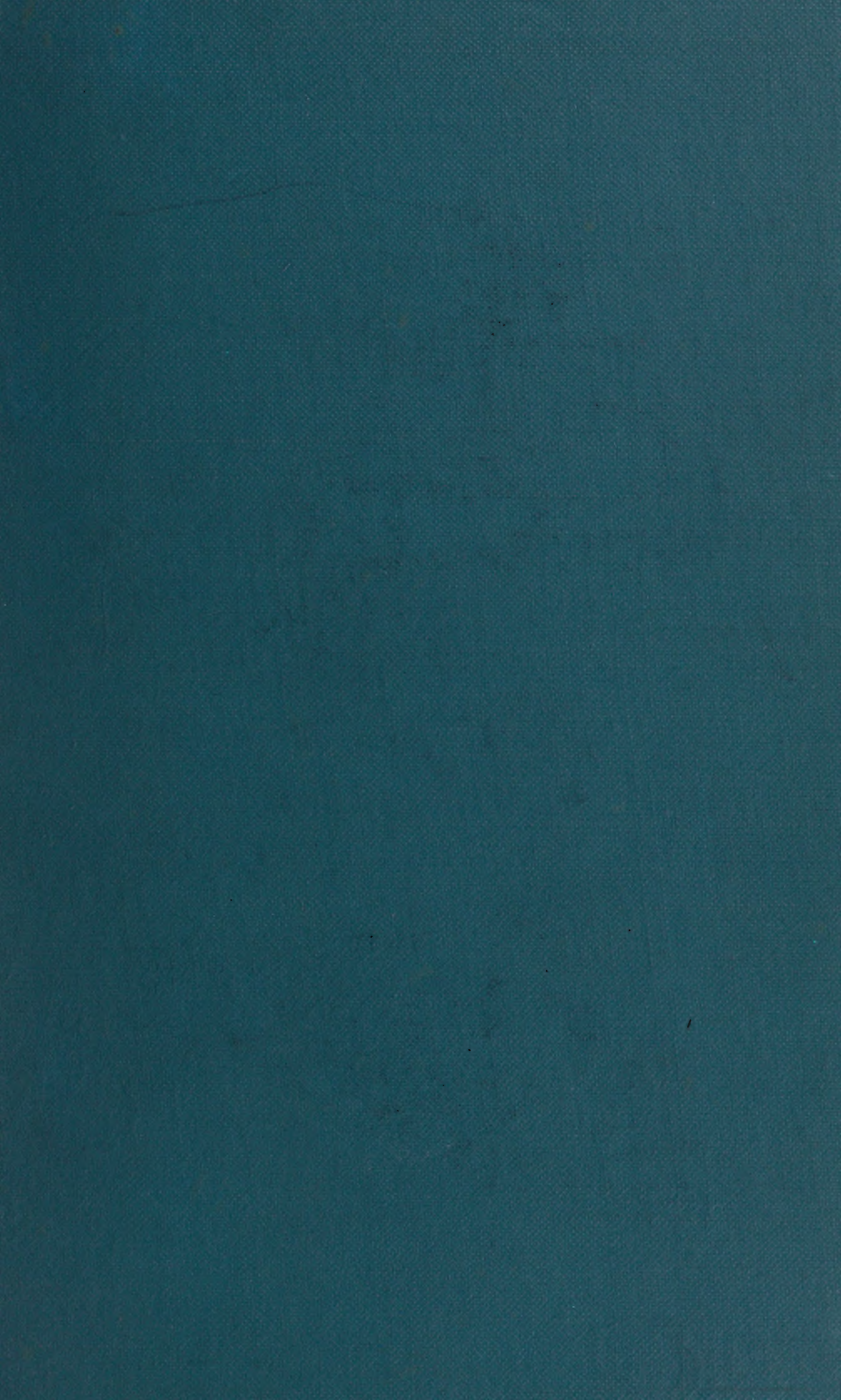
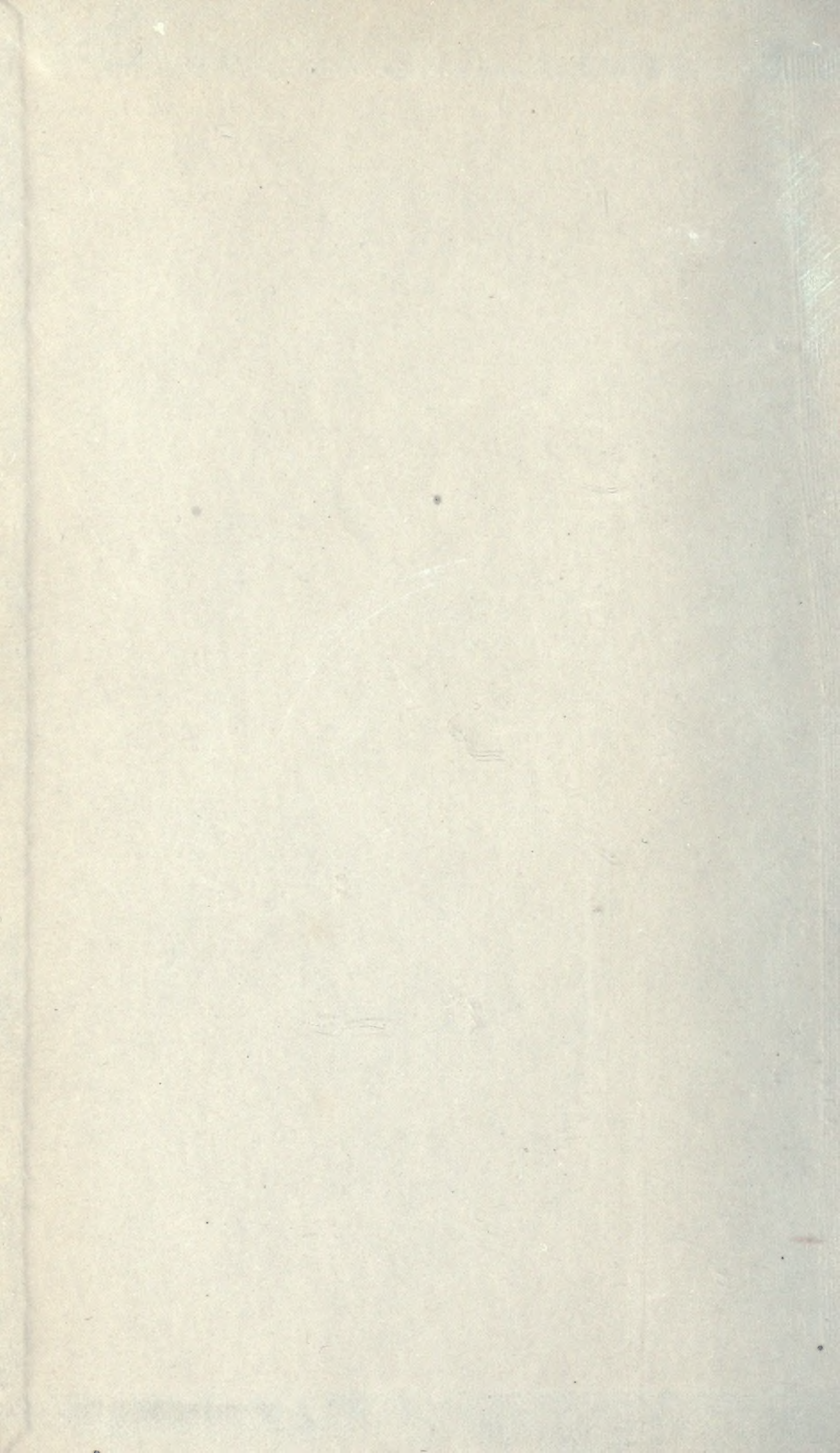
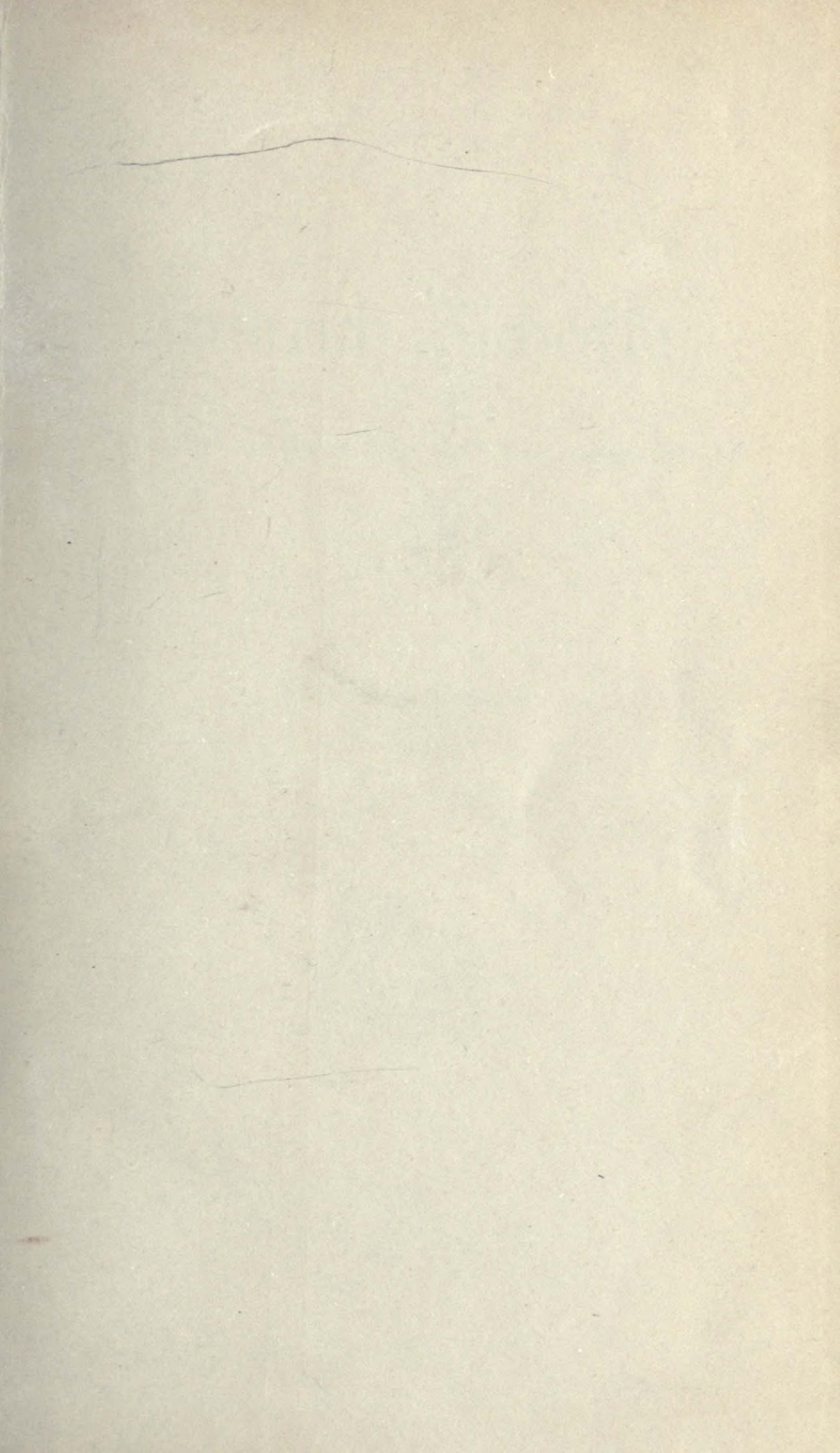








Heinrich Zschokke

Seine Weltanschauung und Lebensweisheit

Von

Max Schneiderreit



Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1904

Inhalt

Seite

IX

Vorwort.

Wohl die meisten verehren in Heinrich Zschokke nur den interessanten, humorvollen Erzähler, den Novellendichter, ohne zu ahnen, daß er sich auch viel den höchsten Fragen der Menschheit gewidmet hat. Und doch beschäftigten sie ihn ständig, klangen sie ihm, wie er selbst sagt, im Schauspiel wie im Schlachtgewühl, im Arm der Liebe wie im Sessel des Ratsaales unaufhörlich fort und verfolgen, im Grunde genommen, alle seine Schriften nur den Zweck der Verbreitung seiner Ansichten über sie. Freilich, wer liest auch heutzutage noch seine Selbstbiographie im ersten Teile der „Selbstschau“, wer diese selbst — ganz zu schweigen von den populär geschriebenen „Stunden der Andacht“, die einstmals eins der verbreitetsten Bücher waren? Aber wie schade! Klar, überzeugend und streng durchgeführt geben sie uns eine zugleich Verstand und Gemüt befriedigende, wenn auch nicht in allen Einzelheiten neue Lehre. Was verschlägt es, daß Zschokke in seinem unermüdlichen Drange nach Vervollkommnung selbst kurz vor seinem Tode erklärt hat, das dort Niedergeschriebene genüge ihm nicht mehr, er sei inzwischen auf einen weit höheren Standpunkt gelangt! Gibt es doch nach seinem eigenen Geständnis die Anschauung seiner

Mannes- und Greisenjahre wieder, die, wie er glaubte, ihn auch ins Jenseits begleiten würden! Und zehren doch von seinem Wirken und geistigen Erbe, wie Wernly in seiner Festschrift mit Recht sagt, Unzählige, wenn auch oft unbewußt! Lebt doch, namentlich in der Schweiz, sein Andenken noch treu bewahrt fort, wie die erst 1894 erfolgte Enthüllung seines Denkmals beweist!

Hiernach bedarf der Versuch einer zusammenfassenden Darstellung seiner Lehre keiner weiteren Rechtfertigung, zumal die „Selbstschau", wie wir gern zugeben, nicht im Geschmack unserer Zeit geschrieben und es nicht jedermanns Sache ist, sich durch ihre 359 enggedruckten Seiten mit ihren vielfachen Wiederholungen hindurchzuarbeiten. In mehrfacher Beziehung, namentlich gilt dies von den politischen Ansichten, gibt überdies die „Selbstschau" nur ganz Allgemeines, während sich das Einzelne erst aus den übrigen Schriften erkennen läßt. Bei letzteren wiederum ist es nötig, den Goldschaum der Erzählungen, wie Zschokke selbst sie bezeichnet, von dem Kern der in ihnen vorgetragenen Ansichten loszulösen, um diesen in voller Klarheit hervortreten zu lassen.

Unsere Aufgabe ist es daher, überall die leitenden Gesichtspunkte herauszuheben und so dem Verständnis näher zu bringen. Indem wir Zschokkes Lehre in dieser Weise nach seinen Schriften in großen Zügen wiedergeben, wollen wir aber keineswegs — wie ein Recensent bei Besprechung unseres „Matthias Claudius"*) in fast unglaublicher Weise uns unterstellt hat — von der Lektüre dieser Schriften Zschokkes selbst abschrecken, sondern hoffen zuversichtlich, gerade auf sie hinzuwirken. Welcher Bearbeiter eines Schriftstellers verfolgte wohl auch, wenn dieser sein Interesse jahrelang gefesselt hat, ein Ziel, wie das erstgedachte?

---

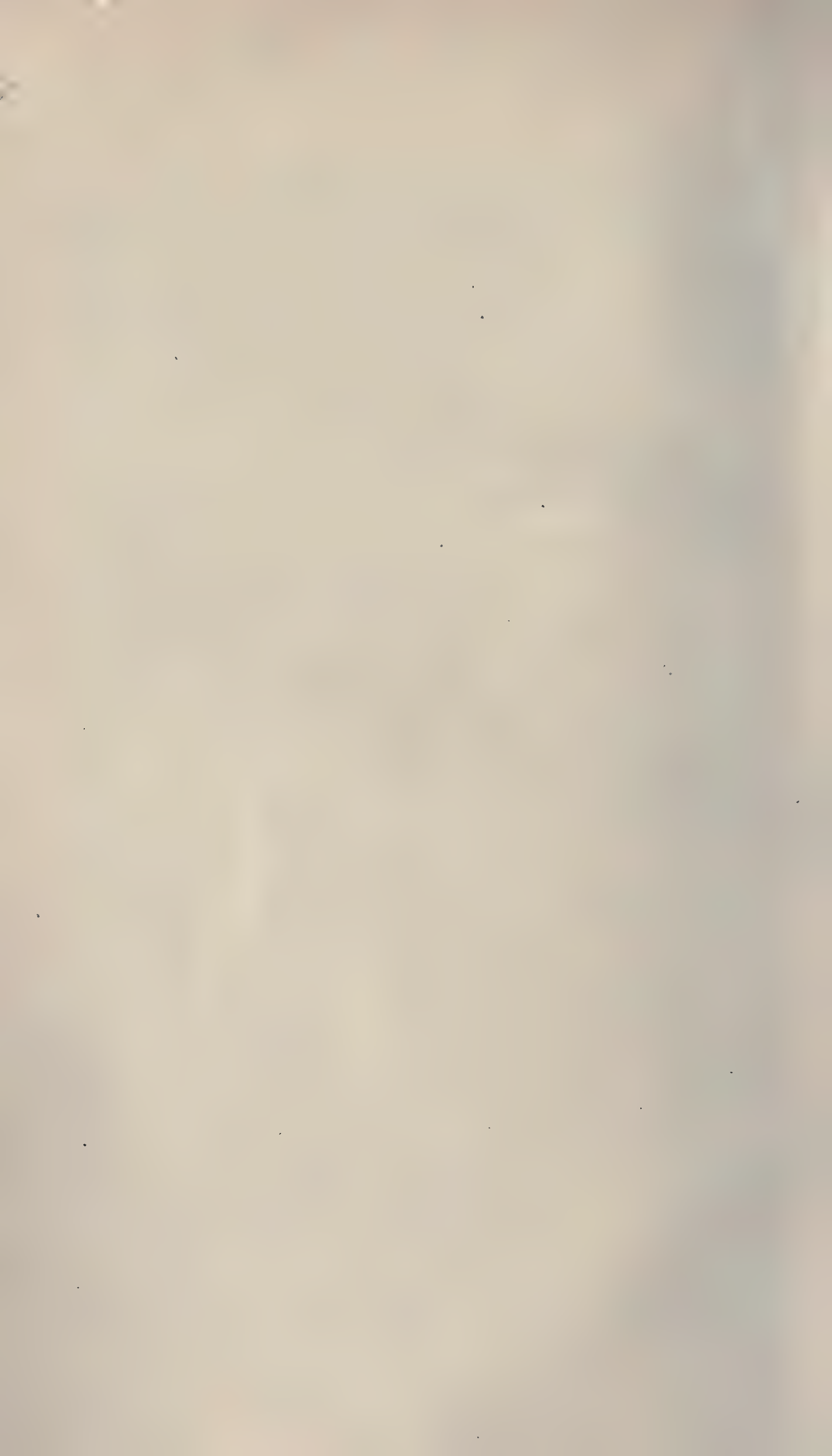
*) Erschienen als erster Band dieser Sammlung 1898 bei Ernst Hofmann & Co., Berlin, unter dem Titel: „Matthias Claudius. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit."

Auch diesmal sind, wie bei Matthias Claudius, wo irgend möglich, Zschokkes eigene Worte beibehalten worden.

Der erste Teil des Buches stellt, in sich abgeschlossen, gleichsam den theoretischen, philosophischen Teil der Lehre Zschokkes im Zusammenhange möglichst gedrängt dar, wogegen der zweite mehr die Anwendung dieser Theorie auf die einzelnen Fragen des praktischen Lebens behandelt.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß sich sowohl in Herders „Ideen der Philosophie der Geschichte der Menschheit" wie auch in Rückerts „Weisheit des Brahmanen" vielfach weitgehende Übereinstimmungen mit den Gedanken Zschokkes finden.

Max Schneiderreit.





Lebensabriß.

Stellen wir das Leben Matthias Claudius' dem Heinrich Zschokkes vergleichend gegenüber, so ist jenes am treffendsten dem stillen, sanft dahinfließenden Bache, dieses dem wildbewegten, bisweilen sogar sturmgepeitschten Meere zu vergleichen. Dort äußerlich und innerlich wenig Veränderung, wenig Bewegung, hier das wechselvollste Schicksal, die mannigfaltigste Tätigkeit. Aus diesem buntbewegten Leben können wir hier, dem Zwecke unserer Darstellung entsprechend, nur einige uns für diese besonders wichtig erscheinende Episoden herausgreifen.

Johann Heinrich Daniel Zschokke wurde am 22. März 1771 zu Magdeburg als Sohn eines wohlbemittelten, aber wenig gebildeten Tuchmachers geboren. Seine Mutter starb wenige Wochen nach seiner Geburt, und auch der Vater wurde ihm durch den Tod entrissen, bevor Heinrich noch der Kindheit entwachsen war. Seine Erziehung lag nun in den Händen seiner erheblich älteren Geschwister, denen bei ihrer geringen Bildung das Verständnis des geweckten, nach freier Geistesbildung lechzenden Knaben gänzlich verschlossen blieb. So wurde nicht nur die Erziehung in ganz falsche Bahnen gelenkt, es wurde auch die Jugend des Knaben, der gerade so sehr der Liebe bedurfte, sich aber von allen gleichgültig behandelt und zurückgestoßen fühlte, zur glücklosen. Hieraus

allein erklärt sich, daß er als halberwachsener Mensch, obwohl er selbst sich zu bilden eifrig bestrebt war und die Liebe zum Wahren, Heiligen und Schönen schon früh in ihm entbrannte, aus der Schule entlief und sogar mit Schauspielertruppen umherzog, denen er als Theaterdichter diente. Diese Zeit brachte ihn aber, dank seiner gesunden Anlage, keineswegs auf falsche Wege, wie leicht erklärlich gewesen wäre, ließ ihn vielmehr das Unschöne in dieser Lebensweise erkennen und gab ihm vor allem jenen Leichtmut, den wir gerade in seiner Verbindung mit dem festesten Sittenernst und der unerschütterlichen Sittenstrenge in seinem späteren Leben wie in seinen Schriften bewundern. Nach Erreichung des vorschriftsmäßigen Alters bezog er die Universität Frankfurt a. O. und widmete sich Studien auf fast allen Gebieten des menschlichen Wissens. Nur von der Heilkunde schreckte ihn ein unwiderstehlicher Widerwille vor menschlichen Leichnamen auf dem Altar Hygieas ab. In seiner Universitätszeit schrieb er den „Abellino", über den er sich wegen seiner Unreife später selbst lustig gemacht hat. Beim Antritt seines zweiundzwanzigsten Lebensjahres wurde er zum doctor philosophiae und magister bonarum artium ernannt, bestand unmittelbar darauf die vorgeschriebenen Prüfungen in der theologischen Fakultät und empfing die licentia contionandi (Befugnis zum Predigen). Diese übte er in seiner Vaterstadt Magdeburg auch aus, habilitierte sich dann aber an der Universität Frankfurt a. O. als Privatdozent und las daselbst drei Jahre lang theologische und philosophische Kollegien. Als sich seine Anstellung infolge eines Zwischenfalls mit dem Staatsminister von Wöllner verzögerte und die Frühlingssonne in aller Pracht wieder einmal sein Katheder beschien, ward ihm der Lehrstuhl zuwider und die alte Wanderlust wach. Aus der ursprünglichen Absicht, nur ein paar Jahre lang Länder und Völker zu sehen, entwickelte sich aber, als er einmal ihren Boden betreten hatte und auf ihm die lang ersehnte Freiheit verwirklicht glaubte, ein dauernder, ja der lebenslängliche Aufenthalt in der Schweiz, welche nun seine zweite Heimat wurde. Er übernahm zunächst die Leitung des Semi-

nars von Reichenau und wirkte dort trotz seiner Jugend sehr segensreich. Neben der mit einem so großen Institute unvermeidlich verbundenen umfassendsten Tätigkeit gewann er aber auch Zeit, eine „Geschichte des Freistaates der drei Bunde im hohen Rhätien“ zu schreiben, welche mehrere Auflagen erlebte und sogar ins Italienische und Französische übersetzt wurde. Auf seinen Wanderungen mit den Schülern über den vollständigen Bildungsmangel im Volke belehrt, machte er sich ferner gleichzeitig daran, ein kleines Schulbuch zur Aneignung des Wissenswertesten zu verfassen, und ließ es auf seine Kosten drucken und verbreiten. Das ist sein erstes Wirken in volkserzieherischer Richtung. Als äußeres Zeichen der Anerkennung seiner Wirksamkeit wurde ihm am Vorabend seines achtundzwanzigsten Geburtstages das Staatsbürgerrecht verliehen, eine seltene Gabe, welche im Lauf des Jahrhunderts nur einem einzigen vor ihm gewährt und sonst weder erbittlich noch erkäuflich war. Zugleich ging ihm der Ruf zur Übernahme einer außerordentlichen Professur in Frankfurt a. O. zu, den er aber ablehnte, da ihm seine neue Heimat und größere Wirksamkeit in ihr nichts zu wünschen übrig ließ. Indessen sollte dieser nur zu bald ein jähes Ende bereitet werden. Es ist bekannt, wie gewaltige Erschütterungen die Schweiz als Folgeerscheinungen der französischen Revolution in den Jahren 1797 bis 1802 durchzitterten. In diesen Jahren der „außerordentlichsten Begebenheiten“ brachen auch über Zschokke die wechselvollsten Schicksale herein, der, wie selten ein Mensch, von allen Schwankungen jener gärenden, unheilvollen Zeit in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ihrem Einflusse haben wir offenbar die Schilderungen der Schicksale seiner Helden in Erzählungen, wie „Kleine Ursachen“, „Fürstenblick“, „Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen“, „Es ist sehr möglich!“ u. a., die uns wie phantastische Erdichtungen anmuten, und überhaupt seine Auffassung vom Schicksale als der gewaltigen Macht, die den armen, schwachen Menschen wie einen Spielball herumschleudert, zum größten Teile zuzuschreiben. Zunächst mußte das Seminar infolge der allgemeinen Flucht der Lehrer und Zöglinge geschlossen

werden. In buntester Mannigfaltigkeit wechseln in den nun folgenden Jahren die Tätigkeiten und die äußere Lage Zschokkes. Erst Flüchtling vor politischen Gegnern. Dann diplomatischer Agent im Interesse der politischen Flüchtlinge; hochgeehrt wegen seines warmen und mannhaften Auftretens. Bald darauf wieder in Bünden deswegen infam erklärt und geächtet. Dann in Luzern im Ministerium beschäftigt. Darauf als Regierungskommissar in Unterwalden mit der umfassendsten Vollmacht betraut, nämlich daselbst durch weise und kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen gehörige Achtung zu verschaffen. Ferner zum vollmächtigen Regierungskommissar des Kantons Waldstätten und darauf nach glücklicher Lösung aller dieser Aufgaben zum Regierungskommissar in Wallis mit demselben Auftrage sowie dem weitergehenden, den ersten Konsul der französischen Republik, Napoleon Bonaparte, und dessen Reservearmee über den St. Bernhardsberg zu begleiten, ernannt (welchen Auftrag er aber ablehnte). Weiterhin Regierungskommissar für die italienische Schweiz und Begleiter des französischen Generals Moncey, der mit einem Armeekorps von 20000 Mann in die Lombardei einzudringen hatte. Dann wieder Statthalter in Basel und endlich wegen freimütiger Äußerungen von Spionen der Berner Polizei überwacht.

Wahrlich, es ist zu verstehen, wenn ihn bei einem solchen Wechsel des Schicksals bisweilen ein toller Kitzel des Lachens anwandelte, wenn ihn die Kreuz- und Quersprünge, Küsse und Tücken des Schicksals komisch dünkten, welches ihm erst alles gegeben, dann, wie ein launisches, eigenwilliges Kind, alles Gegebene wieder genommen hatte. Es ist auch erklärlich, wenn er in dieser Stimmung bisweilen etwas herb wird und bei Ausmalung solcher Zustände zu einem Urteil, wie dem folgenden, gelangt: „Ich sah bald voller Ekel, bald mitleidig das Menschengeschlecht um mich her mit seinen civilisierten Lastern und Albernheiten und der Tugenden so wenige; die legitimen Mördereien und Gewalttaten der Schlacht-Heroen unter hingeschlachteten Nationen; die Rasereien der vom Parteigeist Betäubten; die Priester mit starrem Heiligenstolz im

Demutskittel auf den Himmel zeigend, aber von der Erde fordernd; und dann die duldsame Volksherde, von ihren Herren und Hirten mit Plagen, mit größeren, als je die Plagen des mosaischen Ägyptens gewesen, geschlagen." Ein solches Urteil ist im Munde eines Mannes, wie Zschokke, der, wie wir noch sehen werden, überall maßzuhalten weiß, wohl nur aus einer Zeit zu erklären, die er selbst mit der Zeit der Völkerwanderung oder derjenigen der Reformation und ihrer Religionskriege vergleicht.

Doch um wieder zu dem Gange der Ereignisse auf Zschokkes Lebenswege zurückzukehren, so sagt er selbst, die Berner Polizei habe sich damals (1802) seinetwillen sehr unnütze Mühe gegeben, ihn habe zu jener Zeit die traurige Tagespolitik nicht mehr angezogen, er habe schon ganz andre Dinge getrieben. Von nun an lenkt sein Lebensschicksal wieder in ruhige, gleichmäßige Bahnen ein, und damit fällt zeitlich — eigenartig genug! — der Beginn seines Gemütsfriedens zusammen. Es bleibt aus der früheren Zeit nachzutragen ein wichtiges literarisches Unternehmen: die Herausgabe des „Schweizerboten", eines Volksblattes in des Wortes bester Bedeutung. Jetzt (1802) folgt, zwar auch allgemein gehalten und populär, aber doch schon für einen engeren Kreis bestimmt, der durch einen Traum hervorgerufene Roman „Alamontade oder der Galeerensklave", in welchem Zschokke unter der Hülle eines spannenden Romans die Ergebnisse seines eigenen Nachdenkens und Gefühlslebens niederlegt und allen denen Trost bringen will, die ihren Gott verloren zu haben glauben. Es ist der Niederschlag der jetzt nach den wechselvollsten Schicksalen eintretenden Ruhe und Selbstmusterung.

Nachdem Zschokke sich der Forstwissenschaft, zu der ihn teils die Lust, einsam in grünen Bergwäldern umherzustreifen, teils der Anblick von Mißhandlung und Verwüstung derselben trieb, längere Zeit gewidmet hatte, wurde er von der Regierung vom Aargau zum Oberforst- und Bergrat ernannt, ein Ehrentitel, den er nach seinen eigenen Worten unter allen Titeln am letzten erwarten konnte, und mit dem eine Stellung

verbunden war, die ihm ein, wenn auch bescheidenes, so doch auskömmliches Gehalt sicherte. Um sich dieses Titels würdig zu machen, verfaßte er zur Unterweisung der Unterbeamten und Gemeinden den „Gebirgsförster", den er unentgeltlich an die Ortsvorsteher verteilen ließ.

Aus dieser Zeit verdient ein an sich unbedeutender Vorfall der besonderen Erwähnung, weil er für die Denk- und Handlungsweise, namentlich den Unabhängigkeitssinn Zschokkes bezeichnend ist. Das ihm auf Veranlassung seines Freundes Karl von Bonstetten von der bekannten Frau von Staël gemachte Anerbieten, ihr Reisegesellschafter zu werden, schlug Zschokke nämlich ohne Bedenken ab. Er begründet diese Ablehnung damit, daß er seine Unabhängigkeit auch dem geistreichsten und gelehrtesten Weibe des Jahrhunderts nicht zum Opfer gebracht haben würde, und fühlt sich sogar durch Bonstettens Zumutung etwas gekränkt; beweise sie doch, daß er in seiner Achtung etwas tief stehe. „Er hatte mir, der vorher selbständig und freitätig auf Welt und Leben einzuwirken gewohnt war, angesonnen, im Grunde nichts anderes als unter schonendem Namen erster Hausdiener einer reichen, eiteln, wenn auch geistvollen Frau zu werden, welche für literarischen Flitterglanz und Schmeicheleien schöngeisternder Salons ihr Dasein vergeudete."

Am 25. Februar 1805 vermählte er sich mit der „edlen, einfachen" Nanny Nüsperli, der Tochter des Pfarrers von Kirchberg. In der mit ihr dreiundvierzig Jahre lang bis zu seinem Tode geführten glücklichen Ehe wurden ihm dreizehn Kinder, zwölf Söhne und eine Tochter, geboren, von denen zwei Söhne im jugendlichen Alter starben. Von seinen Kindern urteilt er selbst, daß keins seiner Liebe und Sorge unwert gewesen sei.

Mit dem Anfang des Jahres 1804 hatte er die Herausgabe des „Schweizerboten" in wöchentlichen Heften wieder aufgenommen. „Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich, Torheiten verspottend, Vorurteile untergrabend, freisinnig, ohne Herold einer Partei zu sein, Wahrheit und Recht bekennend, ohne durch höhnende Persönlichkeiten einen Gegner zu erbittern," begann er damals dies

Volksblatt wieder und setzte es unverdrossen über dreißig Jahre lang fort. Wie er selbst sagt, erkannte er in dieser schriftstellerischen Tätigkeit seinen eigentlichen Beruf: „ich wählte Feder und Buchdruckerpresse, mir eine Tätigkeits-Sphäre zu erschaffen, größer, als jedes meiner öffentlichen Ämter gab, um nach allen Richtungen Besseres zu fördern." Daneben begann er mit dem Anfang des Jahres 1808 ein ebenfalls populär gehaltenes, aber auf religiösem Gebiete liegendes umfassenderes, ja sein Hauptwerk: „Die Stunden der Andacht". Über den Plan zu ihm spricht er sich selbst in folgenden Worten aus: „Im stillen Streit der Gedanken wog ich mir die Schwere der Aufgabe. Leicht war es nicht, in Haushaltungen des Reichen und Armen, ebenso gut Vertrauter der Glaubenslosen als der Erngläubigen zu werden, dem Denker hier und dem Gefühlseligen dort durch Verstandesbefriedigung zugleich und durch Wärme der Begeisterung zu entsprechen. Daß aber Sehnsucht nach Selbstheiligung, nach einem In-Gott-Leben in allerlei Volk lebendig werde, mußten sowohl die Schicksale und Arbeiten des Heilandes der heilungsbedürftigen Menschheit als die unmittelbaren Gottesoffenbarungen im Menschengeiste, mußte sowohl der geheimnisvolle Gang der Herzen unter ihr beachtet werden. Und den widerspenstigen Argwohn getrennter Kirchen und Sekten nicht aufzuwiegeln, forderten die Unterscheidungslehren derselben sehr leise Berührung oder zartes Umgehen." Nach diesem Plane erschienen die „Stunden der Andacht", und zwar anonym in dem Verlage seines Freundes Heinrich Remigius Sauerländer in Aarau, von Woche zu Woche ein Blatt ununterbrochen acht Jahre lang. Es ist bekannt, wie großes Aufsehen dies Werk verursachte und welche Verbreitung es fand; daß es auch heftigen Widerspruch herausforderte, ist nur natürlich. Erst in der Selbstschau, also im Jahre 1842 — dank der treuen Verschwiegenheit des Verlegers war das Geheimnis so lange gewahrt worden — trat Zschokke offen als sein Verfasser hervor. Die Verheimlichung seiner Autorschaft geschah jedoch, wie bei einem Manne von der Denkart Zschokkes schon ohne weiteres anzunehmen ist, nicht aus Mutlosigkeit

oder gar Furcht vor nachteiligen Folgen für seine Person, sondern um dem Einwande von vornherein die Spitze abzubrechen, daß „ein Laie, ein weltlicher Staatsmann, ein Märchen- und Schauspieldichter, ein Philosoph" sich in geistliche Sachen mische. In der Zeit von 1813 bis 1818 machte Zschokke mehrfach Reisen nach Bayern, dessen Geschichte er herausgab. Gelegentlich seines Aufenthalts in München auf einer solchen wurde ihm die Stelle eines residierenden Mitgliedes der Münchener Akademie angetragen, die er aber ebenso ablehnte wie eine ihm vier Jahre später vom Könige Maximilian Joseph angebotene Gnadenbezeugung, die in Verleihung des Indigenats, eines Adelsdiploms oder Ordens bestehen sollte. Die Ablehnung erfolgte lediglich, weil er Bürger einer Republik war, ein Grund, der auch durchaus anerkannt wurde. Zu dieser Zeit erbaute er sich am linken Ufer des Aarstromes, auf sonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber nach eigenem Bauplan ein anspruchsloses, aber bequemes Landhaus, seine „Blumenhalde". Nach dem Grundsatze: „Nicht ein langer Lebenslauf, sondern ein tatenvoller ist ein großer und ein dem allgemeinen Besten geopferter ein seliger" widmete er hier in den folgenden Jahren seine ganze freie Zeit der Schriftstellerei. Diese war und blieb sein eigentlicher Beruf. Er übernahm die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift „Miscellen für die neueste Weltkunde", schrieb belehrende Erzählungen moralischer Richtung, wie „Das Goldmacherdorf", „Die Branntweinpest", ferner eine „Geschichte des Schweizerlandes fürs Schweizervolk" und gleichsam zu seiner Erholung von der ernsteren Arbeit seine allbekannten Novellen und größeren Erzählungen heiterer Art. Immer aber lag für ihn, wie er selbst eingesteht, die höchste Würde des Schriftstellertums im Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit, Menschenrecht und Geistesveredlung der Zeitgenossen. Dafür mußten selbst die dichterischen, einer leichten Unterhaltung gewidmeten Gebilde dienen, in die er seine Erfahrungen und Ansichten hüllte „wie der Arzneihändler seine Pillen in Goldschaum oder Zucker". Bloße Gaukelspiele des Witzes, wieviel sie der

sogenannten poetischen Höhe und Tiefe haben mögen, genügten ihm nie. Trotz der reinsten Absichten kam er — offenbar wegen seiner, wie bereits hervorgehoben, bisweilen zu weitgehenden und wohl nur aus dem Charakter der damaligen Zeit erklärlichen politischen Urteile — in den Ruf eines revolutionssüchtigen Aufklärers, eines Feindes der Religion und der bürgerlichen Ordnung. Wie wenig aber Zschokke dies in Wahrheit war, bedarf keiner weiteren Ausführung. Was er für Recht und Würde des Volkes getan hatte, war nur vermittelst Belehrung und Aufhellung des Volksgeistes und auf Wegen versucht worden, die kein Gesetz verboten hatte, nie durch Aufforderung zu Meutereien oder Teilnahme daran. Nicht einmal ein Parteimann in dem heutigen Sinne des Wortes war er. Nichtsdestoweniger geriet er in der auf die Niederwerfung Bonapartes folgenden, jede freiere Geistesrichtung unterdrückenden Zeit mit der herrschenden Partei im Aargau, welche eben diese Ziele verfolgte, in Zwist. Sie suchte ihn von seinem Sitz im großen Rate zu verdrängen, unterwarf seinen „Schweizerboten“ strenger Zensur und ging sogar gerichtlich, aber in ungesetzlicher Weise gegen ihn vor. Deshalb legte Zschokke im Sommer 1829 sämtliche Stellen, die ihm von der Regierung anvertraut waren, nieder, weil er, wie er sagt, sich schämte, einer ihrer Beamten zu sein. Den Sitz im großen Rat und die Herausgabe seines „Schweizerboten“ aber behielt er bei. Zu den Anfängen der Beratung über den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes in den dreißiger Jahren wurde er zufolge des Vertrauens seiner Mitbürger und seiner unleugbaren Bedeutung hinzugezogen, ergriff aber mit Freuden einen sich bald darbietenden Anlaß zum Austritt; denn je länger, desto mehr widerte ihn das Parteigetriebe an. Nur den Sitz in der gesetzgebenden Versammlung (dem großen Rate) und allenfalls Aufträge des Staates, deren Vollziehung von kurzer Dauer war, nahm er in der Folgezeit noch an. Im übrigen beschäftigte ihn neben seiner sonstigen schriftstellerischen Tätigkeit immer ausschließlicher eine Arbeit, nach welcher er sich seit langen Jahren gesehnt, an die er sich aber nie herangewagt hatte. Es war

dies die Darstellung seiner Welt- und Gottesanschauung, die Niederschrift der „Selbstschau". Sie wurde seine Lieblingsbeschäftigung vom sechzigsten bis zum siebzigsten Lebensjahre. Dies Insichgehen des Geistes zur Erkennung seines Wesens und Lebens führte ihm nach seinem eigenen Zugeständnis wahrhaft heilige Stunden der Erbauung und Erhebung des Gemütes zu in noch höherem Grade als vormals die Ausarbeitung der „Stunden der Andacht". Freilich genügte ihm auch das hier Niedergeschriebene dann nicht mehr, und er suchte in den folgenden Lebensjahren in noch vollkommenerer Weise seine Anschauung darüber niederzulegen. Dies war ihm aber nicht mehr beschieden. Am 27. Juni des Jahres 1848 verstarb er zu Aarau im Kreise der Seinen, so daß er die neue Zeit nicht mehr anbrechen sah, die so manchen seiner Wünsche hat in Erfüllung gehen lassen, und an deren Heraufführung er durch Wort und Schrift redlich mitgearbeitet hat.



I.

Rennen und Erkennen.

Nur zu! Es ist darauf der Großplan angelegt,
Daß jedes kleinste Maß paßt, das man angelegt,
Daß jeder deutet sich die Welt in seinem Sinn,
Und jeder deutet recht; soviel ist Sinn darin."
(Rückert, Weisheit des Brahmanen X 47.)

Wir werden ins Leben geworfen, ohne daß uns eine Kunde oder auch nur eine Ahnung von unserer Herkunft und von unserer Bestimmung zuteil würde. In unserer Kindheit freilich hat unsere Vorstellung mit dem auf uns eindringenden Neuen — alles ist uns ja neu — so viel zu tun, daß sie nicht dazu kommt, weitere Fragen sich zu stellen, und wir fühlen uns glücklich. Reifen wir aber heran, so drängt sich jedem nicht ganz stumpfen Geiste mit Notwendigkeit die Frage auf nach seiner Bestimmung und nach dem Zusammenhang der Dinge. Wer bin ich, fragt sich der Mensch. Was soll ich hier in der Welt? Warum muß ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich mir endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten gewinnen könnte? Das wäre ein erbärmlicher Zweck, nicht wert der Mühe des Daseins und der Tränen. Oder ward ich hierher gesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszubilden? Die Gebote meiner Vernunft auszuüben? Der Zweck wäre edler. Aber was m e i n Ziel ist, soll das Ziel a l l e r sein. Und doch ist's nicht so, wie das Leben der meisten Menschen und die Geschichte ganzer Nationen zeigt.

Und diese Frage des Menschen nach seiner Bestimmung und nach dem Urgrunde alles Wesens und Seins ist nicht vermessen, sondern nur natürlich und durchaus gerechtfertigt. Wie schon sein Dasein allein ihm Vollmacht zu ihr gibt, so sehen wir auch, daß kein anderes uns bekanntes Wesen sie ins Weltall hineinrufen kann. Und deshalb soll der Mensch es auch. Man sage ihm nicht, ihm antworte doch niemand draußen. Gerade daß wir zweifeln, beweist, daß wir eine Gewißheit finden können. Wie sollten wir von Finsternis wissen, wenn wir kein Licht in uns trügen, oder von Irrtum, wenn wir keine Wahrheit hätten? Alle Menschen von einiger Bildung kommen zum Zweifel, sobald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift waren. Die träge Unwissenheit nur allein glaubt alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr aber entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrtümer. Aber gerade das Verzweifeln an aller Gewißheit unserer Kenntnisse wird der erste Schritt zur Gewißheit. Nur darf uns der Zweifel nicht lähmen, sondern muß uns reizen und vorwärts jagen, das Äußerste zu wagen, gleichwie der Schiffer, wenn er im Meersturm Untergang sieht, untergeht, sobald er sich aufgibt, aber noch Rettung findet durch die Tollkühnheit der Verzweiflung. Ruhe in der Gewißheit, Wahrheit, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meinen oder bestechliches Glauben sucht der Mensch. Und eine solche Gewißheit, eine solche Wahrheit gibt es; sie ist mehr als ein gewöhnliches Fürwahrhalten, ja, weit mehr als ein Wissen, zu dem wir vermittelst Vergleichungen, Schlüssen und äußeren Wahrnehmungen gelangen. Sie ist ein naturnotwendiges Müssen der Vernunft, ein Eins- und Dasselbe-Sein mit ihr, die unwandelhafte Grundlage aller höheren Erkenntnis, ohne welche keine Einheit und Enträtselung alles Erkannten möglich wäre. Freilich muß der Sterbliche erst durch Wahrnehmungen und Schlüsse zur Deutlichkeit seines eigenen Bewußtseins und zu der Überzeugung gebracht werden, daß er wirklich da sei und lebe. Und doch hat er das Leben gehabt, ehe er Schlüsse bilden konnte!

Um diese Gewißheit nun zu erhalten, kommt alles darauf an, daß wir den richtigen Weg wählen; denn stark ist der Mensch und einem Gotte gleich in seinem Lebenskreise, und nur die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft macht ihn gebrechlich.

Zwei Wege sind uns zur Erkenntnis gegeben: der Weg der bloßen Erfahrung und der der selbsttätigen Vernunft. Zunächst scheint jener der sicherere. Allein er ist es nicht; denn gerade die wichtigsten Dinge, um deren Kenntnis uns zu tun ist, wie Wert des menschlichen Lebens, zukünftiges Schicksal des Menschen, liegen außerhalb des Horizontes irdischer Erfahrung. Auch fühlen wir bald, daß wir unter unsern gegenwärtigen Verhältnissen und mit den unserer Seele verliehenen Werkzeugen niemals die außersinnlichen Ursachen der Dinge oder Erscheinungen, welche uns umgeben, kennen lernen, daß wir vielmehr immer nur für ihre Wirkungen auf uns Wahrnehmungssinn haben. So bleibt für diese wichtigsten Dinge allein der Vernunftweg. Von uns selbst wissen wir, daß, was den Gesetzen der Vernunft widerspricht, uns nicht überzeugt. Wir bemerken ferner, daß alle Menschen ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehen zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besessen haben wie wir, und daß sie nur in *Anwendung dieser Gesetze* von uns abgewichen sind. Wir bemerken, sobald das neugeborene Kind durch eine Reihe von eigenen Erfahrungen und Vergleichung derselben untereinander in den Stand gesetzt ist, sich selbst von andern Dingen zu unterscheiden, daß es eben so bald auch anfängt, in diesen Gesetzen zu denken und zu handeln. Dasselbe finden wir beim abgestorbenen Greise, dessen Einbildungsvermögen versiegt, dessen Gedächtnis verblichen ist. Bis das Leben seines Körpers erlischt, behalten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, wenn er auch bei Lähmung seiner Sinneswerkzeuge nicht mehr imstande sein mag, die ihn umgebenden Dinge richtig zu würdigen. Denken und handeln wir in den Vernunftgesetzen, so entwickelt sich alles vor uns in lichtvoller Harmonie. Versuchen wir uns ihnen zu entziehen, so schwindeln wir unter zerreißenden

Widersprüchen: wir rasen. Die Vernunftgesetze sind also das Rüstzeug des Menschen, um die Welt verstehen zu lernen. Deshalb liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand nicht einer einzelnen Person, sondern der gesamten Menschheit übereinstimmend hervortraten ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Übereinkunft zwischen Weltaltern und Weltteilen. Die nie veraltende Majestät des Weltgebäudes rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Obwohl der Mensch niemals mit Augen das Leben in der Pflanze, das Empfindende im Tier, das Denkende im menschlichen Leibe gesehen hatte, gab er zu allen Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandensein dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währt. So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leibliches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrhunderte fort in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher als jede menschliche Weisheit und Gewalt, so daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten. Ginge das gesamte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höheren und Göttlichen irre, wäre die standhafte Aussage der Sinne, die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wäre Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts als Selbstverblendung, so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein göttlich Großes wohnen, die Wirklichkeit aber kaum wert sein, der Schemen dieser Lüge zu heißen. Vielmehr ist jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts ein Schrei der inneren Wahrheit, welche keine

Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswut der Kirche, kein Witz des Zweifels zum Schweigen bringt. Immerdar kehrt auch, wie wir sehen, der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Es ist merkwürdig zu beobachten, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten wie andere; nur im Studierzimmer wurden sie irre. Ihre besten Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinns. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit eingebüßt hatte, fand draußen in den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels ohne schulgerechte Schlüsse alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Die einen von denen, welche sich der Erforschung der wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts zuwandten, begnügten sich mit dem Schatz von Kenntnissen, welche sie auf dem Wege der Erfahrung über Naturerscheinungen gesammelt hatten, ohne sich genauer um das Gesetztum und eigentümliche Verfahren des Geistes in seinen Wirksamkeitsweisen zu kümmern. Sie gelangten so zur Vergötterung der Stoffe und bewegenden Naturkräfte (zum Materialismus) und verloren weit Edleres aus ihrem Anblick: die Heiligtümer der Menschheit, sittliche Weltordnung, Wahrheit, Recht, Tugend, Unsterblichkeit, welche ihnen leere Phantome oder bloße Erzeugnisse und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens werden mußten. Andere hinwieder ohne umfassendere Beobachtung und Erfahrungen von Gesetzen und Wirkungen der Natur in deren unermeßlichem Reiche, mehr in sich selbst gekehrte Schul- und Stubengelehrte, beschäftigten sich ausschließlich mit Betrachtung der Vermögen, Erkenntnisgesetze, Ideen und Bestimmungen von Tätigkeitsweisen des menschlichen Geistes. Sie fanden in ihm die Gesamtheit des vorhandenen Alls. Das Draußen ward ihnen zum chaotisch Fremden, welches nur im Kalei-

doskop des Geistes durch Notwendigkeit in demselben geordnetes Dasein empfing. So ward ihnen die gesamte Wirklichkeit zu einem Reich von I d e e n und B e g r i f f e n, der Geist alleiniger Schöpfer dieses Reiches, er oder der Gesamtgeist der Menschheit der Gott darin, Wesen und Sein das Gleiche und das vom Geiste Ungekannte ein Nichtvorhandenes. Sie mußten notwendig auf dem Wege des Reinbegrifflichen zur Vergeistigung des Alls, zur Sichselbstvergötterung des Geistes (zum Idealismus und Spiritualismus) gelangen und mit der Wirklichkeit außer dem Geiste auch einen höheren Gott verlieren, weil dieser selbst nur gedankliche Schöpfung war, oder sich mit ihm, dem Wesen-All, für identisch halten. Sie waren im strengsten Sinn des Wortes bloße Schulweise. Widerspruch und Unzureichendes, welches sich unvermeidlich auf dem gewählten Wege mittelbarer Erfahrung von außen oder reinbegrifflicher Vorstellung in den Ansichten beider ergeben mußte, führte wieder andere Denker zum Zweifeln an der Wahrheit überhaupt, zum Mißtrauen gegen die Möglichkeit unbedingter Gewißheit (zum Skeptizismus).

Der richtige Standpunkt, von dem aus wir allein zu einer Gewißheit gelangen können, ist die gleichmäßige Betrachtung von Natur und Geist nach den Gesetzen der Vernunft. Von ihm aus erst wird uns die Verwandtschaft beider und eine heilige, das All durchherrschende Ordnung heller, dann geht uns ein Ahnen und Wissen von dem auf, was, erhaben über Natur und Geist, im Unendlichen wohnt. Und wir werden inne, daß der gesunde Verstand der Menschheit im allgemeinen von jeher das Wahre vollständiger erfaßt hat als jene einseitigen Richtungen.

Unsere Aufgabe ist es daher im wesentlichen nur, in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes das Unbestimmte fester zu bestimmen, und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht seit Anbeginn der Menschheit zur Erkenntnis des Wahren genommen hat. Wie bisher aber ein sechstausendjähriges Nachdenken des menschlichen Geschlechts über den Urgrund seines Vorhandenseins

und seiner Bestimmung höchstens dem Ziel näher gekommen ist, es aber noch immer nicht erreicht hat, so müssen wir uns stets gegenwärtig halten, daß wohl auch nie ein Sterblicher das alles lösende Wort zum Schlüssel des alten Welträtsels finden, und daß auch der kommenden Jahrtausende Scharfsinn nicht das letzte Geheimnis aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern wird. Der Mensch müßte ja auch vor Grausen vergehen, könnte er das Ende der durch die Unendlichkeit führenden Bahn sehen. Keineswegs wird daher der Anspruch erhoben, daß das Folgende das allein Wahre und Richtige enthalte. Vielmehr müssen wir uns dessen bewußt sein, daß die Menschen bei der Verschiedenheit ihrer Empfindungsweise, ihrer Phantasie und Vernunftbildung sowie ihres Schicksals schwerlich jemals eines Sinnes, eines Glaubens und einer Überzeugung werden können, und daß, wie in der Sinnenwelt die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge herrscht und selbst ein Baum nicht aus seinen Zweigen einander vollkommen gleiche Blätter zu treiben vermag, so auch im Geistesgebiet herrscht und herrschen soll die unendlichste Mannigfaltigkeit der Ansichten und Vorstellungen. Doch darf uns diese Aussicht, niemals die volle Wahrheit zu finden, nicht zurückhalten vom Forschen; das Betrachten des Alls ist und bleibt wahrhaft hohepriesterliches Geschäft, Aufschauen in das Allerheiligste der ewigen Stiftshütte zu dem, der da ist, war und sein wird. —

Daß wir selbst da sind, können wir ohne Wahnsinn nicht leugnen. Wir empfinden, wir denken, und daraus schließen wir, daß etwas empfindet und denkt, und dies Etwas ist unser Ich. Überhaupt ist kein Wissen von irgend einem Etwas möglich ohne Kunde vom Dasein desselben in Empfindung und Bewußtsein. Es ist kein Wissen ohne Dasein, kein Dasein in uns ohne Wissen davon. Das eine ist nicht ohne das andere möglich, weil beide ein und dasselbe sind. Die Einheit des Daseins und Wissens ist das Urgewisse, aller anderen Gewißheiten Urgrund, das sich schlechthin durch sich selbst Verstehende, was keines Beweises fähig ist, aber auch keines Beweises bedarf. Es ist die Grundlage, auf welcher der Ver-

stand erst alle anderen Beweise aufbaut. Eine Empfindung kann täuschen, nicht aber über ihr Dasein, sondern nur über ihre Veranlassung. Eine Vorstellung kann falsch sein, aber nicht ihr Dasein ist falsch. Denn auch die irrige Vorstellung ist vorhanden in mir, und zwar als solche. Wer sein Dasein beweisen wollte durch sein Wissen desselben, würde wieder sein Wissen durch das Dasein desselben erweisen müssen, also eins durch das andere oder das Gleiche mit sich selber.

Steht so für uns unser eigenes Vorhandensein fest, so empfinden wir weiter, daß etwas auf uns einwirkt, unabhängig von der Willkür unserer Vorstellungen. Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten, durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Dasein sind wir überzeugt und gewiß oder wenigstens vom Dasein der in der Sphäre unseres Seelischen erregten Empfindung, und so hebt der Verstand des Menschen immer und überall seine Tätigkeit damit an, daß er im arglosen Vertrauen auf das Zeugnis der Sinne das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls mit den Sinnen beobachtet. Wir haben demnach keinen Grund, an dem Vorhandensein anderer Dinge, die ohne uns da sind, zu zweifeln. Was und wie beschaffen die Dinge außer uns sind, lassen wir vorläufig dahingestellt. Nach unseren sinnlichen Wahrnehmungen unterscheiden wir das Beobachtete voneinander, ordnen und benennen es. Ehe sich der Verstand Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung und, ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Außendinge. So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das im Raum Ausgedehnte Stoff und unterscheidet diesen wieder von der Kraft, die jenen im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoff nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen dasjenige, was er Leben nennt. Bei dem Tier beobachtet er, daß es in seinen Bewegungen noch etwas anderes verkündet, daß es Empfindung von Schmerz und Lust äußert und die Dinge um sich her gewahrt;

er nennt dies Seele. Und in dem Menschen offenbart sich eine noch höhere Macht als tätig, durch die er, seiner selbst bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich das Gesetz der Sittlichkeit kennt, welches weder für Tiere noch für Pflanzen gilt: da ist mehr als nur Seele, da ist der Geist. Mögen nun Stoff und Bewegkraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eines und dasselbe oder Verschiedenartiges sein; der gemeine Menschenverstand nimmt sie jedenfalls als besondere Arten der Wesen, da sie sich in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf voneinander abzeichnen. Von dieser Einteilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir deshalb ebenfalls ausgehen.

Die Sinne belehren uns jedoch nur von ihrer Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Dasein der Dinge, nicht davon, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern nur davon, wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende für uns beschaffen ist. Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, dessen Vorhandensein wir vermittelst der Sinne allein wahrnehmen, so ergibt sich, daß solches immer nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stofflich gegeben worden ist. Wir empfangen durch Empfindung nicht mehr als das Tier: bloß Kunde vom Dasein des Körperlichen z. B. der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte oder Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen tatsächlich noch weit anderes vorhanden im All der Dinge als das, was wir durch die Sinne wahrnehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen gerührt. Es ist nur sozusagen geistige Gesichtstäuschung, wenn wir glauben, dies alles mit unseren Sinnen zu schauen, die doch nichts als das Stoffliche und dessen Veränderungen gewahren. Die Tiere, selbst die

bildungsfähigsten und edelsten, bleiben vor der Schönheit, Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen kein seelischer Sinn Kunde vom Dasein des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte, so würde unser Dasein aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinneserregungen bestehen, die weder unsere Verwunderung noch unsere Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Tieres, während eben dies Spiel schon das Gemüt des menschlichen Kindes ergötzt. Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist.

Der menschliche Geist weiß sein eigenes Vorhandensein einzig durch sein Sichwissen, ohne Möglichkeit eines anderen Beweises; denn was in sich durchaus verhältnislos vorhanden ist, kann bloß gewiesen=gewußt, nicht aber bewiesen=erkannt werden. Die Tatsache des Bewußtseins ist also ebenso wie die des Empfindens, welche wir oben festgestellt haben, über allen Zweifel erhaben. Der Geist weiß sich mit höherer Gewißheit als alles Beweisbare; er weiß sich urgewiß vorhanden. In ihm wohnt ein Urwissen, das allem anderen Wissen vorangeht, nicht erst ein erworbenes, sondern eins und dasselbe mit dem Geisteswesen ist. Dies urgewisse, in allen Geistern vorhandene Sichwissen ist eben der Urgrund, auf dem alles Beweisbar=Gewußte überhaupt erst aufgebaut werden kann. Indem der Geist nun wirkt, ruft er aus sich ein anderes als sein Unmittelbares ins Sein. Er tritt gleichsam in sich auseinander als ein Sichwissen einerseits und Vonsich= oder Von=anderm=Wissen andererseits. Er wird ein Gegenstand seines Wissens, ein Gewußtes. Er unterscheidet sich selbst als das Wirkende, Denkende von seinen Wirkungen, den Gedanken, sich selbst als das Sachlichwesende von den an sich wesenlosen Vorstellungen, sich als die Einheit seiner mannigfachen Begriffe und Urteile, sich als das Bedingende seiner wandelbaren Gedankenwelt. Diese hat kein Dasein und Bestehen für sich ohne den Denkenden. Sie hat zwar ein Sein; denn sie ist vorhanden. Aber sie ist nicht das Insichselbstbe=

stehende des Geistes, welcher weset d. h. als Wesen vorhanden ist, sondern sie ist ein Wesenloses. Der Geist hat weiter Vorstellungen von dem seelisch (durch die Sinne) Gewahrten, welche wir „Wahrnehmungen“ nennen wollen im Gegensatz zu den „Gewahrungen“ der Sinne. Er hat aber auch nichtsinnliche Kenntnisse d. h. Kenntnis von dem, was seelisch ungewahrbar, unempfindlich, unfühlbar ist. Dies letztere Wissen kann in uns geworden sein entweder durch Selbsttätigkeit des Geistes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Außendingen abgezogenen Vorstellungen, Begriffe und Urteile zu rechnen sind, oder durch inneres Wahrnehmen dessen, was allem Vorstellen, Begreifen und Urteilen selber vorangeht, und worin jede Selbsttätigkeit des Geistes wie innerhalb bleibender Schranken wird und sich bewegt, was man Denkgesetz des Geistes nennen könnte, oder endlich durch inneres Wahrnehmen dessen, was in uns ein Gewußtes ist, ohne von den Sinnen gegeben oder nach den Denkgesetzen Gefolgertes und Erschlossenes oder das Denkgesetz selber zu sein, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Im Geist ist also ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Diese Kenntnisse können wir als reine oder nichtsinnliche oder übersinnliche, diejenigen dagegen, welche etwas durch seelische Gewahrung Gewonnenes enthalten, als sinnliche Vorstellungen bezeichnen.

Das gedanklich gewordene Gesetztum des Geistes wird von uns die Vernunft genannt. Mag man diese auch nach verschiedenen Beziehungen bald Erkenntnisgesetz (theoretische) bald Sittengesetz (praktische) nennen, immerdar ist sie eine und dieselbe Vernunft, immerdar die gewußte, in sich gleiche Wirkungsweise des Geistes, um das All der Dinge in die eigene Wissens-Einheit aufzunehmen und zu umfassen. Denn was und wie unser Geist in seiner Unmittelbarkeit weset und wirkt, das fordert er auch vom Sein dessen, was er nicht ist. Er drückt allen Wahrnehmungen, den reinen wie den durch die Sinne gegebenen, gleichsam sein eigenes Gepräge auf.

Er will im All des Vorhandenen sich selber wieder erblicken und ebenso in seinem Selbst das All, damit nirgends Zweiheit und Zwiespalt wohne, sondern sich die Gesamtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöse.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnotwendigkeit (das Gesetztum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben, wollen wir den wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der Tat nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unseres Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Bezug auf seine Unmittelbarkeit, das andere Mal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen).

Von der Kenntnis ist die Erkenntnis scharf zu unterscheiden. Selbst die Sprache des gemeinen Lebens macht diesen Unterschied. Kenntnis ergibt sich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtnis von den verschiedenen Erregungen der Sinne oder des Bewußtseins; Erkenntnis hingegen allein durch die Tätigkeit des Geistes, das Gekannte seinem Gesetztum zu unterwerfen. Kenntnis begnügt sich an der Tatsache; Erkenntnis fordert zu ihr die Ursache und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding d. h. ein Bedingtes ist, also die Bedingung.

Einerseits weiß sich also, wie wir gesehen haben, der Geist wesend d. h. wirkend, denkend, mithin als Ursache seiner Tatsachen (der Vorstellungen), als Quell seines Andersseins (des Gedanklichen). Er ist das Bewußtsein und Dasein, ein wissendes Sein und ein seiendes Wissen. Er hat danach, unabhängig von allen Sinnesgewahrungen (denn mit welchem der Sinne könnte der Geist geschaut werden?), ein reines Wahrnehmen des eigenen Vorhandenseins. Diese Kunde des Selbstseins ist über jeden Zweifel erhaben.

Aber ebenso zweifellos ist andererseits die Kunde vom Dasein eines Etwas außer ihm, das er nicht selbst ist, und welches erst auf dem Wege der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf sagen, er wisse nicht, was die Dinge außer ihm an und für sich sein mögen; aber er kann das

Dasein derselben überhaupt nicht hinwegleugnen oder für ungewiß halten. Dies wird später im Zusammenhange ausgeführt werden; vorläufig unterstellen wir es als ein gewonnenes Resultat.

Wir haben also zweierlei Quellen der Kenntnis des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Übersinnlichen und die seelische Gewahrung des Sinnlichen. Beide in höchster Allgemeinheit enthalten für uns das Urgewisse. Wollten wir das Dasein des Gedanklichen im Bewußtsein, das Dasein der Sinnenwelt in der Empfindung aufheben, so würden wir Bewußtsein und Empfindung leugnen, so würden wir unser gesamtes Vorhandensein hinwegleugnen, ohne welches wir doch nicht leugnen könnten. Indem wir aber den urgewissen Grund des geistigen Vonsich-Wissens und des seelischen Gewahrens einer Sinnenwelt gestatten, verleihen wir dem Geist einen festen Punkt, auf welchem fußend er das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Wie eine doppelte Kenntnisweise des Vorhandenen, so haben wir auch eine doppelte Erfahrungsweise, nämlich eine mittelbare und eine unmittelbare Erfahrung. Erstere ist durch Gewahrungen des Seelischen im Geiste vorhanden, letztere unabhängig von Sinneserregungen, ein übersinnliches Vonsich-Wissen. Weil nun in der einen wie in der anderen Art nichts als das Tatsächlich-Gekannte begriffen ist, so liegt alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unserer Kenntnis, mithin auch unserer Erkenntnis d. h. alle menschliche Erkenntnis beruht auf Erfahrung. Wenn also in der Erfahrung des tatsächlich Vorhandenen d. h. in der Kenntnis oder Daseinskunde (Einheit des Wissens und Seins) von den Dingen die unanfechtbare Gewißheit derselben ruht, so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntnis des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntnis wohnen. Und wer leugnet es? Nicht die Tatsachen des Bewußtseins, nicht die Tatsachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten, wohl aber die Versuche des Verstandes,

das Mannigfaltige zur Einheit und die Tatsache zu einer Ursache zu erheben. So breitet sich denn zwischen der sinnlichen und der nichtsinnlichen Daseinskunde jener unsichere Strom der menschlichen Erkenntnis wie zwischen zwei festen Ufern aus. Hier also ist der alte Wogenkampf des Irrtums und der Wahrheit, hier liegen die unermeßlichen Schätze unseres Meinens, Wissens und Glaubens, hier das Beste, Schönste und Höchste, was im unendlichen All des Seins unsere Bewunderung, unser Erstaunen, unser Entzücken erweckt und verdient, hier alles, ohne welches die bloße Daseinskunde der Dinge, ja selbst das Dasein derselben bedeutungslos und ohne den mindesten Wert für uns wäre. Wäre keine Wahrheit der Erkenntnis, keine Gewißheit unseres Geistes in ihr möglich, ja, dann wäre das vernunftlose Tier unserer Beneidung würdig, dann wäre das Träumen und Wähnen unseres Glaubens und Meinens köstlicher als die fruchtlose Urgewißheit des Daseins von wechselnden, in sich zusammenhangslosen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

Wenn unser Geist aus der Urgewißheit seines Selbstes gegen die Gesamtheit der Außendinge hervortritt, und so lange er bei der Allgemeinheit seiner Vorstellungen, gleichsam in der Nähe seines unwandelbar gleichen Gesetztums verweilt, ist er sich der Sicherheit und Richtigkeit seines Verfahrens gewiß. Daher die stete Anerkennung der allgemeinsten Vernunftwahrheiten, daher die sicheren Grundlagen der mathematischen Wissenschaften, daher die gleichförmige Unterscheidung und Behandlung der von allen gekannten irdischen Dinge (z. B. verwechselt kein Mensch das Feuer mit dem Wasser; niemand sagt: ich vermute, daß ich denke und empfinde, sondern jeder sagt: ich weiß, daß ich denke und empfinde). Je mehr sich aber der Geist vom Allgemeinen seiner inneren Gesetzgebung und äußeren Erfahrung entfernt zu besonderen Einzelheiten, je mehr sich ihm in fortgesetzter Tätigkeit die Vorstellungen und Begriffe zersplittern in mannigfaltigeren Gegensätzen, je tiefer er in das Besondere der ihn umringenden Erscheinungen eindringt, um so unsicherer wird er in Anwendung seiner Gesetze, weil er die Gegenstände in ihrer Menge untereinander

verwechselt, die er vorher unterschieden hatte, oder den Weg verliert, auf welchem er zu diesem gelangt war, oder Vorstellungen zusammenknüpft, die er unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen kennen gelernt hat. Dann steht er im Irrgarten des Wahns, des zwistigen Meinens, der abweichenden Glaubensarten, der subjektiven Gewißheiten, die mit den Umständen ändern.

Die Erkenntnis eines Gegenstandes ist aber nicht wegen der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft trüglich, sondern wegen der Unzulänglichkeit unserer Kenntnis vom Sein und Dasein des Gegenstandes. Und das Sinnenzeugnis ist nicht darum unzuverlässig, weil die Empfindung sich selbst belügen könnte; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts anderes als ihr eigenes Dasein und So-Sein, dagegen nichts von Ursache und Wirkung, von Möglichkeit und Unmöglichkeit, welches letztere schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist. Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Außenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrene, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich dasselbe ist. Unsere Kenntnis von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist noch sehr mangelhaft, und jede neue Erfahrung ändert daher unsere Ansichten. Hingegen die Kenntnis vom Dasein der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, woraus auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntnis der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

Und hiermit kommen wir auf die Kenntnis des Geistes von einer Welt außerhalb seiner, welche wir bisher nur als Resultat vorläufig hingestellt haben. Es fragt sich also, ob das Erkannte, das wir nicht sehen, auch wirklich und sachlich, wie wir es uns vorstellen, außerhalb unser da sei, und welche

Bewandtnis es eigentlich mit der sogenannten Wirklichkeit der Dinge habe.

Das Gewußte oder Gedachte ist, wie wir oben gesehen haben, nicht der Geist selber in seiner Unmittelbarkeit, sondern ein anderes; es ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte, nicht die Ur-Sache, sondern die Tat-Sache. Der Geist weiß, daß er die Ursache seines Gedanklichen, und daß der Gedanke das von ihm bedingte und abhängige Verursachte ist. Ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewußtes wäre ein nicht-wirkendes Wirkendes, ein nicht-wissendes Wissen — in sich selbst Widersprechendes. Also ist jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursache. Das Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Da hiernach die Wirkung in ihrer Ursache, nicht außerhalb derselben ist, so ist der Gedanke im Geiste, nicht außerhalb desselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm, von ihm untrennbar, wenngleich durch den Verstand unterscheidbar. Die Wirklichkeit umfaßt demnach sowohl das Wesende d. h. das Wirkende wie auch das bewirkte Wesenlose. Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinst des Wahnsinns, auch des Dichters bewunderns-würdige Schöpfung sind im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn auch nur gedanklicherweise, und obgleich ihnen nichts von allem entspricht, was die Außenwelt den Sinnen gibt. Zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes (d. h. das Wandellose, Beharrliche) und Bewirktes (d. h. das Wandelbare, von jenem Abhängige, durch es Bedingte), so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unseren Sinnen, alle Vorstellungen in unserem Geiste nur Wandelbares und Wesenloses innerhalb ihres ur- und sachlichen Wesens, worin dieses in sich auseinandertrat. Da aber die Wirkung in der Ursache ist, so wohnt das Vergängliche im Unvergänglichen, so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten, alles Sein im Wesen. Das Gegensätzliche desjenigen, was weset, ist nicht mit ihm das Gleiche; sonst wäre es nicht ein Gegensatz und nicht von ihm unterscheidbar. Aber es ist auch nicht das schlechthin ihm Ungleiche, dem Wesen

Widersprechende; sonst wäre es das mit ihm Unvereinbare, Zwiespalt der Einheit, was aber unmöglich ist, weil ein Ur- und Sachliches nicht mit sich selber unzusammenhängende Wirkungen gewähren kann, da sie sonst nicht seine Erfüllung wären. Es ist vielmehr das Gleichartige des Wesenden. Jede Wirkung ist also ein gleichartiges Sein ihrer Ursache, alles Bewirkte gleichsam das Abbild des Wirkenden, dessen Gegensatz und Anderssein es ist. So spiegelt unser wesender Geist sein urheitliches Selbst in unserer Gedanklichkeit ab, aber als anderes und Änderliches, in wesenloser Mannigfaltigkeit. So sind die Dinge dieser Welt ein Widerschein des Unbedingten; das Endliche ist der Widerschein des Unendlichen. Was irgend uns im Weltall erscheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der seelischen Sinne in unser Bewußtsein tritt, ist das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen, ist das in der Einheit des Wesenden ihm gegensätzlich Gewordene, sein anderes Sein. Weil aber das Bewirkte als Gegensatz des Wirkenden nicht das Beharrende sein kann, wird es das stets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche sich in jeder seiner Wirkungen wieder ein neues Gegensätzliches wird. So erschließt sich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Besondere, aus dem Besonderen das Einzelne. Es erwächst jene endlose Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche unter sich entferntere oder nähere Gegensätze bilden.

Der Geist weiß, daß er nicht in endloser Einsamkeit sei. Er anerkennt zunächst das Dasein anderer Geister. Er kennt aber außerdem urgewiß und tatsächlich vieles, das er selber nicht ist, außer sich. Dies Draußen kündigt sich ihm in Sinnesgewahrungen an. Er weiß, daß da etwas anderes vorhanden ist, was nicht seinem Gesetztum unterworfen ist; er unterscheidet sich selbst von dem Empfindenden. Er weiß vom Empfundenen erst dann, wenn es im Lichte des Bewußtseins als Vorgestelltes aufsteigt. Erst dann wird es seinem Gesetztum untertan, aber auch nicht einmal das Empfundene selber, sondern nur die Vorstellung von ihm. Empfindungen selber lassen sich vom Geiste weder rufen noch ver-

bannen; sie gehorchen einem ganz anderen Szepter. Deshalb ist das Unterscheiden von Geist und Seele wohl erlaubt. Auch Empfindungen tragen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenseins an sich. Sie deuten damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, dessen Gegensätzliches sie sind. Alle Empfindungen sind Erregtes im Seelischen, wie es Vorstellungen im Geistigen sind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen ist aber nicht der Geist; er weiß mit Gewißheit, daß er es nicht ist. Notwendig besteht also, wie das seelisch Erregte, auch das Erregende außer ihm. Die Wirkungen von außen, in den seelischen Sinnen, welche durchaus etwas anderes sind als unsere Geisteswirkungen (die Gedanken), wollen wir, um sie von diesen zu unterscheiden, Erscheinungen nennen und die Gesamtheit der Erscheinungen Welt. Wäre die Welt nicht außerhalb des Geistes, so könnte sie nur in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich sein. Weiter könnte sie dann nur entweder sein, des Geistes, Werk sein oder nicht sein Werk. Wollte er sie nicht als seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Überirdischen jenes höheren Wesens. Wollte er dagegen die Welt nur als seine Vorstellung und nichts weiter ansehen, so könnte man das nur Empörung wider sein eigenes Bewußtsein und wahrhaftes Totschlagen des gesunden Menschenverstandes nennen. Wer die Außenwelt als überhaupt nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt mit den äußeren Sinnen zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts außer ihm hätte Wesen und Dasein: er wäre das Ich und das All. Er stände als der ewig Einsame nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte, und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Notwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt, und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Szepter in seinem unge-

heuren Weltmärchen wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs, wäre durch inneren Widerspruch wahr; das Bewußtsein wäre Lüge, das Sinneszeugnis Wahnsinn. Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät eines solchen Gottheitstraumes vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

Wollte jemand einwenden: „Wer bürgt dafür, daß nicht alles anders sei, als ich es mir vorzustellen gezwungen bin? Wie, wenn das ganze Universum, das wir uns vorstellen, nichts mehr und nichts weniger wäre als eine notwendige Folge unserer Organisation?", so könnte man darauf nur folgendes antworten: Entweder wir wollen Gebrauch von unserm Erkenntnisvermögen machen; dann müssen wir nach Folge seiner Gesetze denken. Oder wir wollen nicht nach den Vorschriften unserer Vernunft urteilen, wollen dem Vernunftgemäßen auch etwas Vernunftwidriges als gleichgeltend gegenüberstellen; dann hört alles Forschen auf und nimmt der Wahnsinn dessen Stelle ein. So lange wir Menschen sind d. h. vernünftig, reden wir nach der Vernunft und kann der Zweifel des Wahnsinns uns nicht anfechten. Wir sprechen eben nur von der Welt, wie wir sie *haben*, nicht von dem, wovon uns keine Ahnung, kein Beweis zugekommen ist.

Die Welt ist für unsern Geist alles, was er in seiner Unmittelbarkeit nicht selber ist. Sie ist eine Mannigfaltigkeit wechselnder Wirkungen außerhalb unser, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verstand muß nach seinem Gesetztum notwendig in dem außerhalb unser Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht selber ist. Wir beobachten, daß die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern, dagegen das, was hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, nicht aufhört. Wir können durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen. Aber damit haben wir nur ein Verhältnis der kleinen Teile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß. Die Teile selbst haben wir nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die

wirkenden unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeigen sich jetzt d. h. sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen zu mir stehen. Dies Bleibende, dies Ursachliche der Welt nennen wir die Natur. Die Natur ist also das beharrliche Wesen der Dinge außerhalb unser, die Welt mithin das wesenlose Anderssein und Abbild oder das Gleichartige der Natur. Die Natur ist die Fülle des ewigen Lebens in wechselnden Erscheinungen ihres Andersseins, nämlich der Welt. Da Natur und Welt nicht sachlich und an sich selbst, sondern nur als Gewußtes im Wissen des Geistes wohnen, sind sie, wie alle Vorstellungen, seinem Gesetztum unterworfen und nur wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Ursache denkbar und verstehbar. Mithin bewahren Natur und Welt für den Geist unter sich dasselbe Verhältnis, wie der Geist und das weite Reich seiner Gedanken. Die Welt ist nur die Erfüllung der Natur, wie der Gedanke die des Geistes ist; die Natur ist in allem wesend, was die Sinne gewahren. Und wie man nicht mit Unrecht jeden unserer Gedanken ein Erscheinen des Geistes aus sich nennen kann, so könnte man gewissermaßen auch die Erscheinungen draußen Gedanken der Natur nennen.

Zur Außenwelt, welche der Geist in seine in ihm wohnende Welt einschließt, gehört auch der menschliche Leib mit seinen verschiedenen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesamt sind wesenhaft eins und dasselbe mit der Natur. Es ist zwar gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehen, daß alles Gewahrte und Empfundene nicht außerhalb, sondern innerhalb der Sinne ist und in ihnen das Erregte ist. So wandeln Klänge und Töne nicht außerhalb der Ohren für sich, sondern werden erst innerhalb des Gehörs, was sie als Empfindung sind; so liegt der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte, das sie schlug, sondern wird durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt. Aber das Erregende oder das auf den Menschen Einwirkende ist, wie in ihm, so auch außer ihm wesend, und das Erregte ist nur Anderssein und

Gleichartiges des Erregenden. Dieses beharrt außerhalb der Seele, selbst wenn die Empfindungen verschwunden sind, und die Empfindungen kehren wieder, sobald abermals die Seele dazu weckt. Nur dieses Wirkende, Erregende weset, nicht die Erregung. Daher gehen wir Geister mit dem Wesen der Dinge, die außerhalb unser bestehen, selber um; wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, sondern durch die Erscheinungen oder Erregungen innerhalb der Sinne mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist und nur in ihrer Mittelbarkeit (d. h. vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht als ihr Anders-sein, als Welt.

Natur und Geist sind hiernach beide Ur- und Sachliches oder Wesendes; Welt und Gedanklichkeit dagegen sind beide nur Wirkung, Anderssein von jenen, in sich wandelbar und wesenlos d. i. seiend. Diese Vorstellungsart muß uns allerdings befremden, die wir durch die Gewohnheit sinnlichen Anschauens befangen sind. Von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben gewöhnt, wollen wir alles gern sinnlich ergreifen. Es muß uns verkehrt erscheinen, das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, für allein sachlich und wesenhaft vorhanden zu halten und hinwieder das, was wir tatsächlich mit allen fünf Sinnen ertasten und erfassen, für so wesenlos gelten zu lassen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken. Wir wissen nicht, unter welcher Gestalt und Farbe oder in welcher Weise und Bewegung wir uns ein übersinnliches Wesen, wie den Geist, die Natur, die Gottheit, vorstellen sollen. Wir können uns von dem, was da weset, kein sinnliches Bild, nicht einmal den Begriff machen. Und in der Tat können wir ein Wesen als solches nicht begreifen. Denn jeder Begriff ist eine Zusammenfassung des Mannigfaltigen zu seiner Einheit, in welcher und zu welcher jenes sich verwandt verhält; das Wesen aber ist selber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen, ist selber das alle seine Wirkungen in sich begreifende Ursachliche. Der Geist hat also eigentlich nur ein Kennen vom Dasein des Wesenden, aber kein Begreifen und Er-

kennen desselben, weil Erkenntnis nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur ursachlichen Einheit ist. Darum begreift der menschliche Geist sich als Wesendes selber nicht, weil er selber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten ist. Seine Natur ist ihm unbekannt. Dennoch kennt und weiß er urgewiß sein Dasein. Darum können Vorstellungen, insofern sie einzeln und ganz einfach sind, nicht begriffen werden. Darum sind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für sich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was rot, was sauer, was Klang in sich sei? Wer kann die Vorstellung davon auflösen wie einen Begriff und daraus die Merkmale einem andern mitteilen? Und wie wir das Wesen des Geistes nicht erkennen, so müssen wir auch zugeben, daß die Ursachen der Dinge, die wir Welt nennen, also die Natur für uns in geheimnisvoller Finsternis wohnen, daß wir eigentlich nur in einer Vorstellungswelt leben, die alles nach den Gesetzen unserer geistigen Einrichtung gestaltet. Aber auch in dieser müssen wir nach eben jenen Gesetzen das wirkende Etwas von der Wirkung unterscheiden. Wir sehen also das Universum in zwei Teile zerfallen: eine Welt voller Erscheinungen oder der Wirkungen auf uns, und diese ist's, die wir allein kennen — und eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen, die wir aus den Wirkungen erkennen. Zu dieser gehört unsere Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblicken wir freilich von dem ungeheuren Uhrwerk des Universums nur die Außenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und rätselhaft bleibt uns das innere Getriebe. Deshalb endet alles zuletzt in reines K e n n e n d. h. bloße Daseinskunde, und die höchste Erkenntnis führt zuletzt dahin, daß Kenntnis und Erkenntnis e i n s werden. Die meisten Irrtümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rühren gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen, daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann.

Wir kennen also das Dasein des Wesenden, ohne es

mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber weset und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Obwohl wir die Natur mit keinem der Sinne ertasten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrem Vorhandensein. Sie ist uns geworden durch die Notwendigkeit des geistigen Gesetztums, alles im Gegensatz von Ursache und Wirkung zu erkennen. Diese Gewißheit steht so unerschütterlich fest in uns, wie die vom eigenen Dasein unseres denkenden Ichs, welches sich als Urquell seines Gedankentums weiß und urgewiß kennt. Könnten wir die wesende Natur mit den äußeren Sinnen schauen, so wäre sie nichts Wesendes, nicht die Natur mehr, sondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geistes offenbart sich in notwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt, ein Reich des Vorhandenen, welches hoch über dem Reich der Sinnenwelt sich ausbreitet, und aus welchem diese erst ihr Licht erhält. Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Anderssein ihrer Ursache, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden, die Welt ein Ausdruck der Natur in unserem Bewußtsein ist, so erwächst im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln.

Es entsteht nun aber der Zweifel, ob für das, was außer uns vorhanden ist, dieselben Gesetze wie für unsern Geist bestehen. Wäre nicht im Wesen der Dinge, die außerhalb unser bestehen, ein Zustand möglich, welcher ganz und gar nichts mit unseren Vorstellungen und Erkenntnisgesetzen gemein hat? Doch ein solcher Zweifel vernichtet sich schon durch sein eigenes Werden; denn indem wir ihn überhaupt aufwerfen, dehnen wir den Gesetzeskreis unseres Denkens wieder auf das aus, worauf ihn ausdehnen zu dürfen wir bezweifeln. Aber er wird auch dadurch widerlegt, daß, seit Erfahrung der Sterblichen besteht, noch keine einzige erwiesene Tatsache von der Außenwelt zu ihr gelangte, in welcher sich eine Ungleichheit des Gesetztums der Natur und des Geistes kundgetan hätte. Allenfalls könnten wir die theologischen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht selbst

diese wieder auf eine gewisse Art vernunftgemäß als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären d. h. eine unerwiesene Tatsache durch eine unerwiesene Ursache. Sie sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit. Andererseits beurkunden zahllose Ereignisse und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weissagungen dessen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Übereinstimmung des Gesetztums von Geist und Natur. Ohne Gleichartigkeit des Geistes mit der Natur wäre ein gegenseitiges Einwirken beider schlechthin undenkbar. Wir könnten nicht absichtlich gewisse Erscheinungen in ihr hervorrufen nach ihrem eigenen Gesetztum, welches uns durch Erfahrung kund ward; sie könnte hinwieder nicht unser Gewußtes sein durch ihr Erregen unseres Wissens. Eben durch diesen Verkehr, in dem beide Wesen miteinander stehen, offenbart sich die Urverwandtschaft von Geist und Natur. Beide bilden schlechthin Untrennbares, erfüllen sich im gegenseitigen Erregen und vollenden sich zu dem, was beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einem Nichtvorhandenen da, und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtsein der wesenden Natur, kann dies nur sein, indem das Gesetztum ihres Wirkens dem Gesetztum seines Erkennens gleich ist. Dem Gesetztum der Natur, der Naturnotwendigkeit, steht die unwandelbare Erkenntnisnotwendigkeit gleichartig gegenüber. Ohne beiderlei ewige Notwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen möglich. Ohne Wandellosigkeit des Gesetztums der Natur müßte der Geist in ewiger Irre schweben unter dem Szepter des Zufalls oder der Willkür. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieselben sein; die himmlischen Weltkörper schwärmten in unzuverlässigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erstarren und Töne geschmeckt werden.

Wie hieraus erhellt, ist der Geist nicht eine bloße Naturwirkung. Man hat dies oft gemeint und behauptet, er sei nur eine edlere Blüte des schaffenden Lebens, hervorgegangen aus einer kunstreicheren Fügung und Gliederung des Leibes,

seiner Gefäße und Nerven und einer feineren Materie als der von Tieren und Pflanzen. Er sei, wie alles in der Natur, außer der nichts sei, ihr Erzeugnis wie jede andere ihrer Erscheinungen. Abgesehen davon, daß diese Auffassung die Erscheinung, nämlich die Welt, mit dem Wèsen, nämlich der Natur, verwechselt und die Natur für etwas bloß Materielles, Stoffliches ansieht, bleibt sie die Antwort auf folgende Fragen schuldig: „Wodurch ist die Materie, die an sich stille und tote, zugleich die alles in wunderbaren Ordnungen bewegende? Wodurch der in sich einfache, ungegliederte Stoff zugleich der Schöpfer von Gefühlen, Gewahrungen und Erkenntnissen? Wird er das alles durch ein unergründliches Ungefähr?" Wollte man diese Fragen bejahen, so wäre die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorgebracht hätte, als er selbst ist, nämlich den mit dem Bewußtsein des Lebens begabten und ihre ihr selbst unbewußte Weisheit anstaunenden Menschengeist. Das Universum wäre eine tote Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche wert wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich *leben* und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört uns. Solange wir vernünftige Wesen sind, können wir ihm nicht anhängen. Wäre der menschliche Geist die höchste Blüte der Natur, so würde er als Werk der Natur ein bloßes Sein (nicht Wesen) haben, so würde nicht er, sondern die Natur Quell und Ursache seiner Vorstellungen und Ideen, mithin selbst von dem sein, was sie selbst nirgends äußert und nicht weiß; so würde sie in seinem Bewußtsein und Wissen sich selbst zum Widerspruch werden müssen, ein wissenloses Gewußtes, ein willenloses Wählen, ein endliches Unendliches. Der Geist aber weiß sich als *selbständig* Wirkendes, Erscheinungen der Natur *in sich bedingend*. Er erblickt, was die Natur nirgends sinnlich offenbart, ihre Wesenheit, Unendlichkeit, sogar Höheres als sie. Er trägt ein Gesetz in sich, welches nicht ihr Gesetz ist, oft gegen ihre Gebote und Triebe Widerstreit gebietet und durch ihre Gewalt nur mangelhaft erfüllt bleibt in der Welt.

Der menschliche Geist ist auch nicht eins und dasselbe mit der Natur. Er wohnt freilich in der Natur. Er hat von ihr seine Hülle, den Leib, empfangen. Aber diese Umhüllung ist doch nur das Werkzeug, durch welches er eine Verbindung mit ihr vermittelt und in Wechselwirkung zu ihr steht. Von ihr zur Tätigkeit erregt, wird er anfangs nur ihr Schüler. Sie kann ihn aber nicht mehr lehren als ihr eigenes Selbst. Und wie herrlich dies sein möge: er weiß von Wunderbarerem und Herrlicherem, was sie selber nicht ist, und als welches die Lehrerin sich dem Schüler nie offenbaren kann. Ungeachtet der Zeitlosigkeit d. h. Ewigkeit beider, der gegenseitigen Einwirkung aufeinander, der gleichen Notwendigkeit der Wirksamkeitsweise beider, kurz trotz der Urverwandtschaft beider ist doch das Wesen des Geistes ein anderes als das der Natur.

Die Natur tritt in allen ihren Wirksamkeitssphären, gegensätzlich in sich werdend, vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Höheren zum Tieferen, in zahllose Artungen von Stoffen und Kräften, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe auseinander, welche alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und seelischen Fähigkeiten verschieden sind. Wie mannigfach sind z. B. die Familien der Hunde, Bären, Katzen, Affen usw. Nicht ebenso ist's im Reich der Geister, in dem es keine Geschlechter, Gattungen und Arten gibt. Sie sind sich insgesamt gleichartig. Alle haben sie einerlei Gesetztum, einerlei Erscheinungsweise. Wir kennen auf Erden keine Verschiedenheit höherer und tieferer Geister, wenn auch große Verschiedenheit der Menschen in ihren Neigungen, Anlagen, Kenntnissen und Fertigkeiten. Diese Verschiedenheit entspringt aber nicht aus der Ungleichheit der geistigen Wesen, sondern aus der Ungleichheit der ihnen von der Natur zuteil gewordenen Werkzeuge, wie des Nervenbaues, der Sinnesorgane, oder aus der Ungleichheit der Schicksale. Der Geist des Menschen inmitten der Natur wird durch sie nicht in seiner Wesenheit, sondern nur in der Erscheinungsweise derselben beschränkt.

Der menschliche Geist geht über die Beziehungen zur Natur und über ihr Gesetz hinaus und weiß sich über sie

erhaben. Gerade seine Unruhe über das geheimnisvolle Verhältnis zu ihr, alle Zweifel des Verstandes über sie und sich beurkunden zum mindesten eine Möglichkeit von seinem Hingehören zu anderen Reichen des göttlichen Alls. Die ersten Zweifel des Sterblichen über Wesen und Sein alles Vorhandenen sind auch die ersten Ahnungen der Hoheit dessen, was in ihm denkt und will, sind das erste Wahrnehmen seiner Wesens-Verschiedenheit von der Natur und sind ein Erkennen, daß sie nicht seine Heimat, er nicht lediglich ihres Geschlechts sei, wohl ihr Verwandter, nicht aber ihr Kind, wohl ihr Einwohner, aber nicht Bürger ihres, sondern eines unendlich herrlicheren Reiches.

Endlich hat, wie bereits hervorgehoben, im Gegensatz zur Natur der Geist Bewußtsein; er weiß sich schon, was der ganzen Natur nicht eigen ist, in seinem Wirken wählend. Er weiß sich als Notwendigkeit in der Weise seines Erkennens und Denkens, als Notwendigkeit auch in Gang und Weise seines Erregtwerdens und Erregens. Aber auch Wahl und Freiheit zur Selbstbestimmung im eigenen Wirken, ob nach den Forderungen des Höheren und Heiligeren in ihm oder der Natureinwirkungen, ist sein Eigentum. Triebe d. h. Notwendigkeiten des Wesenden zum Wirken sind in beiden vorhanden, aber andersartige. Im Geiste kündet sich (als Äußerung seines Gesetztums) ein Trieb zum Wahren (im Erkennnen), zum Heiligen (im Wählen). Die Natur offenbart nichts davon. Dies Streben nach Wahrheit und Heiligkeit ist Streben nach Selbstvollendung des Geistes im Ewigen, Ringen des Geisterreichs zur Vollkommenheit.

Nach der Art und Weise, wie im Vorstehenden das Wirken und Gegenwirken des in Stoffen und Bewegkräften wesenden Sachlichen sowie die Einwirkungen und Rückwirkungen des Lebens auf diese und Seele und Geist und dieser beiden hinwieder auf das Ganze im Menschen gleichsam zergliedert und zerstückelt worden sind, könnte es den Anschein gewinnen, als sei der Mensch wie das gesamte All des Vorhandenen ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus, ein mannigfaltiges in-

einandergreifendes Trieb- und Räderwerk, worin die ewige Notwendigkeit zuletzt der das All bewegende Gott wäre und wohl eine Vereinigung von Wesen, aber keine Einheit des Wesens bestände. Dies würde unserer Erfahrung durchaus widersprechen; denn alles geschieht in uns gleichzeitig, niemand wird sich eines solchen Überganges von aufeinander folgenden Erregungen durch Stoffe, Bewegkräfte, Leben, Seele, Geist und wieder durch die ganze Kette zurück auch bei sorgfältigster Selbstbeobachtung bewußt. Diese Unterscheidungen machen wir nur, um menschlich die arme Menschensprache zu sprechen. Aber was ist denn Stoff, was Geist? Es ist alles Geist, alles ist Kraft. Materie oder Stoff nennen wir ja nur Wirkungen des Draußen auf uns vermittelst der Sinne. Die von den Sinnen wahrnehmbaren Äußerungen jener Kräfte, nichts anderes heißen wir Stoff und Materie, ohne zu begreifen, was und wie die wirksamen Kräfte sind, oder was die Wirkungen sein und wie sie geschehen mögen. Auch Natur und Geist, wohl im Erscheinen unterscheidbar, sind ihrem Wesen nach untrennbar, in Einheit wirksam. Es gibt nur ein All-Eins, dessen Vollendung wir Sterbliche nicht kennen. Was wir Natur nennen, ist nur die Tiefe des unendlichen All-Eins, gleichsam nur Unterlage oder Basis des Geistes; der Geist ist ihre Verklärung, ein Schimmerlicht aus unbekannten, fernen Höhen des unendlichen, allgegenwärtigen Eins und Alls. Es herrscht ein gewisses sittlich-heiliges Verhältnis zwischen der Natur und unserm Geiste; nicht nur volle Harmonie zwischen ihrem Gesetz und unserer Vernunft, so daß wir natürlich finden, was vernünftig ist, sondern auch ein wunderbarer Einklang ihres Selbsts und des Heiligsten in uns. In dem unendlichen Reich alles Wesenden waltet eine göttliche Hausordnung, vermöge deren, sich bewußt oder unbewußt, eins in alles, alles in eins veredelnd einwirkt. Die Natur bezeugt, daß sie als das sich Unbewußte, der Geist weiß, daß er, immer nach Vollendung ringend, als ein Nicht-Allwissen und Nicht-Allvermögen im ewigen Reiche der Wesen nicht das Einzige, noch weniger das Vollendetste und Höchste sei.

Die Einrichtung unseres Wesens zwingt uns, wie wir oben gesehen haben, alles als Ursache oder Folge zu denken. Wir selbst erkennen uns als die Ursache unserer Gedanken, Wünsche und Handlungen. Wir können nicht anders, als dem Dasein der uns umgebenden Welt der Kräfte, von denen wir nur die Wirkungen auf uns, nicht sie selbst erkennen, eine Grundursache zu geben. Dies leugnet auch niemand. Selbst der Atheist nennt die geheimen zusammenwirkenden Kräfte der Natur die Grundursache aller derjenigen Erscheinungen, die uns umschweben. Er legt ihnen Ewigkeit bei, wie andere sie ihrem Gott zuschreiben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Dasein Gottes oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt in unsere Unbekanntschaft mit ihnen. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagt er. Aber auch er nimmt — und kann nicht anders — eine höchste geheime Ursache der Welt an. Sie ist sein Gott. Er aber hält — und das ist wieder das Unterscheidungsmerkmal — seine Kräfte für sich ihrer nicht bewußte, nach Gesetzen wirkende Wesen. Die Natur, sagt er, von Ewigkeit so beschaffen, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. Wäre dies richtig, so wäre, wie bereits hervorgehoben, allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat, aber er wäre zugleich von einer Macht geschaffen, die unedler als er selber wäre, nämlich der bewußtlosen Natur. Diesen Gedanken vermag die Vernunft als widerspruchsvoll nicht zu fassen. Wir können nicht glauben, daß diejenige Kraft, welche uns Gehör, Auge und Verstand gegeben hat, selbst nicht hören, sehen und verstehen könne. Vielmehr zwingt uns die Vernunft, wenn sie uns zu der Annahme eines letzten Urwesens zwingt, zugleich, dies nicht unvollkommener zu denken, als wir selbst sind. Die wunderbare Harmonie im Weltganzen, die Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind so erhaben, wie kein Gedanke zuerst von uns selbst gedacht werden kann und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Wir ahnen aus diesem eine uns ähnliche

Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbsttätigkeit und des Bewußtseins. Wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das alles ordnende, herrschende, alles beseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins.

Die Kunde von einem höheren Wesen, von Gott, ward uns daher nicht durch menschliche Erfindung zuteil, sondern weil sie im Geiste durch Selbstoffenbarung, als Urgewißheit hervorquillt. Wir kennen Gott aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes und erkennen ihn aus mittelbarer Erfahrung, durch Natur und Schicksal. Beweisbar ist seine Existenz wie überhaupt jede Urgewißheit und z. B. unser eigenes Dasein nicht, wie wir oben gesehen haben. Aber wäre ein Gott nicht vorhanden, so hätte der Menschengeist ihn auch niemals finden und kennen können. Wir sehen aber, daß der Gottgedanke in allen Völkern, in den bildungsreichsten und in den bildungsbedürftigsten, vorhanden gewesen ist. Ehe die Menschen der Urwelt noch verstanden, Städte zu bauen, Waffen zu schmieden oder Tücher zu weben, waren sie schon mit dem Dasein eines allmächtigen, höchsten und gütigen Wesens vertraut. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus, wenn auch in verschiedener Vorstellung, je nach ihrer Bildungsstufe. Der Gottgedanke beginnt als Ahnung, wird zum Glauben, erweitert sich zu hellerer Erkenntnis und verklärt sich zur Gewißheit. So ist es im einzelnen Menschen, so bei ganzen Völkern. Wenn sich der Geist dann im Zustande der Halbentwicklung nicht mit dem Glauben an ein Dasein Gottes genügen läßt, sondern Gewißheit fordert und Zweifel erwachsen, so entspringen diese nicht, weil die mittelbare oder unmittelbare Offenbarung in seinem Innern stumm geworden wäre (auch inmitten der Zweifel glaubt er noch unwillkürlich), sondern weil der Verstand beim Forschen falsche Pfade wählte. Dann fordert er wohl sichtbare Zeichen und Wunder. Dem armen Sterblichen kommt nicht zu Sinne, daß er jeden Augenblick durch ein Labyrinth von Wundern wallt, daß diese im Grashalm und im Staube zu seinen

Füßen liegen und aus dem Himmel von jedem Stern herabsinken, daß jeder seiner Atemzüge ein Wunder ist. Oder er fordert sogar zu seiner Überzeugung persönliches, sichtbares Erscheinen Gottes unter den Menschenkindern. Er begehrt in kindischer Einfalt die Endlichwerdung des Unendlichen, die Begrenzung der Allgegenwart. Für die uns verliehenen Werkzeuge der Erkenntnis ist aber eine andere Selbstoffenbarung Gottes nicht möglich als die im Geist. Das Übersinnliche, Geistige kann nur vom übersinnlichen Geist, nicht von den äußeren Sinnen berührt und erfaßt werden. Es gibt keine andere Offenbarung, die über allen Zweifel erhaben wäre. Fast jedes Volk rühmt sich zwar, unmittelbare Gesandte der Gottheit an das Menschengeschlecht gehabt zu haben, die ihm ihr Dasein gepredigt und mit Wundern bestätigt haben. Aber sie lebten und lehrten einige Jahre, und Zweifel folgten ihrer Sendung und ihren Wundern nach. Wenn heute die Toten ihre Gewölbe sprengten und Offenbarung predigten, würden wir ihnen nicht glauben. Wir sähen in dieser Auferstehung nichts anderes als etwas Ungewöhnliches und würden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung ansehen, sondern als einen Beweis unserer bisherigen Unkunde vom Gange der Natur. Wollte sich Gott also dem Menschengeschlechte offenbaren, so konnte es nicht durch Wirkung auf die Sinne, sondern nur auf den Geist geschehen. Und diese Wirkung mußte nicht nur, wie bei einer Prophetensendung, einige Jahre lang, sondern zu allen Zeiten dauern, nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Auserwählten, sondern auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken. Diese Offenbarung, diese einzig mögliche nun haben wir. Gottes ewige Herrlichkeit leuchtet durch das Wesen unseres Geistes hindurch, weil wir göttlichen Ursprungs sind, und mit dem Bewußtsein unseres irdischen Lebens wird das Bewußtsein eines höheren Lebens unwillkürlich hell. Wir wissen nicht, von wannen das Licht in uns ist; denn von der Außenwelt ist es nicht gekommen, sondern es ist in uns aufgegangen aus einem unerforschlichen Etwas, das allem, was ist, zu Grunde liegt. Gott ist, weil wir sind, wir, weil Gott.

Hier aber endet unsere Erkenntnis. Weiter dürfen wir nicht dringen, wie es viele Philosophen getan haben, welche, bei der in ihrem Geiste unaustilgbaren Urgewißheit von Gott, sich mit dieser nicht begnügen, sondern die Wesenheit und Beschaffenheit der Gottheit ergründen und begreifen wollten und dadurch gerade wieder zum Zweifel an ihrem Dasein überhaupt gelangten. Diese Versuche sind von vornherein aussichtslos; denn wäre Gott sinnlich schaubar, so wäre er endlich, so wäre er Staub. Wie oben des Näheren ausgeführt worden ist, können wir ein Wesen als solches überhaupt nicht begreifen, wie ja auch der Menschengeist nicht die Beschaffenheit seines eigenen Wesens, sondern nur sein Vorhandensein durch Kenntnis seiner Äußerungen erkennen kann, und wie wir auch das Wesen der Natur nicht zu ergründen vermögen, sondern nur ihre Wirkungen auf uns kennen. Und wie wenig kennen wir selbst von der Natur, die doch nur der tiefste Saum vom Gewande des Allerhöchsten ist! Alles, was wir beim Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen können, ist: wir begreifen es nicht! Armer Mensch, wie willst du es auch? Wenn du in deinen Schachten tausend Klafter tief unter den Boden hinabsteigst und die unterirdische Natur belauschen möchtest, wo sie in ihren dunklen Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Felsenspeiungen bereitet, ach! dann hast du ja noch kaum die dünne Haut des ungeheuren Erdballes geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahest du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernrohren bewaffnet, das weite Reich des Himmels durchstreift und die Weltkörper mißt, wie sie unermüdet und harmonisch durcheinander kreisen, wenn du in ungeheuren Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Dasein sonst kein Sterblicher ahnte, und für deren Entfernung jeder irdische Maßstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Größe des Wassertropfens, in welchem du lebst, und weissagest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenngleich dir schon dein eigener unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ocean,

dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschließen. Ja, fürwahr, eine Weisheit redet uns an aus allen Teilen des Universums, vor deren Größe jedes Maß aufhört. Wir sind in unseren Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Und können wir denn anders, als uns, indem wir das Vollendete in Natur und Geist zum Maßstabe von Gottes unendlicher Vollkommenheit machen und, was wir in ihnen bewundern, als Zeugnisse seiner Eigenschaften nehmen, auf menschlich-kindliche Weise ein Bild vom ewigen All-Vater entwerfen? Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohltut, o, so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten, bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer darin, das Sonnenstäubchen und der Sonnenstrahl ist.

Nicht die Urgewißheit vom Dasein Gottes daher ist Sache des Glaubens, sondern allein die Vorstellung von seinem Wesen. Gerade die letztere aber hat von jeher die Gedanken der Menschheit beschäftigt und beschäftigt auch heute noch die Schulen der Theologen und Philosophen, und zwar in weit höherem Maße als die Frage, ob überhaupt ein höheres Wesen über der Welt walte. Aber auch die Vorstellung von einem Menschgott ist, wenn auch immerhin ein Glaube, so doch ein Vernunftglaube, dessen Notwendigkeit gebieterisch aus dem Gesetztum unserer Erkenntnis und aus der Stellung unseres Geistes im All der Wesen hervortritt.

Was wir in unserem jetzigen Zustande sind, wissen wir: sich bewußte, denkende, Welt und Gott erkennende Kräfte, voll unendlicher Sehnsucht nach dem Ewigsein und mit dem lebendigen Gefühl der persönlichen, in sich abgeschlossenen Selbständigkeit. Gerade daß wir Gott denken müssen, gerade die Unzerstörbarkeit der Gottes-Idee in uns beweist die Unzerstörbarkeit des Wertes unseres Geistes, beweist, daß wir Gottes sind. Wir sind Atome des göttlichen Wesens, die ihre Abkunft und ihren Anteil am ewigen Urwesen nie verlieren

und verleugnen können. Daraus folgt aber mit Notwendigkeit, daß unsere Seelen und Geister ewige, unerschaffene Wesen in Gott sind, weil er selbst alles ist; daß sie nicht erst entsprangen aus dem, was vorher nicht war, sondern schon waren, ehe sie sich mit der Lebenskraft und den übrigen sinnlich wahrnehmbaren Stoffen, die wir Leib nennen, verbunden hatten in der sogenannten Geburtsstunde des Menschen.

Die furchtsamen Bedenklichkeiten, welche sich im Geiste gegen seine Unvergehbarkeit entspinnen, entspringen aus der Verwechslung des Wesenden mit dessen Erscheinen im Endlichen. Da wird aus dem Zerfallen der Stoffgebilde das Zerfallen der sachlich wirkenden allgegenwärtigen Naturmacht gefolgert, aus dem Verschwinden des elektrischen Funkens der Tod der Bewegkraft, aus dem Hinsterben der Blume und des Tieres das Sterben des Belebenden, aus dem Wechsel des Zeitlichen das Nichtsein des Ewigen. Da wird das Bewirkte zur Ursache des Wirkenden verkehrt und das Sinnliche zum Quell des Übersinnlichen erhoben. Allein die Vergehbarkeit des Geistes ist eine so unbedingte Unmöglichkeit, wie das Vernichtetwerden dessen, was im kleinsten Atom erscheint. Nichts kann sich von dem, was im All der Dinge weset, nichts sich aus der Allgegenwart des Vorhandenen verlieren. Kann, was ist, nichts werden? Das Nichts ist ein Gedankending, nicht etwas sachlich, wirkend Wesendes und Vorhandenes. Kann ein reiner Gedanke zur vorhandenen Sachlichkeit werden? Sind Kräfte, welche wechselnde Erscheinungen wirken, vernichtbar? Könnte das kleinste Atom in seiner Wesenheit aus dem Dasein verschwinden, so könnte auch die gesamte Natur, das unendliche Weltall sich entwesen und vernichten und das höchste der Wesen, Gott selber. Welch ein Wahnsinn!

Wir sehen in allen Ordnungen der Natur, daß nur die Verbindungen und Wirkungen der Naturkräfte wechseln, nicht aber die Kräfte selbst verschwinden. Das Entweichen des Lebens von seinem Stoffgebilde wird der Tod genannt. Nicht die bewegenden Naturkräfte, nicht die Lebstoffe verschwinden

aus der Unendlichkeit des Vorhandenen. Sie, in Staub zerfallen, werden verweht, in Atome aufgelöst und werden, angezogen von anderen Artungen des Urlebens, Bestandteile von neuen Hüllen. Was heute auf Erden atmet, ist in die Asche längst vergangener Pflanzen-, Tier- und Menschengeschlechter eingekleidet. Was gelebt hat auf Erden, lebt noch, und der Stoff, aus welchem die ersten Pflanzen, Tiere und Menschen des Erdballs bestanden, ist noch derselbe, aus welchem die Körper der Pflanzen, Tiere und Menschen bestehen, die heute sind. Nur die Verbindung ihrer Bestandteile ist eine andere. Wir wandeln also einher, gekleidet in den Staub unserer zerfallenen Vorfahren. Ja, selbst der Leib, den wir noch vor einem Jahrzehnt trugen, ist schon längst wieder von uns verdunstet, abgegangen und abgefallen. In ewigen Verwandlungen wallen wir daher über den Erdkreis hin. Ewig war die elektrische Kraft, welche im Krampffisch wie in der Donnerwolke wohnt und alle irdischen Stoffe erfüllt, aber nicht immer erscheint sie uns empfindbar, sondern erst, wenn sie sich mit denjenigen Urkräften vermählt, welche durch ihr Einwirken auf unsere Sinne oder vielmehr auf unsere Seele Gefühle und Vorstellungen erweckt. Wenn die Pflanze welkt und stirbt und in den Staub zergeht, meinen wir etwa, die aus ihr gewichene Lebenskraft sei ebenso vergangen, wie die Form der Stoffe, aus denen sie einst ihre Hülle, ihren Leib, nämlich die Welt der Pflanze zusammengebildet hatte? Meinen wir etwa, für jede neue aus dem Boden sprießende Blume müsse eine neue, nie vorher gewesene Lebenskraft aus dem, was nichts ist, entstehen und werden? Nein, was ist, das war und wird immerdar sein. Die Lebenskraft der verdorrten Pflanze ist nur in die allgemein verbreitete Masse des Alllebens zurückgetreten, wie die elektrische, die uns den zuckenden Blitz zeigte, in die allgemeine Masse der Elektrizität. Es bleiben die organischen Stoffe oder vielmehr die sie wirkenden Kräfte immerdar und immerdar auch jene Kräfte, die sich, um den Sinnen zu erscheinen, mit dem organischen Stoff verbinden. Die Lebenskraft wechselt nur ihr Gewand, in dem sie uns erscheint. Das Wesende kann sich ja nicht entwesen.

Die Natur ist die Fülle des ewigen Lebens in wechselnden Erscheinungen ihres Andersseins, nämlich der Welt. Tod ist nur eine leise Verwandlung im All der Dinge.

Wie nun aber im Reiche der Natur nur das Leben lebt, nicht Luft oder Felsen, nicht Feuer oder elektrische oder magnetische oder eine andere Bewegkraft, so lebt nicht die Seele, nicht der menschliche Geist. Das wesende Seelische, die wesenden Geister schweben hoch über Stoff, über Bewegkraft und Leben. Warum sollen wir nun daran zweifeln, daß, was schon die Natur in ihrem Gebiet zeigt, auch für das weit höhere Reich der Geister gelte? Auch sie gewiß verschwinden nicht in das undenkbare Nichts mit der Form ihrer irdischen Einhüllung. Sie vermählen sich nur anderen Kräften und treten in anderen Hüllen neu erscheinend hervor. Um so weniger können wir daran zweifeln, als wir in uns eine unbezwingliche Stimme haben, welche uns daran mahnt. Der Geist aus Gott ahnt seine Heimat. Sie ist in Gott. Dahin zieht ihn die Sehnsucht, immer vom Endlichen zum Unendlichen, vom Wandelbaren ins Ewige. Diese Sehnsucht, wieder Eins zu werden mit dem, welchem unsere Natur näher als sich unbewußten Kräften steht, diese Sehnsucht nach Vollendung ist keine Erfindung, kein kindisches, willkürliches Gelüsten, sondern naturnotwendiger Zug des Verwandten im Weltall zum Verwandten, sie geht aus der Beschaffenheit der Geister unmittelbar hervor. In allen Sterblichen waltet diese Sehnsucht; sie ist, so lange das Menschengeschlecht auf Erden lebt, stets als Bewußtsein vom unsterblichen Leben des menschlichen Geistes vorhanden gewesen und ebenso alt, wie das Wissen vom Dasein Gottes. Sie spricht nur verschiedene Sprachen, wenn sie Himmel und Hölle, Elysium und Tartarus nennt. Warum nun sollen wir uns einbilden, sie sei vergebens uns ins Herz gelegt und jenes Gesetz der Unvernichtbarkeit der Kräfte im Reiche der Natur, welches auf die Ewigkeit hinzeigt, vergebens in die Vernunft? Warum sollen wir glauben, daß diejenige sich unbewußte Kraft, welche eine Erscheinung wirkt, die wir Sonnenstäubchen nennen, vom Anbeginn der Dinge gewesen sei und ewig bleiben werde,

daß hingegen die Kraft, welche wir unser Ich nennen, und welche die erhabensten Wirkungen hervorbringt, bald aufhören werde?

Das beseelte Tier hat, wenn es auch instinktmäßig für Unverletzlichkeit seines Lebens streitet, eigentlich keine Todesfurcht; denn es besitzt ebensowenig Kenntnis von seinem Leben wie von seinem erfolgenden Tode. Es *fühlt* sich aber in beiden, *unbewußt* beider. Der Mensch allein hat Wissen vom Tode durch Erfahrung gewonnen, aber auch ein Wissen vom Unendlichen und Ewigen ohne mittelbare Erfahrung, in ihm selbst Gewordenes. Er hat durch die Natur seiner Leiblichkeit Todesgrauen empfangen, aber von andersher unzerstörbare Sicherheit des Fortdauerns seiner Ichheit. Ohne diese Aussicht wäre die Todesfurcht, wäre das Leben selbst das entsetzlichste Geschenk, welches der Schöpfer dem Sterblichen hätte geben können.

Weitaus der größte Teil des menschlichen Geschlechts zweifelt auch nicht an der Fortdauer seines Ichs nach dem Leibestode. Man beschäftigt und quält sich aber mit Vorstellungen, Mutmaßungen und Zweifeln über die eigentlichen besonderen Zustände seines Ichs nach dem Tode. Verwöhnt durch das tägliche Schauen der Sinnenwelt können sich die meisten Menschen kein Fürsichbestehen des Geistes ohne irgend eine Körperlichkeit sinnlicherweise vorstellen und kommen entweder zu den verschiedenartigsten und seltsamsten Vorstellungen oder wohl gar wieder zum Zweifel an der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes überhaupt. Alle derartigen Bemühungen sind bis auf den heutigen Tag vergeblich gewesen. Es fehlt uns eben, so lange wir Menschen sind, ein Blick für die finstere Welt der Dinge an sich. Alle Erfahrung verläßt uns bei diesem Gegenstande, weil wir nie Erfahrung haben von den Urkräften, sondern nur von ihren Wirkungen durch die Geisteswerkzeuge auf den Geist. Deshalb müssen wir uns auch hier wieder darüber klar sein, daß wir mit der Feststellung der Notwendigkeit einer Fortdauer des Geistes nach dem Leibestode an der Grenze menschlicher Erkenntnis angelangt sind, und daß alle weitergehenden Folgerungen

im wesentlichen Vermutungen sind. Indessen können, ohne daß man auf die aufgestellten Vermutungen näher einzugehen braucht, sie doch wohl die Frage veranlassen: Was ist oder bleibt einst der entkörperte Geist? Und die einfachste, vernunftgemäßeste Antwort ist doch wohl die: bei absoluter Unvernichtbarkeit seines Wesentums ist und bleibt er wenigstens derselbe, welcher er gewesen ist, ein wesendes Wissen. Denn das Wesen oder Bewußtsein ist gerade sein unterscheidendes Eigenartige von anderen Wesengattungen, von allen Kräften der Natur, welche wir kennen. Er bleibt in seinem Wesensgesetz, wie ein Denken, so auch ein Fordern des heiligen und vollkommeneren Insichseins. Dies erkennt er im irdischen Gewande, welches die Natur aus ihren Wirksamkeitssphären verlieh, als ein Unerreichbares. Im Ringen für seine Selbständigkeit gegen die Einwirkungen der Tiernatur, wenn sie dem höheren Gesetze in ihm widerstrebt, erstarkt er als ein höheres Wesen, steigt er über die Natur auf oder aber, den Kampf scheuend, sich selbst entweihend, sinkt er, durch eigene Schuld erschwachend, in den Abgrund des Tiertums, zwar freier Wahl bewußt, aber dem eigenen Geist abtrünnig, einem ihm fremden dienstbar geworden. Die Stufe, welche er auf der Erdenwelt errungen hat, bleibt die seinige nach dem Übertritt in andere Verhältnisse des unendlichen Gottesreiches. Der Tiermensch verwandelt sich nicht plötzlich in den vollkommenen Gottesmenschen, der sündige, blinde, schwache Geist nicht plötzlich in den vollendeten, heiligen. Es verträgt sich weder mit dem göttlichen Gesetz in unserm Innern noch mit den Lehren der Natur der Glaube, daß der Geist nach dem Tode durch Bitte oder Verdienste anderer erhöhter werde. Der Geist, der stärkere oder schwächere, göttlichere oder tierische, welcher er auf Erden in seiner Menschheit war, ist er und bleibt er vielmehr an und in sich nach der irdischen Entkörperung. Bliebe er es nicht, so wäre sein eigenes Wesentum, sein eigenes Gesetz, sein inneres nie verstummendes Fordern des Edleren ein in sich selbst Zwiespältiges, Zerrissenes, eine Ausnahme von der durch das unendliche Reich des Vorhandenen herrschenden Harmonie des-

selben, so wären Tier und Mensch, Vernunft und Unvernunft, Sünde und Tugend, Verruchtes und Göttliches einerlei. Die Stufen der Selbstläuterung und Reinheit oder Selbsttrübung und Unreinheit, der Selbststärkung oder Selbstschwächung zum Vollendeteren unterscheiden den Geisterwert. Der Geist bleibt auch nach seiner Entkörperung das, was er auf der Stufe in sich gewesen, die er errungen hat. Er ist sein Selbstrichter. Es entsteht dadurch keine Mehrung oder Minderung in seiner Wesenheit, nur ein Nähersein dem Göttlicheren durch Selbstheiligung. Denn so wenig die wesende Natur in ihren Wirksamkeitssphären vermehrt oder vermindert werden kann (Ausdrücke, die nur den Erscheinungen im Zeitlichen abgezogene Begriffe bezeichnen), so wenig kann ein Geist in seiner Selbstheit vergrößert oder verkleinert werden. Schon auf Erden ist sich unser Geist in seiner Selbstheit vom ersten bis zum letzten Augenblicke als unwandelbar Gleichbleibendes bewußt. Das Mehr oder Minder seiner Befähigung zu dieser oder jener Art des Wirkens hängt von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der ihm dazu vom Leibe gewordenen Werkzeuge und von Einwirkungen äußerer Verhältnisse ab. Je nach Beschaffenheit der äußeren oder inneren Organe kann er durch Übung derselben größeren Scharfsinn oder Witz oder Beobachtungsgabe oder andere bewundernswürdige Fertigkeiten erwerben und äußern. Je nach Maßgabe der Umstände, des Unterrichts und der Erfahrungen kann der seelische Gedächtnissinn mit mannigfacheren Kenntnissen ausgestattet werden. Allein diese Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissenschaften sind nicht der wesende Geist selbst, sondern nur sein Gewußtes. Er bleibt das Wissende derselben. Niemand kann dem anderen mehr Geist geben, sondern ihn nur durch Erregung vermittelst des Wißbaren zum Tätigwerden in sich stärken und im Vonsich- und Vonanderm-Wissen läutern und steigern zum Erkennen des Höchsten, des Nicht-Irdischen, des Ewigen. Der in der Wissensmacht des Göttlichen sich selbst verklärende Geist bleibt, was er war, auch nach der Abscheidung von seiner irdischen Hülle. Bliebe er es nicht, so ständen das im toten Felsblock Wesende

und der Gott denkende Geist in der Reihe der Wesen auf gleicher Höhe nebeneinander.

Doch ein Fortwesen des Geistes nach der Todesstunde in seiner reinen Selbstheit ohne Verbindung mit dem übrigen Weltall, daher ohne Angeregtwerden von diesem zum In=sich=Gegensätzlichwerden, zu Vorstellungen und Gedanken, ein unabänderliches, wahrnehmungsloses Hinbrüten über nichts, ein ewiges, wissendes Wesen ohne Gewußtes, ein freies Wollenkönnen ohne Wahl, ein Heiligsein ohne Heiligwirken, — das wäre zwar keine gänzliche Vernichtung, würde ihr aber gleichkommen; denn waren wir von jeher und können wir nie enden, so wäre unser ewiges Sein nicht von höherem Wert als das endlichste, kürzeste, weil wir von dem Gewesenen so wenig wüßten, wie vom Künftigen. Es wäre der unerfüllte Geist ein leeres Vermögen, das nichts vermag, eine Ursache ohne Wirkung. Die Vernunft stößt solche Vorstellungen als sich Widersprechendes ab. Wir würden wahrlich schon in der menschlichen Hülle vollkommener sein, als es in jener Weise nach dem Tode möglich wäre.

Vielmehr deutet mehreres auf eine persönliche Fortdauer des Geistes in seelischer Hülle nach dem Tode hin.

Der Menschengeist steht schon im Irdischen als Einzelwesen da mit dem hellen Bewußtsein, daß er zwar mit allen anderen Menschengeistern einerlei Gesetztum in sich trage, dennoch nicht der Gleiche mit allen anderen, sondern ein von allen in Stärke und Entwicklung wesenhaft verschiedenes Selbst sei. Er hat im Gegensatz zu allen anderen Wesen, die wir kennen, das Bewußtsein seiner Persönlichkeit.

Im Reiche der Geister sind, wie bereits oben im Gegensatz zur Natur, die gerade zu den mannigfaltigsten Ordnungen auseinander strebt, hervorgehoben ist, keine Geschlechter, Gattungen und Arten, nur verschiedene Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe, sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt, alle ringen aufwärts, sich einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt. Etwas Ähnliches nehmen wir bei der Natur nicht wahr. Unter der

unwandelbaren Gleichheit ihrer Gesetze verharrt sie, wenn auch nur, seit der Mensch sie kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen mit Gleichförmigkeit. Das innere Leben der Welt, der Wechsel in dem Auseinandergehen der Stoffe und Kräfte und ihrem Wiederzusammentreten zu neuen Gebilden bleiben immer dieselben. Es ist darin kein Edlerwerden, kein Fortschreiten in Vollendung. Stein, Tier, Pflanze werden heute nicht anders, nicht wunderbarer gesehen, als sie vor Jahrtausenden gesehen wurden. Was die Natur in ihren Gesetzen fordert, das erfüllt sie *in aller Vollendung*. So erscheint sie, auch im Wechsel der Dinge, als die Gleiche und Beharrende, auch in der Mannigfaltigkeit jedes ihrer besonderen Gebilde als ewige Einheit. Nicht ebenso der Geist. Er ringt nach dem unbedingt Wahren, ohne es erringen zu können, will das unbedingt Heilige und Gerechte und kann es nicht erstreben. Es liegt noch eine ungeheure Kluft zwischen seinem Wesensgesetz und der Erfüllung desselben. Und eben diese Kluft deutet nicht nur auf sein Fortdauern und auf seine wesentliche Verschiedenheit von der Natur, sondern auch auf seine Ungleichheit oder Verschiedenheit von anderen geistigen Einzelwesen. Er ist sich bewußt, daß die Tugenden anderer Menschen nicht auch zugleich *seine* Tugenden und die Sünden aller Sterblichen nicht zugleich *seine* Sünden sind. Jeder ist sich bewußt, daß er das, was er in sich errungen hat, seiner *Selbstheit*, nicht der Gesamtheit aller Geister errungen habe. Es besteht offenbar ein anderes Walten dessen, was im Reich der Natur, und dessen, was im Reich der Geister herrscht. Zwischen beiden ist die unverkennbare Scheidelinie gezogen, jenseits welcher dort das Gesetz der *freien Selbstbestimmung* gilt. Das göttliche Wesen=All wird sich in beiden gewissermaßen von neuem gegensätzlich, ein anderes und Verwandtes, und das Seelische bildet den ineinander verschwimmenden Übergang beider Reiche. Jenseits der großen Scheidelinie erkennen wir überall die Heimkehr der erschienenen einzelnen Wesenartungen in ihren Urquell: der Körper in ihren Urstoff, der bewegenden Kräfte in ihre Urkraft, der Einzelleben in das

Urbelebende. Hinwiederum diesseits der Scheidelinie oder im Geistertum sind sich die Einzelwesen als solche ihrer beharrlichen Selbstheit urbewußt.

Und wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht heute da als vor Jahrtausenden! Wohl ist es noch dasselbe seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und allem nach, was ihm die Natur aus *ihrem* Machtkreis verlieh; nicht aber überall mehr ist es, was es uranfänglich dem *Geiste nach* gewesen ist. Mag uns dies Fortschreiten im Laufe der Jahrtausende langsam dünken; aber es ist *tatsächlich* vorhanden. Wie sich der Säugling allmählich von der Tierheit entstrickt, so enttiert sich die Menschheit immer mehr und mehr. Und was sind denn sechs Jahrtausende? Das Fortschreiten der menschlichen Geister, ja, die Entwicklung alles Wesenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung ist — dafür bürgt uns die Erfahrung — das allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes.

Und wie wir uns selbst und das ganze menschliche Geschlecht immer und immer vollendeter werden sehen, so ist ein Zwang in uns, daß wir glauben und glauben müssen, wir werden — wie wir schon früher, aber unvollkommener waren — künftig, aber vollkommener sein, je nachdem wir unsere Richtung nehmen zur Verbindung mit tieferen oder höheren Naturen im göttlichen All. Seit dem Erscheinen der Menschheit auf Erden, und sobald sie, aus der ersten Unmündigkeit hervorgegangen, sich selber klarer geworden war, ward in ihr Hoffnung und Glauben nicht nur an ihr unvergängliches Dasein, sondern auch an höhere Zustände in irgend einem Verhältnis nach dem Leibestode lebendig. In den Religionen der ältesten Völker und der heutigen, selbst der Wilden und Halbwilden, zeigt Glaube und Hoffnung darauf hin, wie kindlich und rein sinnlich immerhin die Vorstellungen von einem künftigen Leben, von Engeln, Paradiesen, Wiedersehen der Geliebten usw. sein mögen. Woher kam der Menschheit dies zuversichtliche Erwarten? Selbst wenn es als bloße Wirkung des Triebes zur Daseinsbe-

wahrung angesehen wird, so wäre immer die Natur der Dinge selbst Überlieferin der Offenbarung ewigen und edleren Daseins; sie selbst erste Lehrerin dessen, wovon der Geist aus sich nichts wüßte. Daß die Natur dem Geiste Vorstellungen anregt und ihm dafür die Zeugnisse sichtbar in den Gräbern ihrer früheren, allmählich immer vollkommener gewordenen Schöpfungen vorgelegt hat, ist aber wahrlich nicht ihr eigenes Werk. Sie, sich ihrer unbewußt, in ewiger Notwendigkeit ihres Gesetztums, kann auch nicht Unwahrheit aus sich selbst geben. Es spricht ein höheres Wesen aus ihrem Munde zu uns, — Gottes Stimme.

Die Vorstellung von einem Verschwimmen des wissenden Geisteswesens in das All des Urwesens würde hiernach nicht nur im schneidendsten Zwiespalt mit dem Entwicklungsgesetz der ganzen Natur und des Geistes stehen, sie würde auch den reinsten und den unreinsten der Geister auf gleiche Stufe stellen, Sünde und Tugend auf Erden und immerdar gleichgeltend, die Vernunft selbst überflüssig oder gar zur Lügnerin machen.

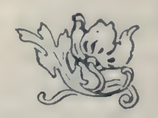
Zugleich erkennen wir, daß wir im unendlichen All keineswegs die höchsten der Wesen sind. Zwar fehlt uns für das, was über uns noch im unendlichen Gottesall wohnen und walten mag, das Auge. Doch haben wir aus jenen Höhen ein Gesetz empfangen, welches uns dort Erhabeneres ahnen läßt, ein Gesetz, welches in seiner Unbedingtheit für die Dauer unseres Erdenwallens zu umfassend und unerfüllbar ist. Der Natur zu eng verbunden, in ihre Wesenheiten tierisch eingekleidet, mit dieser Tiernatur sogar ihrem starren Gesetztum zum Teil untergeordnet, wählend und schwankend zwischen ihm und dem eigenen höheren, stehen wir ohne Zweifel doch nur auf der tiefsten Stufe der höheren Wesenregion. Wenn wir die in der Außenwelt gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stofflichen erscheinenden Allgegenwart der Natur empor durch die Bewegkräfte bis zur wunderreichen Schöpferkraft des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt, dann von da aufsteigend bis zu dem noch wundervolleren seelischen Wesen, welches

aber noch minder allgemein verbreitet ist als das Leben und dennoch allgewahrend in Empfindung dasteht, dann noch höher aufwärts zur Stufe des sich bewußten Geistigen, in dessen Gedankentum das All des Wesenden und Seienden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorstellungen, welche Gefühle werden beim Anschauen dieser Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! Sollen wir glauben, sie sei mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menschlichen Geister ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geister-Myriaden der anderen Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrscht, hier sich plötzlich selber unterbrechen ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen? Gleich den Tieren, über welche wir erhaben sind, die nicht himmelwärts, nur erdwärts schauen können, und denen nichts von der Gabenfülle und Majestät des Menschengeistes ahnet, ergeht es dem Menschengeist, wenn er den kühnen Blick zu dem emporwendet, was über ihm und über der Natur auf höheren Stufen der Wesenheit wandelt. Auch wir sehen nur gesenkten Hauptes unter uns in die verdämmernden Tiefen des Alls, aber forschen vergebens nach dem da droben. Es keimen aber Ahnungen von jenseits aus dem Innern des Geistes hervor, der sich bewußt wird, daß all sein Wissen beschränkt, daß seine höchste Weisheit ein Nichts wird vor der Weisheit, welche ihm aus den Wundern des Weltgebäudes und der Verhängnisse entgegenstrahlt, daß zwischen ihm und dem Urheber des erscheinenden Alls ein unendlicher, ein größerer Zwischenraum sein müsse, als zwischen dem kleinsten Gas-Atom und dem eigenen, geheimnisvollen Ich, daß eine weite Abstufung der Wesen, wie in der Natur zum Geiste, noch von ihm zu Gott, dem Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchste Entfaltung und Herrlichkeit alles Wesenden nur Eins ist, vorhanden sein müsse. Die Ahnung vom stufenweisen Aufgang der Geister zu einem heiligen und vollendeten ist deshalb wohl mehr als leeres Vermuten, als schmeichelnde Einbildung. Es ist ein unendliches Fortschreiten der Geister zur Vollendung ins

Unendliche. Ewige Tätigkeit! Neue Verbindung, eingegangen von den Geistern und Seelen mit neuen Kräften, die ihnen dienstbare Werkzeuge zur Berührung mit dem All der Dinge werden, das ist die einzige für uns denkbare Art des Fortdauerns und Fortwirkens, gleichviel, ob auf diesem Erdstern oder einem anderen. Wenn uns aus dem Nachthimmel die Millionen selbstleuchtender oder beleuchteter Weltkörper anglänzen, sind ihre Strahlen nicht Zeugen, die uns von göttlicher Herrlichkeit im Ewigen predigen? Unser Erdball ist ein Wohnplatz von Menschengeistern, aber er ist, wenn auch nicht der kleinste, doch bei weitem nicht der größte aller Planeten, die sich in ungeheuren Entfernungen voneinander mit ihm in weiten Kreisen um die Sonne bewegen. Wer wagt es zu glauben, daß alle jene Milliarden von Haupt- und Neben-Weltkörpern öde stehen und unbewohnt von Wesen anderer und höherer oder niederer Art, als wir selbst sind? Daß nur unser kleiner Erdball, auf welchem die Sterblichen milbenartig umherwimmeln, das beste und reichste Kleinod des uferlosen Weltreiches sei? Wer wagt unter so erhabenen Erinnerungen am Dasein einer ununterbrochenen Wesenkette zu zweifeln, in welcher alles emporstrebt in fortgehender Verherrlichung zum Allerhöchsten und Allerherrlichsten? Und wo endet diese unendliche Himmelsleiter? Wo kann Unendliches enden? Wesen mögen über Wesen emporgehen, deren Vollkommenheit und Reichtum wir so unfähig sind zu ahnen, wie die Tierseelen die Hoheit unseres Geistes, Wesen, deren Vermögen so erhaben über das Vermögen unserer Vernunft ist, wie die Vernunft über das sinnliche Gefühl. Sie mögen emporgehen vom Herrlichen, bis sie sich im Allerherrlichsten verlieren, in Gott, der das Eine und Höchste seines ewigen und unendlichen Alls ist, das Ur aller Wesen in ihm, und von dessen Majestät wir in unserer Tiefe nur die Natur als Saum seines Gewandes anstaunen. Alles ist gotterfüllt, alles göttlich, weil Gottes. Der Menschengeist aber ist kein an den Felsen des Erdsterns gefesselter Prometheus. Er in unsichtbarer Seelenhülle war und ist und wird sein anderer Welten Genosse, die insgesamt, Monden mit Erden, Erden mit Sonnen, Sonnen

mit Ursonnen, magnetisch, elektrisch, leuchtend im engen Wechselverkehr schweben. Wohl ist diese Erdenwelt schön; aber ist sie die schönste unter allen Welten, welche uns aus unermeßlichen Fernen anwinken? Wohl ist die seelische Hülle des Geistes wunderbar; ist sie aber schon das Wunderbarste? Kann die Urseele des Alls nichts Wunderbareres aus sich zeugen? Wohl ist das Licht des Bewußtseins ein helles, in welchem der Geist über dem Dunkel der Natur leuchtet; aber ist es das hellste, in welchem über uns andere Wesen Gottes glänzen? Es durchzittern den Geist Ahnungsstrahlen eines verklärten Gottesreiches. Wie, wenn ihm in Gott und Ewigkeit noch eine hellere Leuchte als Vernunft wird im Allerheiligsten, — selig sind, die schon hienieden reinen, geheiligten Herzens sind; denn sie werden Gott schauen!

Ich suche dich, mein Vater, nun nicht länger,
Im Erdenstaube nicht mehr Gott!
Dein Weltall ist mein Haus,
Und deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten,
Und die da waren, leben,
Und die noch kommen, sind.
Ein Gott ist nur;
Sein Name: Liebe, Weisheit und Erbarmen.
Und eine Ewigkeit ist alles Sein
Und alles Sein
Die Himmelsleiter der Vollendung
Zur Seligkeit.



II.

Natur und Welt.

Das Weltall, das Abbild der allgegenwärtig sachlich wesenden Natur, muß notwendig, wenn auch die Sinne es verneinen könnten, ein Grenzenloses sein, weil der Geist sie als das Unbedingte, Unendliche erkennt und er das der Natur Gleichartige, ihr Bewußtsein ist. Mag deshalb auch die Macht des Fernrohrs noch milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihm immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen und Milchstraßen entgegenschweben.

Das allgemeinste erste Anderssein der Natursachlichkeit, gleichsam ihr erstes Hinaustreten in die Erscheinung, ihr reinstes Abbild, wird mit dem Namen Urstoff bezeichnet. Die ersten Gegensätze, in welche der Urstoff in sich auseinander tritt, nennen wir Grundstoffe. In ihrer reinen, noch unverdichteten Natur sind sie uns ebensowenig bekannt, wie wir mit Gewißheit die Grundkräfte als solche nachzuweisen vermögen. Wie arm steht doch noch unsere Erfahrung da! Wer kann sagen, ob jener unsichtbare sogenannte Äther, welcher in scheinbar unendlicher Ruhe den in ihm bewegten Milliarden von Weltkörpern kaum erkennbaren Widerstand leistet, unter den Stoffartungen eine der höchsten sei, aus welcher das Verdichtbarere stufenweise hervortritt und endlich zu einzelnen, dichteren Gebilden zusammenrinnt, welche wir Sterne,

Sonnen, Erden, Monde, Kometen zu nennen pflegen? Oder wer scheidet, wer ordnet jene ungewahrbaren Stoffe, welche der bewegenden Kraft des Lichts, der Wärme, des Magnetischen, Elektrischen, Galvanischen usw. zur Grundlage dienen, in welcher sich die Bewegung des Lichts, der Wärme usw. von Atom zu Atom, gegenseitig erregend, fortpflanzt, jene Stoffe, die für unsere Kunstwerkzeuge bisher unmeßbar, unwägbar, unsperrbar geblieben sind?

Wenn der ganze Machtkreis der Natur mit der Schöpfung der Materie und der sie bewegenden Kräfte abgeschlossen wäre, würde die Schöpferin nichts anderes als das sich selbst gebärende und verheerende Chaos sein, das weite Weltall ein ewig zerrissenes, umhergetriebenes Totes. Die stummen, starren Massen der Himmelskörper jagten dann planlos durch die unendlichen Wüsten des Äthers, sich zermalmend und wiederherstellend. Der Erdball lagerte sich dann als ungeheure Einöde von Felsen und Abgründen aus mit dazwischen stürzenden Meeren, Wettern, Lichterscheinungen, aufquellenden und zusammensinkenden Gebirgen, Schlamm- und Flammen-Vulkanen. Aber die Natur steht auch, in höherer Wirksamkeitssphäre waltend, vor uns da, wunderbar ordnend, bindend, alles mit Leben erfüllend. Sie paart Stoffe und Kräfte im Ebenmaß, so daß eins durch das andere besteht und jedes Erschaffene ein in sich vollendetes Ganze wird. Im Grashalm wie in der Ceder baut sie aus mancherlei Gattungen von Stoffen und bewegenden Kräften eine Kleinwelt zusammen, in der sie endlicherweise mit ihren Wirksamkeitssphären uns anleuchtet und stufenweise in einer Reihe von Gegensätzlichwerdungen uns sogar ihren Schöpfungsgang abspiegelt. Wir betrachten bewundernd die Entwicklung und Vollendung des Werks, seine Regelmäßigkeit und Harmonie. Wer erkennt nicht die große Weltalls-Einheit im Aufblick zum Himmel und zu seinen Gestirnen, unter denen unser Erdball nur als einer der kleineren Weltkörper schwimmt? Auch hier überall herrscht wunderbares Bewegen und Leben des Ganzen in sich selbst, soweit der Gesichtskreis der schärfsten Fernrohre es im Unermeßlichen der Ätherräume wahrnehmen

läßt. Alle die zahllosen Fixsterne sind wandelnde Sonnen, wahrscheinlich, wie unsere Sonne, von einer Planetenschar umringt, und jeder Planet (oder unserer Erde gleichartige Weltkörper) von anderen Wesen bewohnt. Zwar bleiben diese dunklen Planetenfamilien, welche sich harmonisch um ihre Sonnen bewegen, wegen ihrer ungeheuren Entfernung dem menschlichen Auge unentdeckbar; aber wir kennen schon Tausende von Sonnen, die um eine andere Sonne im Kreise fliegen, und nennen sie Doppelsterne. Und diese Tausende und sogar noch weit zahlreicheren Einzelsonnen umfliegen wieder in streng geregelten Bahnen, in unermeßlichen Weiten voneinander irgend eine größere Zentralsonne, und wiederum Tausende von Zentralsonnen eine unbekannte Sonne, die im Mittelpunkt aller durch die Unendlichkeit dahinschwebt. Wo ist ein Aufhören? Unter ihnen allen ist auch unsere Sonne, um sich selbst rollend, eine andere umkreisend, die wir nicht kennen, weil die Entfernungen unermeßbar werden.

Noch ist, wie all unser Wissen, auch die Sternenkunde Stückwerk. Aber selbst dies Stückwerk schon lehrt in den allgemeinen Bewegungen des Weltbaues eine scharf gezeichnete Ordnung, eine Zusammengliederung der Teile zum geheimnisreichen Ganzen, eine Einheit in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit, so daß das All der Welten vor uns wie ein Lebendiges schwebt.

Wie wir das allgemeine, erste Anderssein des Sachlichwesens der Natur Urstoff oder das ihres Wirkens Urkraft oder das ihres Einheitsäußerns Urleben nennen, so können wir die ihr eigenes Selbst gewahrende und fühlende Natur, die aber zum Anderssein in sich gegensätzlich geworden ist, mit dem Namen der Urseele oder Weltseele bezeichnen. Und wie sie in allen Sphären ihrer Wirksamkeitsartungen wieder vom Allgemeinen zum Besonderen und in die mannigfaltigsten Einzelheiten auseinander tritt, so auch als Weltseele in das Zahllose der Einzel-Seelen, die, wie die Weltseele selbst, nur aus ihrer Wesenheit hervorgegangen, untrennbar eins in ihr sind.

Doch so wenig wir von dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse und Erfahrungen die Stufenreihe der Stoffe, Bewegkräfte oder Lebensgattungen überschauen können, wie sie aus dem Allgemeinsten zum einzelnen Höchsten, vom Formlosen zum in sich vollendetsten Gebilde aufsteigen, ebenso wenig ist für uns dasselbe vom Erscheinen des seelischen Wesens in zahllosen seelischen Artungen möglich. Nur so viel lehrt uns die Beobachtung, daß sich die Natur in dieser ihrer Wirksamkeitssphäre nicht so weit verbreitet äußert, wie in allen vorher bezeichneten. Nur ein geringer Teil belebter Stoffgebilde ist beseelt; nur Tiere und Menschen auf dem Erdball empfinden und fühlen. Alle anderen Schöpfungen stehen und wandeln gleichsam wie Totes, ohne sich selber oder das übrige um sich herum zu gewahren, ohne Lust, ohne Schmerz.

Und doch scheint diese Naturmacht, wie jede andere, weiter durch das unendliche All ausgegossen zu sein, als sie sich unserm blöden Blick im Endlichen offenbart.

Die Entstehung der Erde, die uns am bekanntesten und als unsere zeitige Wohnstätte am wichtigsten ist, schildert Zschokke durchaus entsprechend den zu seiner Zeit neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung. Die mosaischen Schöpfungstage sind ihm Jahrtausenden gleich; denn das Kind sei nicht zugleich mit der Mutter in die Welt getreten, der hohe Eichbaum nicht schon mit voller Größe in der Eichel grünend. Er findet die Spuren des Stufenganges der Natur in den Trümmern der verwitternden Rinde der Erde, den Felsenblättern ihrer Geschichte, und kommt zu dem Schluß, daß schon mehr als ein Weltuntergang gewesen ist. Drei gesonderte Entwicklungsstufen nimmt er an entsprechend den drei noch sichtbaren Reihen von Gebirgslagern, ohne indessen damit weitere Unterstufen auszuschließen, die sich nicht mehr feststellen lassen. Nach manchen Erdrevolutionen und zahllosen Jahrtausenden erschien endlich mit vollendetstem Lebensbau die menschliche Gestalt. Selten nur wird in den jüngsten Kalk-, Gips- und Lehmlagern menschliches Gebein versteinert vorgefunden, und auch dann bleibt noch zweifelhaft, ob diese

einzelnen nicht durch Unglücksfälle späterer Tage, durch örtliche Erdbeben, Bergstürze usw. ein so ungewöhnlich tiefes Grab gefunden haben.

Die untergegangenen Pflanzen- und Tiergattungen der Urwelt gleichen der heutigen nur wenig; viele derselben sind gegenwärtig nirgends mehr vorhanden. Gärungen der Elemente im Innern des Erdballs zerbrachen mehr denn einmal seine Rinden, so daß weite Strecken festgewordenen Landes versanken, dort himmelhohe Gebirgsketten aus dem Abgrund hervorstiegen und Oceane verdrängten, welche über die unerschüttert gebliebenen Festlande hingeschleudert wurden, alles verschwemmend. Die gewaltigste und letzte solcher allgemeinen Sündfluten oder Überstürzungen des Großen Oceans mag nahe vor der Erscheinung des Menschen eingetreten sein. Örtliche Überflutungen von Ländern ereigneten sich auch noch nach seinem Erscheinen.

Aus dieser Auffassung von der Entstehung der Erde und der auf ihr verbreiteten Geschöpfe zieht Zschokke den Schluß, daß die Entwicklung der Erde und ihrer Bewohner noch keineswegs abgeschlossen sei. Denn verschwand schon einmal auf Erden eine Tier- und Pflanzenwelt, die in ihren Formen verschieden von derjenigen war, welche sich seit sechstausend Jahren über deren Grabe noch heute erhebt, so können auch die Eilande und Festlande von heute mit ihren Schätzen wieder einmal in den Abgrund der Meere verschlungen und neue Länder aus den Tiefen des Oceans hervorgeschoben werden, um Heimaten weit vollendeterer Lebensschöpfungen und Wesengattungen zu sein. Warum sollten wir, die wir täglich Zeugen sind von der Verjüngung der Welt und dem Wandel ihrer Erscheinungen, vor diesem Gedanken zurückschrecken? Werden doch, wie wir an anderer Stelle gesehen haben, nur die Formen zerbrochen, während die Natur in ewiger Wesenheit fortwirkt durch das All des Seins ins Ewige. Es gibt so viele Formen und Arten des Lebens, als verschiedene Verbindungen der verschiedenen Gattungen und Stoffe und Bewegkräfte sein können. Und so bleiben gewiß noch Erscheinungen lebendiger und herr-

licherer Geschöpfe auf Erden möglich, die zuvor nie in ihrer Art erschienen sind.

Alles, was heute noch auf Erden wohnt und besteht, kann dereinst wieder unter einer neuen Erdrinde begraben liegen, über welcher nach Jahrtausenden bewundernswürdigere Gebilde glänzen sollen. Dann können höhere Wesen über den verschütteten Städten, Dörfern, Denkmälern und Gebeinen der Menschen wandeln wie über einem ungeheuren Welt-Herkulanum. Wer sagt an, wo der Höhepunkt der Vollendung dessen sei, was ewig weset und, sich unendlich gegensätzlich, wirkt und schafft?

Wie aber die Natur seit Reihen von Jahrtausenden auf unserem kleinen Weltkörper, der Erde, immerdar eine andere und herrlichere aus sich ward, so schafft und gestaltet sie wohl auch auf anderen Sternen, wenn auch dort anders bedingend. Während sie in Milliarden von Sonnen und Planetenfamilien durch endlose Abstufungen und Weisen erblüht, rinnen indessen unter ihrem Hauch vielleicht in fernen Himmeln neue Welten verdichtet zusammen.

So ist der unendliche, ewig sich erneuernde und zugleich vervollkommnende Schauplatz für das Fortleben der Geister in anderen Hüllen gegeben, also die Möglichkeit für eine Lehre Zschokkes, die wir bereits oben kennen gelernt haben.

Die Naturgesetze sind, menschlich zu reden, Gedanken Gottes, in denen alles lebt, das heißt, in denen Gott weset. Deshalb ist die Natur das Gottesgesetz und bilden ihre Gesetze, die ja zugleich die Gesetze der gesunden Vernunft sind, für unser Verhalten die Richtschnur. So wird die Natur unsere Lehrerin; sie führt zur Tugend und Wahrheit, und die Tugend und Wahrheit führt wieder zur Natur zurück. Wie wenig ihr aber in Wirklichkeit die Menschheit folgt, lehrt ein Blick auf das Treiben der letzteren. Die Menschheit, im Abfall vom Gottesgesetz, schuf andere Ordnungen, Erzeugnisse des Ehrgeizes, der Habsucht, des Stolzes, Erzeugnisse niedriger Leidenschaften eines tierischen Wesens oder eines beklagenswürdigen Irrtums, den die warnende Weltgeschichte

vergebens mit blutigen Buchstaben aufzeichnete. Daher des Übels und des Jammers so viel unterm Monde!

Zahlreich sind die Stellen, in denen Zschokke das Wirken der Natur und das menschliche Tun gegenüberstellt und immer wieder zur Rückkehr zur Natur mahnt. Wir werden weiter unten sehen, daß gerade dies einen wesentlichen Bestandteil seiner Lehre bildet, und dort näher auf diese einzugehen haben. Hier wollen wir uns an einigen Gegenüberstellungen genügen lassen.

Gerade inmitten einer schönen Umgebung, einer gottpredigenden Schöpfung werden wir oft besonders deutlich gewahr, wie menschliche Brutalität nach höllischem Verderben lechzt und menschliche Schlechtigkeit die Schlange im Paradiese bildet. Weit mehr aber noch mahnt uns die Betrachtung der gewaltigen Natur an die Nichtigkeit des Menschenlebens und Menschentuns, das wir für das Allerwichtigste halten, an die Vergänglichkeit aller menschlichen Schöpfungen. Der Anblick der ewig wunderbaren, aber sich unbewußten, stummen und von den Fesseln der Notwendigkeit gebundenen Natur neben den kleinen, staubigen Merkmalen flüchtig erschienener, aber frei und göttlich wirkender Menschengeister d. h. den nur aus Eitelkeit errichteten menschlichen Bauwerken, Denkmälern usw. regt in jedem, dem dafür offener Sinn ward, die Gefühle bitterer Demut neben denen des reinsten Stolzes auf. Mit widerlicher Zwerghaftigkeit richten sich dann jene Denkmäler zwischen den riesigen Gestaltungen der Natur und den großen Bewegungen der Geisterwelt auf.

Aber völlig irre würden wir gehen, wollten wir hieraus schließen, daß Zschokke eine Vernichtung alles menschlichen Wirkens annehme und so einem grundlosen Pessimismus das Wort rede. Degegen sprechen viele Stellen, in denen er den menschlichen Geist weit über die bewußtlose Natur stellt. Nur das Äußerliche, mit dem Stoff Zusammenhängende wird in seine Bestandteile wieder aufgelöst und so als Ganzes vernichtet; die Ideen des menschlichen Geistes aber, alles, was die Menschheit auf ihrer zur Vollendung aufsteigenden Bahn wirklich vorwärts bringt, bleiben und wirken, gleich

der ewigen Natur selbst, fort ins Unendliche. Und wie von den in Wahrheit großen, die Menschheit fördernden Taten sagt er auch, damit durchaus übereinstimmend, von den guten menschlichen Taten: „Ach, es ist doch viel Herrliches auf Erden! Zwar die Natur ist schön, aber noch schöner ist das menschliche Herz. Was ist das Tote neben dem Lebendigen! Der Mensch hat viel Böses getan unterm Monde, aber darum ist die Welt nicht minder gut. Die Taten, zumal die bösen, machen nur mehr Geräusch als die Empfindungen der Andacht, der Liebe, der Freundschaft, der Großmut und anderer Tugenden. Darum fallen sie mehr auf. Aber wahrlich, es sind wohl wenig Stellen des Erdbodens, die nicht durch einen göttlichen Lebensaugenblick irgend eines längst verschwundenen Sterblichen geheiligt worden wären."



III.

Mensch und Menschenleben.

Der Mensch, das höchste der auf Erden bekannten Wesen und dort auch zuletzt erschienen, umschließt in sich alle Wirksamkeitssphären der Natur, nämlich Stoff, Kraft, Leben und Seele; er ist zugleich Pflanze und Tier. Aber er geht durch den Geist, der ihm von anderer Seite verliehen worden ist, über die Natur hinaus, ein höheres Wesen.

Der Leib, den er von der Natur hat, unterliegt mit seinen verschiedenen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen den Gesetzen der Natur. Der Mensch atmet, wächst, ernährt, vermehrt sich und stirbt wie die Pflanze und das Tier. Was Pflanzen, Tiere und Menschen gliedert und gestaltet, ist ein und dieselbe Naturmacht, ein und dasselbe Urleben, nur in verschiedenen Abstufungen, Artungen und Wirksamkeitsweisen, in welche es gegensätzlich auseinander tritt. Nur das Leben lebt ja, nicht Luft oder Felsen, nicht die Seele oder der menschliche Geist. Das wesende Seelische, die wesenden Geister schweben hoch über Stoff, über Bewegkraft und Leben. Und so hätten wir, streng genommen, den Leib des Menschen, da er zur Außenwelt gehört, im Zusammenhange mit der Natur schildern müssen. Der größeren Einheitlichkeit wegen stellen wir hier aber lieber alles zur Schilderung des Menschen Gehörige zusammen und haben daher zunächst das Seelische und das Geistige sowie seine Ver-

einigung im Gemüt zu erörtern. Da wir aber aus dem angegebenen Grunde in den voraufgegangenen Kapiteln das Seelische nur gestreift haben und bei der Betrachtung der im Reiche der Natur bestehenden Pyramide bei dem Belebenden, dem Träger des Seelischen, stehen geblieben sind, so haben wir hier — was an sich in einem „Der Mensch“ überschriebenen Kapitel auffällig erscheinen mag — das Seelische nicht nur beim Menschen, sondern zugleich beim Tiere zu betrachten und werden dabei eine Gegenüberstellung dieser beiden beseelten Wesen nicht umgehen können. Nur in diesen beiden Geschöpfen zeigt sich auf Erden das Seelische. Wie klein ist doch die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geschöpfe neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unseres Erdballs sind!

Der Körper der Tiere und Menschen ist nichts anderes als die äußere Schale oder Hülle der Seele; ohne sie kann er selbst nichts empfinden. Das Auge des entseelten Leichnams sieht so wenig, wie das Auge einer steinernen Bildsäule. Es ist also die Seele und allein nur die Seele, welche empfindet, sieht und hört, was außerhalb des Leibes vorgeht. Das Auge, das Ohr usw. sind nur besondere, zweckmäßige Einrichtungen der äußeren Hülle, um die Eindrücke der Seele von außen aufzufangen. Das Seelische in Tieren und Menschen ist seiner Wesenheit nach das sich und anderes Gewahrende. Sein Wesen und Gesetztum ist das unmittelbar Verwandte, Gleichartige, Gegensätzliche vom Belebenden.

Wie sich das Leben zu immer vollkommener gegliederten Gewächsen entfaltet in der Pflanzenwelt, so stuft sich das Seelische, so die Tierwelt, neben der Pflanzenwelt gleichlaufend, vom Allgemeinsten, Einfachsten, in sich kaum Unterscheidbaren zum Vollendetsten heran. Wir erblicken auf den untersten Stufen des Beseelten die Weichtiere, Polypen und Korallen, fast ohne Gliederung, geschlechtslos, kleinen, den Augen oft ungewahrbaren Schleimbläschen oder zu Röhren verlängerten Blasenformen ähnlich. Sie sind noch

ohne Eingeweide, sogar ohne Sinneswerkzeuge und dennoch beseelte Gewächse; denn sie tummeln sich in reger Bewegung durcheinander, weichen einander aus, gewahren sich gegenseitig und flüchten vor Störungen, die in ihrem flüssigen Element verursacht werden. In Muscheln und Schnecken, schon mit Eingeweiden und Zeugungsteilen versehen, äußert das Seelische größere Empfindungen, schärfere Gewahrung der Dinge. Insekten, vollständiger als jene ausgebaut, größtenteils in getrennten Geschlechtern, zeigen sogar schon einige äußere Sinneswerkzeuge zum Behuf des sie beseelenden Wesens; mehr noch die Fische; mehr noch die Vögel. Aber das vollständige Gliederwerk, die sämtlichen Sinneswerkzeuge, wie solche auch der Mensch besitzt, haben in verschiedener Gestaltung die Säugetiere empfangen. In ihnen offenbart sich daher das Seelische für uns mit mannigfaltigster Eigentümlichkeit am hellsten, besonders in den vollkommenen Säugetieren, wie Hunden, Affen, Elefanten, Pferden usw. Wir bemerken in ihrem Körperbau besonders eine größere Menge von Nerven, die das eigen geartete Leben vom Gehirn und Rückenmark fast nach allen Gegenden des Leibes und nach allen äußeren Werkzeugen der Sinne wie vorzügliche Leiter, wie Hauptstraßen seelischer Wirksamkeit ausspinnt.

Zwar weicht, wie das Leben, so auch das Seelische nie von seinem eigentümlichen Gesetztum ab. Aber, wie das Leben, wenn es mit dem Seelischen vereint ist, als ein Gehobeneres, Veredelteres erscheint, so bringt auch die Seele durch ihre Verbindung mit edleren Wesen, wie dem menschlichen Geiste, andere, höhere Wirkungen hervor, und so erhebt sich auch schon die menschliche Seele über die Tierseele.

Das Seelische tritt auseinander in Empfindung und Gefühl; abwärts wurzelt es gleichsam durchs Empfinden ins Gebiet des Lebens ein, aufwärts wipfelt es sich im Gefühl zur Region der Geisterwelt empor.

Alle Empfindung, weil durch Einwirken des Lebens und seines Bedarfs im Seelischen geworden, ist eine sogenannte körperliche und nach Maßgabe der Erfüllung oder Verletzung des Lebensgesetzes eine angenehme oder unangenehme,

ein leibliches Behagen oder Mißbehagen, ein Kitzel oder Schmerz.

Die Forderungen vom Gesetztum des Lebens, die an Pflanzen, Tieren und Menschen wahrgenommen werden, nennen wir Triebe. Die durch sie im Seelischen erregten Empfindungen heißen Begierden; sie sind nichts anderes als die gleichsam mit Empfindung bekleideten Lebenstriebe. Die Grundtriebe, Selbsterhaltung und Fortzeugung der Art, sind auch die eigentlichen Grundbegierden. Der Trieb der Selbsterhaltung wird im Tiere, ohne daß dieses Ahnung vom Tode hat, zur Begier seiner Lebensbewahrung. Es strebt, jeder Gefahr zu entrinnen. Es kennt, unbekümmert um alles andere, nur seine eigenen Bedürfnisse, sorgt nur für sich, wie, ihm ähnlich, durch Selbstsucht (Egoismus) der Tiermensch. Diese Selbstgier wird in einer Doppelbeziehung zum Nahrungs- und Sicherheitsbegehren. Der Nahrungstrieb der Pflanze wird im Seelischen zur Habgier nach allem dem, was zur Stillung des Hungers oder zum Sinnenkitzel dienen kann, wie im Menschen die mehr als dies umfassende Habsucht. Bei den meisten Tieren erfolgt nach Sättigung des Bedürfnisses gleichgültige Vernachlässigung und Verschleuderung vom Überrest des Futters, ähnlich der menschlichen Verschwendung, oder bei anderen ein instinktmäßig vorsorgendes Aufbewahren desselben mit Feindlichkeit gegen andere Geschöpfe, die davon begehren, ähnlich dem menschlichen Geiz. Das schwächere Tier blickt auf die Mahlzeit des stärkeren voll Neides. Ebenso ist es mit den übrigen Trieben, insbesondere dem Triebe zur Sicherheit, zur Fortzeugung, dem Geselligkeitstrieb. Sie alle verwandeln sich, indem sie beseelt werden, in Begierden, die, nach Beschaffenheit des Triebes selbst entweder anziehend oder abstoßend, Äußerungen des Verlangens oder Abscheus sind und nach dem Grade der Stärke sie begleitender Empfindungen und Gefühle mehr oder minder heftige Aufwallungen (Affekte) sein können.

Die mittelbar, durch Lebenstätigkeit von Außendingen, erzeugten Empfindungen werden Gewahrungen genannt

und vermittelst fünf äußerer Sinneswerkzeuge, des Tastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens, gegeben. Das durch die ganze irdische Lebenshülle ausgebreitete seelische Empfinden geht in diesen fünf äußeren Sinnen zu besonderen Empfindungsarten auseinander. Mit Recht nennt man die drei Sinne des Tastens, Schmeckens und Riechens die unteren, die niedrigsten Sinne; denn obgleich die durch sie empfundenen Dinge in unmittelbare Berührung mit den Sinneswerkzeugen gebracht werden müssen, bleibt die Vorstellung von dem durch sie im Seelischen Erregten unklar. Die Eindrücke, welche wir durch den Seh- und den Hörsinn als Farbe und Schall empfangen, dagegen sind weit bestimmbarer, in der Vorstellung deutlicher. Jedes Empfundene ist nur eine Übersetzung des Draußen in die Sprache der Seele. Der vom Nadelstich verursachte Schmerz ist nicht in der Nadel, der von uns empfundene Ton nicht in der Saite selbst vorhanden, das in unserem Seelischen als Farbe Bezeichnete nicht in den Gegenständen außerhalb des Geistes befindlich. Daß Helligkeit und Farbe nicht eigentlich etwas außerhalb unser im Lichte, sondern in uns Hervorgebrachtes sei, davon belehrt schon jede andere auf die Augennerven bewirkte Erschütterung. Ein Stoß, ein Druck gegen die äußerlich geschlossenen empfindlichen Sehwerkzeuge ruft darin Lichterscheinungen hervor. Durch das Abstechen der helleren von den dunkleren Färbungen der Gegenstände wird allein das deutlichere Unterscheiden derselben für das Auge möglich. Diese lichtischen (hellen) Umrandungen der Stoffgebilde werden im Seelischen zu einem Gleichartigen von dem, was in der Gedankenwelt des Geistes Begriffe sind. Der Blick des Tieres, der Blick des Kindes wie des erwachsenen Menschen wendet sich, wie überhaupt vorzüglich dem Licht, so auch zuerst immer den Rändern und Umrissen der Gegenstände zu und später erst den Einzelheiten und besonderen Merkmalen, die der Umfang des Ganzen in sich begreift. Durch die Sinnesbegriffe, wenn man sie so nennen darf, unterscheidet auch das Tier Allgemeines vom darin enthaltenen Besonderen und bereitet die Seele des Säuglings dessen Geist schon zu den künftigen

Verrichtungen in der Bildung von Verstandes- und Vernunftbegriffen vor. Die Natur erzieht und leitet gleichsam den Geist auf dem Wege der Sinnlichkeit zu seinen übersinnlichen Geschäften. Ebenso wie der Gesichtssinn tritt uns der Hörsinn in einer höheren Bestimmung entgegen, nicht bloß als Lebenswarner bei drohenden Naturgewalten. Er ist der Schöpfer eines Verkehrs der Seelen mit Seelen. Tiere, deren Atemwerkzeuge hinlänglich ausgebildet sind, bringen unwillkürlich bei Befriedigung oder Verletzung ihrer Lebensforderungen als Verkündigung von Lust oder Schmerz durch Erschütterungen der Luftröhre und des Kehlkopfes T ö n e hervor. Durch diese Töne, welche bei gleicher Tiergattung und unter ähnlichen Umständen einander ähnlich sind, entsteht eine wahre Seelensprache der Tiere. Sie wird ungelernt von ihnen überall verstanden. Die kaum dem Ei entschlüpften Küchlein hören und folgen dem Ruf der Mutter, dem Warnen und Locken. Auch der Mensch ist im Besitz dieser Natursprache, die keine erlernte und natürlich von der Geistessprache scharf zu trennen ist. Er wird in ihr unter allen Himmelsstrichen, wohin er kommen mag, von Seinesgleichen verstanden. Sein Jauchzen und Gelächter, sein Angstgeschrei und Winseln, zu welchem Volk er auch gelangen mag, bedarf keiner Übersetzung.

So wohnt schon in den unteren Gebieten des seelischen Wesens, wo es mit seinen Sinnesgewahrungen und Empfindungen dem leiblichen Leben noch angrenzt und zu dessen Dienst schafft und wirkt, eine Fülle des Reichtums. Aber bewundernswürdiger noch erscheint es, wo es in seiner Erhöhung, im Gegensatz zu körperlicher Empfindung, sich zum G e f ü h l und im Gegensatz zu jenen äußeren Sinnen zu den i n n e r e n Sinnen entfaltet, in denen es dem Geiste des Menschen näher tritt.

Gefühle sind, wie Empfindungen und Gewahrungen, nicht das Seelisch-Wesende selber, sondern nur Äußerungen desselben. Sie werden von den Lebenstrieben nicht unmittelbar wie Empfindungen, sondern mittelbar erst durch diese erregt. Der leiblichen Empfindung des Schmerzes oder Kitzels steht

das Gefühl eines Wohl- und Wehseins, der Freude und Trauer gegenüber, ganz verschieden von Leibesempfindungen, ja oft ganz unabhängig von diesen. Tiere vergessen in der Stärke ihrer Gefühle selbst die Triebe des Lebens, können unter Körperschmerzen freudig sein und bei leiblichem Wohlbehagen in Traurigkeit vergehen. Der treue Hund stirbt, Trank und Speise verachtend, am Grabe des Herrn, und die Mutterliebe des weiblichen Affen wie der Löwin vergißt den Schmerz empfangener Wunden beim Wiederfinden der verlorenen Jungen. Wie anders ist der Schmerz des Hungers, des Durstes als das Gefühl der Trauer, der Bangigkeit oder das Wohlempfinden bei Befriedigung des tierischen Gaumenkitzels, Geschlechtstriebes und anderer Lebensbedürfnisse als das Gefühl der Mutterliebe für die Jungen, der Freudigkeit des Hundes beim Wiedersehen des ferngewesenen Herrn! Die Gefühle werden erst durch äußere Empfindung und Gewahrung im Seelischen rege, sprechen gleichsam ein Urteil des Seelischen über das Empfundene aus. Wir können also die Gefühle, dies Höhere und Zartere im Wirken der Seele, wohl am treffendsten als ihr Urteil bezeichnen, welches sie gefühlsweise über das von der Außenwelt Empfundene und Gewahrte fällt, als den Ausspruch ihres Gefallens oder Mißfallens, des Anmutigen und Unanmutigen, wodurch sie hinwieder zu allem mutig oder unmutig wird. In Empfindungen und Gewahrungen verhält sich die Seele gewissermaßen l e i d e n d; nur daß sie dabei von Einwirkungen in sich erregt ist. In ihren Gefühlen aber wird sie oft auch t ä t i g, rückwirkend auf Leben und Außendinge. Ihre Freudigkeit befördert, ihr Gram lähmt die Tätigkeit des Lebens in seinen Verrichtungen. Vor der Übermacht des Gefühls verstummt selbst Wollust und Leiden des Körpers und weicht die Gewalt der Lebenstriebe. In der Angst stürzt sich das Gemstier vom Felsgipfel zerschmetternd in den Abgrund; im Grimm empfindet der kämpfende Löwe nicht die Zerfleischung seines Leibes. Das allgemeine Gesetz der Natur, das Unwandelbare des Änderns und Wechselns und Endlichseins der Erscheinungen, waltet auch in den Gefühlserscheinungen des seelischen Wesens ob. Unendliche Lust und

endlose Unlust sind demnach gleich unmöglich. In der Freude selbst erschließt sich schon der Keim des Traurigen; in jedem Leiden dämmert zugleich Ahnen nahenden Wohlseins. Der wilde Sinnenkitzel verliert sich zuletzt in Stumpfheit und Schmerz, das seligste Entzücken geht endlich in Tränen über. Im tiefsten Wehgefühl wird auch Betäubung zum Wohlgefühl.

Wie das Empfinden in fünf Außensinne, so verzweigt sich das Gefühl in fünf innere Sinne: des Aufmerkens, Nachahmens, Gewöhnens, des Gedächtnisses und der Ahnung. Für die hierüber sehr ins Einzelne gehenden Ausführungen Zschokkes verweisen wir denjenigen, der sich genauer mit ihnen beschäftigen will, auf die Unterabschnitte 65 bis 71 des V. Kapitels im II. Teile der Selbstschau. Wir begnügen uns damit, die für unsern Zweck besonders in Betracht kommenden Punkte an den geeigneten Stellen in die Darstellung einzufügen.

Noch heutigestags wird von vielen Seele und Geist für das Gleiche gehalten, wie beharrlich sich auch ihre Verschiedenheit dem flüchtigen Blick aufdrängt. Man hält das Höchste im Menschen nur für eine vollkommenere Tierseele! Freilich beobachten wir an vielen Tieren Eigenschaften und Fertigkeiten, deren der Mensch nicht in gleichem Maße sich rühmen kann. Wer webt so zart wie die Spinne, arbeitet so geschickt wie die Biene, baut wie der Biber, wie mancher Vogel und manches Insekt, so sorgfältig auf alle Umstände berechnet? Es ist nicht zu leugnen, daß viele Tiere eine Klugheit, eine Überlegung zeigen, wie oft Menschen sie nicht haben. Wer spricht den Füchsen und anderen Raubtieren neben aller Heftigkeit ihrer Begierden eine diese bemeisternde Besonnenheit und feine Schlauheit ab? Der Elefant ist berühmt durch die oft bewundernswürdigen Äußerungen seiner Verständigkeit, nicht minder der Hund, welcher sich noch nach vielen Jahren desjenigen zu erinnern weiß, der ihn oder seinen Herrn einmal mißhandelte. Wie gelehrig ist das Roß, wie verschmitzt der Affe! Man findet bei den Tieren oft eine An-

näherung ihrer höheren Eigenschaften an die der Menschen, daß unser ganzes Erstaunen rege werden muß. Und doch fehlt dem Tiere das, was die Würde und Hoheit des Menschen ausmacht, der Geist. Darum versteht es von allem nichts, was es hört und sieht, und geht an allen Herrlichkeiten der Welt gleichgültig vorüber.

Wie der Körper die Hülle der Seele ist, so dient das seelische Wesen wieder zum Mittel und Werkzeug, gleichsam als Hülle und Leib des Geistes zu seinem Erscheinen und Einwirken auf die Außenwelt. So wird in der großen Verkettung des göttlichen Alls das Seelische der Ring, durch welchen der Geist mit der übrigen Natur zusammenhängt, das Glied, auf welches er unmittelbar eingreift, durch welches er unmittelbar auf Leben, Bewegkräfte und Stoff der irdischen Hülle einwirkt und ebenso von ihnen hinwieder erregt wird. Wie sich die Seele zum Leben mehr dienend als herrschend verhält, ebenso verhält sie sich zum Geiste. Dort ist sie gleichsam Hüterin vom Einheitsgebilde der belebenden Naturmacht, warnt gewahrend vor Verletzung desselben, verkündet durch Schmerz die Verwundungen des Lebensgesetzes, durch Wohlgefühle seine Erfüllungen. Ebenso wird sie andererseits die Pflegerin des Geistes. Sie ist's, die ihm die erste Nahrung zuführt aus allen Speichern der Welt und Natur. Sie ist die hilfreiche Vollstreckerin seines Willens gegen die Außendinge, die unwillkürliche Teilnehmerin an seinem Frieden und Unfrieden.

Die Einung des Geistigen und Seelischen, in der sich beides gegenseitig zur Tätigkeit weckt, nennen wir das G e m ü t, gleichwie man die Verbindung des beseelenden Wesens mit dem Belebenden Tierheit oder des Lebens mit Stoffgebilden Pflanzentum oder der Bewegkräfte mit Stoffen Körper zu nennen gewohnt ist. Im Gemüt eigentlich erscheint das wahrhaft Menschliche. Aus dem Geiste nicht und nicht aus der Seele tönt das Ich, sondern aus dem Gemüt, aus der Einheit des Gefühls und Gedankens. Darum darf der Mensch wohl sagen: „ich h a b e einen Geist, ich h a b e eine Seele,“

nicht: „ich **bin** ein Geist, ich **bin** die Seele". Hier im Gemüt erwacht zuerst, gleichsam in der Wiege der Sinnesgewahrungen, das Bewußtsein oder das Wissen von sich und anderem. Hier scheint der Geist zu empfinden, die Seele zu denken. Denn die wechselseitigen Anregungen entstehen so schnell, daß man sie gleichzeitige oder zeitlose nennen könnte. Das Gewahrte ist zugleich im Bewußtsein die Vorstellung des Gewahrten.

Hiermit in der Zergliederung des menschlichen Organismus ans Ziel gelangt, wollen wir, wie wir bereits oben getan haben, noch einmal daran erinnern, daß der Mensch nicht, wie es nach Vorstehendem den Anschein gewinnen könnte, ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus, ein mannigfaltig ineinandergreifendes Trieb- und Räderwerk ist, sondern daß wir nur, um uns verständlich zu machen, die einzelnen für uns unterscheidbaren Teile und Kräfte so scheiden und benennen. Der Mensch ist durchaus ein einheitliches und edles Wesen. Edel ist sein Leib, seine Seele, sein Geist, wunderbar ihr Zusammenwirken und ihre Einheit. Und doch nennen wir einen Teil edler als den anderen, den Geist höher als den Leib, das Haupt köstlicher als ein anderes Glied. Bei dem allen aber ist es **alles**, was erst das Wesen des **Menschen** ausmacht. —

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von der Denkungsart Zschokkes das menschliche Leben gleichsam von einer höheren Warte aus betrachtet, daß ihm die Menschen in ihrem rastlosen Tun und Treiben nicht viel anders erscheinen als die betriebsamen, geschäftigen Ameisen. Auch die Menschen bauen nur für einen Tag; der folgende zerstört ihr Werk. Nackt tritt der Sterbliche in die Welt; arm und nackt verläßt er sie wieder. Was hier ist, gehört uns nicht. Dem Leibe nach wandeln wir zwar im Staube, treten in die engen Verhältnisse und Schranken des bürgerlichen Lebens, treiben Gewerbe und Beruf, nennen einzelne Sterbliche Blutsverwandte; aber dem Geiste, unserem eigentlichen Ich nach gehören wir nicht den kleinen Länderzungen, dem kleinen

Erdball an, sondern das Weltall ist unser Vaterland, der Gott der Unendlichkeit unser König und Vater, alle erschaffenen Geister sind unsere Brüder. Das Dasein unseres Geistes auf diesem Erdball ist ja nur die kleinste Spanne von der Ewigkeit seiner Dauer. „Wie ist unser ganzes Leben ein so träumerisches Gemisch,“ heißt es einmal, „mehr Schatten als Wesen, mehr Ahnung als Genuß!“ „Ein Roman, mit Versen vermischt, ein Singspiel ohne Musik, ein Ding, aus dem man nicht recht klug wird.“ Wir fragen uns wohl verwundert, warum und woher denn alles so ist, wie es ist, und alles ohne unser Zutun und unsern Willen in beständiger Regelmäßigkeit kommt und geht, wie Tag und Nacht, Schnee- und Blumenzeit, und das Leben erscheint uns wohl wie ein Uhrwerk, worin wir als die Figuren uns bewegen müssen, ohne es zu wissen und zu wollen. Besonders gern stellt Zschokke sich das menschliche Leben unter dem Bilde einer Reise vor.

Um Anfang und Ende des menschlichen Lebens, um Geburt und Tod ruht eine verschwiegene Finsternis: niemand weiß, woher er kam, als ihn Gott rief, niemand weiß, wohin er geht, wenn Gott ihn ruft. Der Augenblick der Geburt wie des Todes ist leise von einer allweisen Schicksalsverkettung abhängige Verwandlung der Verhältnisse im ewigen All, Übergang des ewig Wesenden in ein anderes Sein.

Wie wir oben in der Natur überall einen stufenweisen Entwicklungsgang ihrer Schöpfungen vom Samenkeim zum Vollkommeneren wahrnahmen, so erkennt auch der Menschengeist in seinem kurzen Dasein auf dem Erdstern wieder denselben Entwicklungsgang, welchen die Natur selbst hält, d. h. ein Fortschreiten in der Entwicklung.

Das neugeborene Kind ist seinem Leben und Seelischen nach ein mit dem mütterlichen nahe Verwandtes und Verbundenes, Stoff vom Stoff der Mutter, Leben von ihrem Leben, Seele ihrer Seele. In gleichem Verhältnis aber, wie das junge Geschöpf mit fremden Stoffen und Kräften zugleich ein der Mutter fremdes Leben und Seelisches aus dem Reichtum der Natur einsaugt, löst sich allgemach jener Verband.

Dann wird das wachsende Leben die erste Amme und Erzieherin der Seele, weckt diese durch seine Triebe und Instinkte aus dem Schlummer, und diese, erwachend, wird endlich der Glieder ihres Leibes und ihrer äußeren Sinneswerkzeuge eins ums andere mächtig, dann auch der inneren, erst der Aufmerksamkeit, darauf des Gedächtnisses, der Gewohnheit und der Nachahmungslust. Zuletzt dämmert das Licht des Geistes in den Sinnen und Gefühlen der Seele hervor. Die reine Tierheit hört auf, der Mensch beginnt mit den ersten Lauten der Wortsprache, mit dem ersten Bewußtsein eigener Persönlichkeit, dem ersten Bewundern des Gefälligen, dem ersten Suchen nach dem Warum? und Woher?, dem ersten Gefühl des Rechts und Unrechts. Auch der Knabe bewahrt zwar Neigung und Sinn für das Naturgemäße, aber der Geist verharrt noch lange im Dienste der herrschenden Tiernatur. Leibesstärke, Mut und Schlauheit sind ihm bewundernswürdiger als jedes andere Verdienst. Wenn im Jünglingsalter aber Lebensfülle und Seelenreichtum üppiger überströmt und der Geist sich seines Inneren und der Urbilder des Wahren, Guten und Schönen in ihm heller bewußt wird, dann erscheint der große Augenblick, in welchem der halbreife Zögling der Natur die Hand der bisherigen Erzieherin fahren lassen und selbständig schalten will und es doch nicht ganz vermag. Der erfahrungsarme Verstand verliert sich noch im Labyrinth der Erscheinungen, verwechselt Wesen und Schein, sinnliche und sittliche Größe, haßt das Gemeine, lechzt nach Wundern, zieht das Göttliche ins Irdische hernieder und verklärt Irdisches in Göttlichkeit. Der Jüngling, schwankend zwischen Sinnen- und Geisteslust, sieht die Welt nicht, wie sie ist, sondern vernunftgemäß sein soll, und kennt keine Mittelstraße. Wenn nach diesen Gärungen das leibliche Leben seinen Bau im Mannesalter befestigt hat, der Rausch stürmischer Gefühle verflogen ist, die Phantasie mit gesenktem Flügel neben der Leiche schöner Hoffnungen trauert und schmerzliche Erfahrung vor den Gefahren geliebter Torheiten und geheiligter Irrtümer warnt, dann wird der Einfluß des Verstandes herrschend. Der Sterbliche, noch angezogen

vom Reiz der Wirklichkeit um ihn her, gibt sich ihm nur mißtrauisch hin, will lieber klug sein als wahr und offen, lieber das Nützliche als das Edle. Spät erst gelangt der Geist zur Alleinherrschaft über das Tiertum, das Gottesgesetz, die Vernunft zum Sieg über die Macht des Irdischen, der Mensch zu Vollendung im Hochmenschlichen.

In den ersten Jahren seines Lebens ist der Mensch noch tierähnlich; der Geist hat sich noch nicht mit seinen irdischen Werkzeugen vertraut gemacht, das weiche Lebensgewebe des Leibes ist noch zu zart, als daß es ihm schon zum freieren Gebrauch dienen könnte. Sein erstes Denken ist ein leises Spinnen der Phantasie im Dämmerlicht des Bewußtseins, ein gedächtnisloses Träumen im Wachen. Die Welt gaukelt unklar an den Augen vorüber, und was sie zeigt, ist vergessen, sobald sie es wegnimmt. So gehen die ersten Jahre des Kindes vorüber. Der eben gegenwärtige Augenblick ist ihm ein Lebensganzes.

Das Kind ist, wie die Natur, ohne Sünde und ohne Tugend; die sogenannte Erbsünde der Theologen ist nichts anderes als die Tiernatur des menschlichen Leibes. Es ist edler, reiner, leidenschaftsfreier, vorurteilsloser, zufriedener, menschenliebender, wahrer, natürlicher als die Älteren. Deshalb ist es auch vollkommener und glücklicher. Die arglose Sicherheit, die heitere Unschuld, das unbefleckte, reine Gemüt ist es, was uns in dem kindlichen Wesen entzückt und uns alle mit so unwiderstehlicher Gewalt zu der schönen Kinderwelt hinzieht. Wir verehren darin die unentweihte Heiligkeit des Herzens, welches noch keine Ahnung vom Bösen hat. Nicht das Äußere, nicht Fleisch und Blut ist es, was unser hohes Wohlgefallen erregt, sondern das Reine, Himmlische, was uns aus dem unbefangenen Blick, aus den hellen Mienen des Kindes anstrahlt. Es ist unser eigenes, angeborenes Tugendgefühl, was uns begeistert, ohne daß wir es ahnen. Wir werden im Umgang mit den frommen Kleinen frömmer, edler, weiser; wir scheuen uns, mit unseren Fehlern vor ihnen zu stehen, und wer diese nicht auszutilgen Mut hat,

verbirgt sie wenigstens vor ihnen. Wir fühlen es, wenn wir bei allen unseren Erfahrungen, Kenntnissen und Künsten nicht werden wie die Kinder, können wir nimmer ins Himmelreich eingehen, und so wird uns der große Sinn des Jesuswortes deutlich.

Wenn hiernach auch fast jeder Mensch seine Kindheit für die glücklichste Zeit seines Lebens hält, so dürfen wir nicht vergessen, daß jedes Lebensalter seine eigenen Freuden hat, und daß wir doch unmöglich die Bestimmung haben können, beständig Kinder zu sein. Wer möchte wohl auch im Ernst in jenen Traum zurückkehren, aus welchem wir jedes Kind sich begierig hinwegsehnen sehen, um die Freuden der Erwachsenen teilen zu können? Es wäre traurig, wenn es kein höheres Lebensglück gäbe; denn dieses können wir nicht zurückzaubern. Wir sollen aus unserer Kindheit aber lernen, daß der Quell unserer damaligen Freude nicht draußen lag, daß uns damals nicht Gold, Pracht und Ehre entzückten, sondern daß jener Quell unser Inneres, unsere Zufriedenheit, unsere Genügsamkeit, unsere Unbesorgtheit, unser Frohsinn, unser freies Gewissen war. Nur weil wir diese Weisheit des kindlichen Alters verlernt haben, fühlen wir uns nicht mehr glücklich. Nicht die Welt, nicht die Menschen um uns haben sich seitdem verändert, sondern nur wir uns selbst.

So verkennt denn Zschokke nicht, daß, genau betrachtet, die dem Lebensalter zugeschriebenen Fehler nicht so sehr an diesem wie am Menschen kleben. Immerhin lassen sich aber einige allgemeine Besonderheiten jeder Lebensstufe herausheben: jede hat ihre eigentümlichen Reize und Gebrechen, so daß es schwer ist zu entscheiden, welche Lebensstufe die wünschenswürdigste sei. Das Kind, ohne des Mannes Laster, besitzt auch nicht dessen Tugend. Der Greis entbehrt der Jünglinge Leidenschaft, aber auch ihren empfänglichen Sinn für das Schöne und ihren Mut für das Gute. Junge Leute leben am liebsten in der Zukunft, weil sie dort hinaus die weiteste Aussicht haben; Greise am liebsten in der Vergangenheit, weil da für sie die Lebensstrecke noch am längsten

ist. Vermutlich sind darum junge Männer auch die besten Dichter und betagte die besten Geschichtsschreiber.

Die Jugend ist die Aprilzeit des Lebens, in der Sonnenglanz und Schneegestöber, Ungewitter und Blütenregen jählings einander folgen und vorübergehen. Noch von den Tagen der Kindheit her mit den Waffen der Unschuld, der Weisheit ausgerüstet, wandelt die Jugend in Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entstieg, unvertraut mit Verderbtheit und Greueln der Menschen; sie will das Große, das Gute; ihr Egoismus ist der ehrwürdigste. Noch unbefleckt vom Staube der Lebenswüste, bringt sie den Ideen des Ewigwahren und Ewigguten jede Lust und Pracht der Welt ohne Reue zum Opfer, zieht sie, vom Licht eines inneren, höheren Seins angeleuchtet, nur dem Unendlichen und Unbedingten sehnsuchtsvoll nach und fordert Ewigkeit der Liebe und Freundschaft für sich, Alleinherrschaft des Rechts und der Freiheit für alle auf Erden. Ihr, der von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk geworden, stehen allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urteil. Sie kennt noch nicht Drang und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte. Nächst den Tagen der Kindheit gilt uns allen als schönste Zeit unseres Lebenslaufes wohl diejenige, welche uns die Liebe verklärte, als wir als Jüngling oder Jungfrau die ersten freien Schritte in die Welt hinaus taten. Erde und Himmel verschönerten sich damals in den unaussprechlichen Gefühlen, die unser Herz bewegten. Wir traten zum andernmal in den Himmel unserer Kindheit, aber mit neuem Sinn und Geiste.

Kein Lebensalter bedarf so sehr der Weisheit, um sich selbst zu retten, wie der Mann und das Weib in der Fülle des Lebens. Denn, vom Rauch der Leidenschaft geschwärzt, geht das spätere Alter einher, ist selbst nicht mehr heilig und sieht daher kein Heiligtum, wälzt sich in Lüsten oder schwärmt mit rasendem Sinn einem Phantom nach oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle und nennt alles, was ihm nicht mehr reizend scheint, Torheit und Kindertand. Die Tugend,

dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm Lebensklugheit. Es achtet nicht mehr des Schönen, sondern nur des Nützlichen. Andererseits verkennt Zschokke auch nicht, daß gerade dieses Lebensalter, richtig angewendet, aus der Fülle des Lebens zur Ewigkeit hinleitet. Wie dem Kinde die Blume und der bunte Stein, mit dem es erst zufrieden war, zu gering werde und die Jugend aus der ihr zu eng gewordenen Kinderstube ins Weite und Freie hinausstrebe und alles Gute der Erde umfassen wolle, zuletzt aber auch daran nicht mehr genug habe, so erweitere sich mit den Jahren das Leben und die Ansicht vom Leben immer mehr. Dem Mann und dem Weib wird der Genuß aller Ehre, alles Geldes gleichgültiger. Die Erde hat für den Geist zu wenig; er strebt aufwärts in die Ewigkeit.

Keineswegs übersieht Zschokke die mancherlei Unannehmlichkeiten, die das Alter seiner Natur nach mit sich bringt. Aber er ist weit davon entfernt, in ihm nur Beschwerden zu finden und, wie Ciceros Cato, Trostgründe dafür zu sammeln, betrachtet es vielmehr als die Krönung des Erdenlebens. Er erinnert daran, wie wunderlich es doch sei, über das Alter zu klagen, obgleich fast jeder ein hohes Alter zu erreichen wünsche. Wenn auch die Kräfte des Greises schwächer geworden sind, so nützt er der Welt noch mehr durch seine zahllosen Erfahrungen, durch seine Weisheit, durch seine Kenntnis der lange gesehenen Welt. Das Alter macht die Seele nicht halb so schwach wie die Jugend, in welcher ungestüme Begierden und Neigungen das Gemüt oft verdunkeln und zu Fehltritten hinleiten; es ist leidenschaftsloser, ruhiger, besonnener, mehr seiner selbst Herr. Dem Einwurf, daß das Greisenalter schon deshalb den anderen Lebenszeiten an Glückseligkeit nachstehe, weil es dem Tode näher sei, begegnet Zschokke damit, daß einmal der Tod jedem Alter gleich nahe sei und die meisten Menschen vor Erreichung des Alters sterben, ferner aber auch dem Greise von der göttlichen Vorsehung jene Ruhe des Gemüts gegeben sei, welche ihn den Tod nicht sehen lasse, sondern nur das Leben jenseits des Todes. Seine Einbildungskraft ist schwächer geworden; er

verliert also auch an der Welt nicht mehr so viel wie der Jüngling. Er genießt froh das irdische Leben bis zur Neige, und wie allmählich seine Empfindungen matter werden, seine Kräfte unvermerkt aufhören, erlischt es sanft, wie ein abgebranntes Licht. Er kennt nicht das schmerzhafte Sterben wie der Jüngling und Mann, wenn sie in der vollen Kraft ihren Lebensfaden zersprengen und sich von allem, was ihnen teuer und wert ist, hinweggenommen sehen sollten.

Gegenüber allen Vorwürfen, die man gemeinhin dem Alter macht, daß es nämlich mutlos und verdrossen, finster, zänkisch, argwöhnisch und geizig sei, erklärt Zschokke, daß, wer dazu die Anlagen und Gewohnheiten nicht schon aus den früheren Jahren mit sich bringt, diese Fehler nicht erst im Greisenalter annehmen werde. Wenn der Mensch nicht seine Sitten, nicht seine Neigungen ändere, das Alter ändere nichts daran; sondern jene üblen Gewohnheiten und Gesinnungen würden nur härter, zäher und anstößiger, je älter sie mit uns werden.

Die Vorbedingungen, welche das Lebensglück im spätesten Greisenalter verbürgen, und ohne welche ein langes Leben keineswegs ein wünschenswertes Gut sei, faßt er in folgendem zusammen: ein gesunder Leib; ein mäßiges Vermögen, welches vor großem Mangel schützt; eine dankbare, zärtliche Jugend, die wir erziehen; Freunde, die wir uns dauerhaft gewinnen; ein immer gleicher, froher Mut; ein reines Herz; ein gebildeter Geist. Diese zu erreichen, sei bei einiger Entschlossenheit und Ausdauer des Willens keineswegs eine Unmöglichkeit. Zu ihrer Erlangung gibt Zschokke ins einzelne gehende Verhaltungsmaßregeln.

Es liegt auf der Hand, daß eine Natur und Geist in gleicher Weise berücksichtigende und dadurch umfassendere Welt- und Lebens-Anschauung, wie diejenige Zschokkes z. B. der des Matthias Claudius gegenüber darstellt, auch eine andere Auffassung vom Schicksal bedingt. Schon der streng durchgeführte, seiner gesamten Weltanschauung zu Grunde liegende Gedanke, daß alles, was auf Erden geschieht, als

Ursache oder Folge zu betrachten sei, schließt die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung Gottes wie eines Zufalls aus. Alles, was heute geschieht, ist danach vielmehr eine Folge des ersten Tages, an welchem der Erdball für Menschen bewohnbar geworden ist. Zschokke drückt denselben Gedanken an einer anderen Stelle nur anders aus, wenn er sagt, der Glaube an Gott d. h. an eine Vorsehung schließe die Annahme eines Zufalls aus. Es waltet also eine göttliche Leitung der Verhängnisse, eine heilige Weltordnung, welche im Natur- und Geisterreiche fortschreitend zum Vollkommeneren drängt. Selbst eine bedeutungslos scheinende Begebenheit, eine Umstimmung der Witterung, eines Kindes Spielerei, wirkt unter Umständen mit unberechenbaren Folgen in der Verknüpfung der Dinge fort, welche den Sterblichen zuletzt Hoffnungen ohne Zahl vereiteln, die schlauesten Pläne zerreißen, Heere vernichten, Staaten umwälzen, Weltteile umgestalten. Niemand sieht die Wirkungen vorher, niemand hat Macht, sie abzuwehren. Kein Sterblicher ruft sie aus dem Gewühl allseitiger Bewegungen herbei. Sie kommen und quellen aus dem dunklen Schoß der Umstände gegen ihn an. Auch der Menschengeist, der Verwandte der Natur, empfängt ihre Einwirkungen. Sie setzen seiner Tätigkeit unabänderliche Bedingungen und Schranken. Er gibt sich die Umstände und ihren Wechsel nicht selber; er kann sie nur b e n u t z e n. Er nennt sie glückliche und unglückliche, gute und böse. Sie sind es an sich selbst aber nicht; der Mensch macht sie sich dazu, durch Klugheit oder Unklugheit, durch Tugendhaftigkeit oder durch Sündhaftigkeit. Wie die Natur selbst, ist auch die Verstrickung ihrer Taten und Werke, das Schicksal, sündenlos. Hinwieder wirkt auch der Mensch erregend auf die ihm verwandte Natur ein. Jede seiner Handlungen spinnt sich im dunklen Schoß der Wesenheiten und Dinge, ihm unbekannt, als ein langes Gefolge von Änderungen und Ereignissen ins Unendliche fort. Da liegen sie außerhalb seines Gesichtskreises, außerhalb des Gebietes und Gesetzes seines Willens, im Gebiet der Naturnotwendigkeit. Das aus seinem Mund geworfene Wort, der aus seiner Hand geschleuderte Stein gehören ihm nicht

mehr. Sie sind einer fremden Gewalt anheimgefallen, die nach eigenem Gesetztum verfügt. Ihm gehört allein die Wahl der Handlung, die Absicht an, die gute oder böse, vernunftgemäße oder vom Gesetz der Heiligkeit verworfene. Das Gute, was er bezweckt, kann in der Wirklichkeit zum Unheil entarten, das Übel, welches er stiften möchte, segensvoll nachwirken. Andererseits ist aber der menschliche Geist nicht dem Gebot des Schicksals oder Verhängnisses untertan, dieses vielmehr nur das göttliche Gesetz, dem die Körperwelt unterworfen ist. Er ist einem ganz anderen Gesetz unterworfen. Er kann die Ereignisse des Tages und der Stunde nicht abwehren, aber mit Besonnenheit und Kraft auf sie zurückwirken, treu dem eigenen Gesetztum. Wer Ehre, Rang, Pracht, Reichtum und andere Scheingüter des Lebens nicht als Wesentliches des irdischen Daseins über alles liebt, sondern Selbstheiligung durch Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit, ist über jedes Schicksal erhaben. Das Geschick kann ihm Gesundheit, Freiheit, selbst Leben rauben, aber nicht Tugendsinn, nicht Liebe und Wahl des Heiligen, nicht Unsterblichkeit. Der Heldenmut des Geistes kann und wird eher das Band zwischen sich und der Natur zerreißen als das Band zwischen sich und dem Göttlichen. Nur der menschliche Leib, dies Eigentum und Werk der Natur, bleibt mit allem, was ihm in der Sinnlichkeit zusteht, ein Spiel der Verhängnisse.

In Übereinstimmung mit dieser Auffassung vom Schicksal und seiner Macht schildert Zschokke an vielen Stellen seiner bekannten Erzählungen, auf die bereits oben hingewiesen ist, in launiger Weise den Unbestand des Schicksals und die seltsamsten Lebensgeschicke seiner Helden. Gerade sie zeigen uns deutlich, wie sich selbst in den Gestalten seines Humors stets ein tiefernster Gedanke verkörpert, der in gefälligerer Form dem Leser mitgeteilt werden soll.

Auf dieser Auffassung vom Schicksale beruht auch seine Ansicht von der Bedeutung und Größe derjenigen, welche die Menschen groß zu nennen pflegen. Diese ist danach mehr ein Werk der Umstände, des Schicksals als eine Folge der inneren Größe. Kein Sterblicher ist das alles selbst, was er als

Werkzeug des Verhängnisses wird; er glänzt nur durch den Widerschein der ihn umgebenden Verhältnisse, und seine Größe verschwindet mit ihnen. Der größte König ist ein Knecht des Schicksals. Alle, welche aus dem großen Haufen der Sterblichen hervortraten und Großes und Herrliches leisteten, verrichteten es nicht aus eigener Kraft. Sie waren nur Werkzeuge in der unsichtbaren Hand einer höheren Gewalt, waren geweckt durch Erfahrung und Schicksal, hingelenkt zum Ziel durch Lebensumstände, die sie kaum erkannten, und die unabhängig von ihnen erschienen, waren begünstigt in ihrem Werk von der Stimmung des Jahrhunderts, vom Zusammenschlagen aller Verhängnisse und Verhältnisse des Zeitalters. Durch einen einzigen Gedanken haben Männer ungeheure Weltveränderungen hervorgebracht, von denen sie selbst nichts geträumt hatten. Kolumbus wollte nur einen neuen Handelsweg nach Ostindien suchen, den nachher Vasco de Gama fand; er entdeckte statt dessen einen unbekannten Weltteil und verwandelte damit der europäischen Nationen Sitten, Lebensweise, Gesetzgebung, Handel und politische Verhältnisse und Interessen. Gutenberg hatte in Mainz den Einfall, seines Nutzens willen das einträgliche Gewerbe des Bücherabschreibens durch Abdrucken der Buchstaben zu erleichtern und zu vereinfachen, und er beflügelte den Gang der allgemeinen Civilisation, machte die Weisheit des Altertums nach Jahrtausenden zum Gemeingut der Völker und löste die Fesseln der Nationen, welche die Barbarei geschmiedet hatte. Der Zufall zeigte einem Mönch, welcher Gold oder den Stein der Weisen suchte, die Kraft des entzündeten Salpeters, mit Kohlen- und Schwefelstaub verbunden; seine Entdeckung machte allem Vorrang und Heldentum des Ritterwesens ein Ende und schuf eine neue Kriegskunst. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß Tausende und Abertausende in dunkler Vergessenheit unter uns leben, mit reicheren Schätzen des Geistes ausgestattet als die Größten der Sterblichen. Sie haben zu aller Zeit gelebt. Manch einer, wenn er mit besserer Erziehung und Schulbildung an die Spitze eines Heeres gestellt worden wäre, würde mit dem Kommandostab vielleicht feindselige Throne erschüttert,

ein anderer auf einer Lehrkanzel vielleicht für die Geisterwelt neues Licht angezündet haben. Wie mancher Leibniz und Kant geht hinter dem Pfluge, wie mancher Napoleon, Bernadotte oder Moreau demütig hinter der Trommel her, während Alltagsmenschen mit Inful und Marschallsstab über Wohlstand und Wehstand ganzer Völker entscheiden! Aber Gott entzog ihnen das Jahrhundert und die Gelegenheit. Wohl mancher Homer oder Shakespeare verdirbt unbemerkt im Akten- oder Schulstaub, ohne sich je selbst zu erkennen, oder ohne daß ihn das Schicksal kennen wollte. Es erscheint Zschokke auch nicht auffällig, daß Männer, welche wahrhaft groß und dauernd durch Jahrtausende fort auf das Los der Menschheit eingewirkt haben, selten oder nie Hochgeborene oder aus der Reihe der sogenannten Erdengötter waren, sondern von niederer Herkunft. Denn der Erdengötter und Gewaltigen sind wenige; die größere Menschenmasse der Nationen besteht aus Leuten gemeinen Stammes und Vermögens. Deshalb sind notwendig darunter auch der ausgezeichneten Geister mehr vorhanden als unter wenigen. Das ist eben Gottes weises Schicksalsgesetz, daß die Menschheit sich leise und langsam durch sich selbst und nicht durch vermeinte Erdengötter zur Reife und Vollendung erhebe.

Zschokke ist hiernach, wie er auch des öfteren ausspricht, entschieden gegen jede Überhebung der Menschen, die sich dünken Götter zu sein und durch eigene Kraft Großes zu vollbringen glauben. Die moderne Lehre vom Übermenschen und die damit zusammenhängende Auffassung, daß nur einzelne große Männer es seien, welche die Weltgeschichte und die Geschicke der Menschheit fortführen, die übrigen Menschen aber nur als belangloses Herdenvieh anzusehen seien, findet also in ihm einen Gegner. Er ist vielmehr der Meinung, daß an Personen, welche der große Haufe gemeiniglich große Männer zu nennen pflegt, alle Jahrhunderte vollauf gehabt haben, mehr, als zu ihrer Glückseligkeit eben von nöten gewesen wäre.

Um Unsterblichkeit des Namens zu erringen, will er nicht die kleinste Freude des Augenblicks versäumen. Denn er

meint, daß man selbst davon nichts empfindet, sondern nur diejenigen den Nachruhm genießen, welche ihn geben. Hätten wir keine andere Unsterblichkeit als diese chimärische zu erwarten, so wäre unser Dasein nicht der Geburtsschmerzen wert gewesen. Denn der Tempel des Nachruhms sei ein sehr zweideutiger Platz; dort hätten nicht die Wohltäter des Menschengeschlechts ausschließliche Gerechtsame, sondern würden auch seine Plagegeister verewigt. Überdies werde, da jedes Zeitalter seine eigenen Ansichten habe, wer in einem Jahrhundert vergöttert werde, im folgenden verflucht oder verspottet. Die Weisesten seien gewöhnlich die Stillsten im Lande, und es sei das beste, daß man sich zu ihnen halte. Wer die schöne Tat nicht bloß ihrer Schönheit willen begeht, sondern des Ruhmes wegen, der sei nicht wert, sie zu vollbringen, noch weniger, genannt zu werden vor und nach seinem Tode.

Insbesondere denkt er, wie wir schon oben gesehen haben, über den Beinamen des Großen, den die Geschichte manchem beigelegt hat, sehr gering. Er sei von feilen Mönchen, Höflingen und Skriblern so garstig entweiht, z. B. Eroberern wie Alexander, Karl, Napoleon beigelegt worden, daß man wahrhaftig Bedenken tragen sollte, ihn irgend einem rechtlichen Manne oder guten Fürsten beizulegen. Nicht günstiger urteilt er über die Errichtung von Denkmälern nach dem Tode. Man muß d e n e n nur, so meint er, Denkmäler setzen, die sonst vergessen würden; für diejenigen dagegen sind sie ein Überfluß, welche sich schon selbst in ihren Werken verewigt und in der Menschenwelt ein weit herrlicheres Denkmal gesetzt haben. Gewöhnlich aber tue man es in der eigennützigen Absicht, sich selbst zu ehren, und nachdem man bei Lebzeiten das Notwendige und Schuldige unterlassen habe. So denkt er vor Schillers Denkmal in Stuttgart an dessen Jugend-Drangsale. Flüchten mußte er aus der nämlichen Stadt, welche jetzt sich seiner rühmt und mit seinem Monument prangt. So zeige Genf stolz auf das dem Andenken Rousseaus geweihte Ehrenbildwerk und ebenfalls innerhalb derselben Mauern, aus denen er einst, des Bürgerrechts verlustig, vertrieben ward,

und wo des Henkers Hand seine Schriften zum brennenden Scheiterhaufen trug. Bei diesen Gedanken widert ihn das sich immer von neuem wiederholende Treiben der irren Menschenwelt an. Die Zeugen der Wahrheit werden gepeinigt und gesteinigt; nachher kniet man vor ihren Reliquien. Denen man im Leben das Brot verkümmerte, baut man verschwenderisch über dem Grabe Denksäulen von Stein und Erz! In Deutschland, so tadelt er, sei das Monumentbauen wahrhaft Modesache der Städte geworden. Als Griechenland seinen Helden und Weisen überall Standbilder aufrichtete, seien Weise und Helden schon Seltenheiten geworden.

Er selbst findet keinen Genuß darin, einen namhaft gewordenen Künstler oder Soldaten, Fürsten oder Gelehrten von Angesicht zu Angesicht zu schauen; denn die Hülse sei nicht der Kern, der Schriftsteller ein anderes als sein Buch, und er habe weit mehr liebenswürdige Unberühmtheiten als persönlich achtungswerte Berühmtheiten gesehen. Er sucht sie deshalb auch nicht gerade auf. Dagegen lobt er die pietätvolle Bewahrung der Wohnstätten eines wahrhaft bedeutenden Mannes in dem Zustande, welchen sie bei seinen Lebzeiten gehabt haben, und verkennt nicht, daß der Gedanke, in diesen Räumen habe er gelebt, hier sei er ein- und ausgegangen, an Saiten im Gemüt rühre, die in geheimnisvollen Akkorden noch lange fortklingen. —

Wohl hat auch Zschokke die Schwere des Daseins kennen gelernt. Wohl erkennt auch er an, daß viel Sorge und Elend in der Welt und nichts darin beständig sei, und daß wir in einer unwiderstehlichen Flut von ungewünschten Ereignissen und Schicksalen dahin treiben. Und es wäre ja auch geradezu töricht, alle und jede Sorge und Not aus dem Erdenleben hinwegleugnen zu wollen, da dem die tägliche Erfahrung allzu deutlich widerspricht. Wenn Zschokke die Übel dieser Welt nur als v e r m e i n t l i c h e hinstellt, so will er sie damit nicht wegleugnen, sondern nur sagen, daß die Dinge sich auch in einem anderen Lichte betrachten lassen, und daß dies sogar unsere Aufgabe ist, wenn anders wir uns mit der Einrichtung der

Welt abfinden und stets unserer geistigen, dem Schicksal nicht unterworfenen Natur eingedenk bleiben wollen. Es sei töricht, die Zeit damit zu verschwenden, um, wie es viele getan haben, die Übel des Lebens hinweg zu vernünfteln oder sie zu verteidigen zur vermeintlichen Rettung der Ehre Gottes oder sie zu versüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein besseres Los jenseits des Grabes. Sie seien notwendig in der Weltordnung und ihr Dasein ein Beweis dessen, wozu wir bestimmt sind. Unsere Bestimmung aber sei Reife oder Vollendung unseres Geistes. Er sei reif, vollendet, wenn er, unbeherrscht vom Einfluß sinnlicher Macht, durch sich selbst, nach eigenen Gesetzen handle. Durch die Übel der Menschheit werde der Geist zu dieser Selbständigkeit getrieben. Der Unbestand des Irdischen mache uns auf den bleibenden Wert des Geistigen aufmerksam. Der Staub stoße den Geist von sich ab und zwinge ihn zur Erkenntnis seiner eigenen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnehme, verschmähe, ihm länger anzugehören, und kehre zu sich selbst zurück und werde selbständig, indem er in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit erkennen lerne. Die Welt an sich ist weder häßlich noch schön; sie ist ein farbloses Bild, das sich unsere Seele erst selbst ausmalen muß. Erst *wir* tragen Leben und Anmut hinein. *Unsere Ansicht* von der Umgebung erst ist es, was sie uns schön oder häßlich, glücklich oder unglücklich erscheinen läßt; *in unserer Vorstellung* wohnt das Schöne und Häßliche, das Gute und Böse in der Welt. Wie wir uns die Welt vorstellen, so ist sie für uns. Das erkennen wir so recht an der Verschiedenartigkeit, mit der wir selbst und auch andere Menschen die Welt zu verschiedenen Zeiten ansehen. Und deshalb ist auch das Schönste von diesem Leben nicht, was wir wirklich erleben, sondern was wir träumen; die Hoffnung ist hienieden das schmackhafteste und wahrhafteste Seelenfutter. Wer alles hat, was er wünscht, ist in der Tat bloß ein armer Teufel, und wer nichts hat und nichts hofft, der muß verzweifeln und ist ein Unglücklicher. Was wir sind, das scheint uns die Welt zu sein. Wir sehen nie das Draußen in uns, sondern uns selbst in dem Draußen. Es ist alles nur

Spiegel. Nur in uns wohnt das Übel, die Sünde, nur in uns lebt das wahrhaft Gute. Alles andere sind Scheingüter und eingebildete Leiden, die man uns von Kindesbeinen an freilich als die wahren Güter und Leiden hingestellt hat, und die wir nun, da wir uns von der falschen Einbildung nicht entwöhnen können, ebenfalls dafür halten. Aber nicht die Erfahrungen, die wir im Leben machen, nicht die Schicksale, die uns zustoßen, bringen uns Wohl und Wehe, sondern die Art und Weise, wie wir sie aufnehmen, anwenden und wieder verlassen. Nicht das Leben macht daher den Menschen, sondern der Mensch macht das Leben glücklich oder unglücklich; er macht die Zeiten zu glücklichen oder unglücklichen, er bringt Glück oder Unglück in das Land, wo er wohnt. Die Welt ist gut, das Gemüt macht sie zur Hölle.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet Zschokke Glück und Unglück, Schmerz und Freude, körperliche und Seelenleiden, Armut und Reichtum, kurz alle Vorgänge im menschlichen Leben. Es ist erklärlich, daß dabei, was die Menschen gemeinhin Glück und Unglück nennen, eine ganz andere Bedeutung und ein ganz anderes Aussehen gewinnt.

Jeder Zusammenhang zwischen Tugend und sinnlicher Wohlfahrt muß hiernach geleugnet werden. Vielmehr fallen uns die sinnlichen Freuden, nach denen wir in unserer jetzigen Gestalt vermöge unserer sinnlichen Natur streben, zu und auch wieder von uns ab ohne Zusammenhang mit unserer Tugend und Frömmigkeit. Sie sind Folgen teils von unserer Klugheit teils von unserem redlichen Fleiß teils von dem Vertrauen, welches wir in anderen Menschen für uns zu erregen wissen, immer aber Folgen der Anordnungen des weisen Weltregierers, je nachdem er dieses oder jenes als Hilfsmittel der besonderen Beschaffenheit unserer Seele am angemessensten findet. Die Leiden, welche wir als Menschen erdulden, sind entweder selbst verschuldet und dann die schmerzhaften Folgen des Mißbrauchs, welchen wir mit unseren uns von Gott verliehenen Gaben und Eigenschaften gegen seine Ordnungen machen; denn jede Sünde straft sich selbst.

Oder wir haben diese Leiden ohne unser Verschulden empfangen; dann sollen sie nach Gottes Willen für unsere Seele eben das werden, was Glücksgüter für andere sind, Mittel zur Veredlung und Vollendung unserer Seelen. Verkehrt ist es danach, diese als Strafen, die Glücksgüter aber als belohnende Geschenke Gottes anzusehen; das wäre nur menschliche Vergeltung, nicht göttliche; dem widerspricht auch alle Erfahrung. Schmerz und Freude sind ein zärtliches Zwillingsgeschwister; reinen Seelen bieten sie aus der gleichen Schale den Nektar der höchsten Lust. Nicht Gott ist Schöpfer des Unglücks, sondern der Mensch ist's in seiner Selbstverweichlichung, in seiner Überschätzung pomphafter Nichtigkeiten, in eigensinniger Pflege seiner Begehrlichkeiten. Er weint wie ein Kind, dem man nicht nach Willen tut, und ist nach siebzig Jahren noch nicht Mann geworden. Er weint und klagt und verzweifelt, weil ihm — Gott nicht gehorcht! Aber jedes äußere Unglück ist wahrlich eine so werte Gottesgabe, wie jedes äußere Glück. Der bessere Prüfstein des Wertes oder Unwertes eines Menschen von beiden ist das Glück; denn es ist stärker, und der Mensch tritt auch immer gegen das Glück weniger gerüstet einher als gegen das Unglück. Unter seinen Freuden vergißt der Mensch sich selbst, in seinem Leiden dagegen behält er noch Selbstsucht genug, sich zu bemitleiden oder zu bewundern; daher haben wir auch für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtnis, für unsere Leiden ein so langes. Eine große Freude mit Gleichmut und Gelassenheit zu ertragen, ist deshalb weit schwerer, als ein großes Übel; schon beim ersten Lächeln des Glückes sind wir ganz außer Fassung. Darum sollen wir die Tage der Not und Trauer als wahrhafte Wohltaten aus Gottes Hand empfangen. Wer in ihnen verzweifelt, ist wahrlich besserer Zeiten nicht würdig. Wer nicht stark genug ist, ein großes Übel zu tragen, wie will er stark genug sein zu großem Glück?

Das Leben ist so eingerichtet, daß zwischen Freude und Leid ein steter Wechsel stattfindet; denn ein Leben ohne Tränen würde allen Seligkeiten hienieden den Zauber abstreifen, durch den sie uns entzücken. Das Leid schleicht der

Lust, wie der Schatten dem Lichte, nach. Ja, wir selbst mischen, um uns den faden Nebengeschmack zu benehmen, den das Glück wie jede andere Süßigkeit hat, einen Tropfen Bitteres hinzu; das ist Instinkt der Menschennatur. Die höchste Lust des Glücks wird durch Furcht vor dessen nahem Ende gemildert und der Schmerz des Unglücks durch Hoffnung auf dessen Vorübergang. Beide würden sonst unerträglich sein. Die innigste Freude geht in Tränen über, und im tiefsten Leiden erhebt uns die Hoffnung beseligend über die Gewalt des Schicksals. Wenn wir uns gar zu glücklich fühlen, sind wir nicht ganz glücklich, weil wir den Verlust unseres Glückes fürchten; wir werden ängstlich und schüchtern und vermögen uns nicht der Freude sorglos hinzugeben; wir trauen dem Frieden nicht. Das Unglück andererseits ist oft die rechte Quelle des Glückes. So lehrt uns ein Unglücksfall das Falsche hinfort vermeiden. So lehren Fehlernten und Zeiten der Not den Menschen sich wieder zu Gott wenden, von Herzen beten und nicht auf Menschenhand vertrauen und bringen so das höchste Glück.

Zschokke rät, daß wir Menschen unsern Weg gehen und das Schicksal den seinigen gehen lassen, daß wir nehmen, was uns die Stunde der Gegenwart lächelnd bietet, und es nicht verschmähen, weil uns die nachfolgende weinend begegnen kann. Er hält es für eine Torheit, das Mißgeschick des Augenblicks zum Mißgeschick von Tagen und Monaten zu erweitern, indem man mit Furcht vor Möglichkeiten schon das Unglück anhebt, ehe es da ist, und mit beständigem Rückblick darauf verlängert, wenn es längst schon vergangen ist. Er erinnert daran, daß die Furcht vor dem Künftigen überhaupt immer das Schlimmste an allen Übeln ist; denn wir stellten uns das bevorstehende Leid immer schlimmer vor, als es in Wirklichkeit sei.

Es wäre hiernach völlig verfehlt anzunehmen, daß Zschokke in einseitiger Weise den Menschen nur als geistiges Wesen betrachte und deshalb die sinnlichen Freuden des Menschenlebens für nichts achte. Im Gegenteil

gibt er wiederholt dem Gedanken Ausdruck, daß es auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache sei. Man denkt heller, man fühlt wärmer, wenn man ausreichend gegessen und getrunken hat. Der Mensch ist ein Uhrwerk, das seiner Zeit aufgezogen sein will, wenn's gehen soll. Hat der Magen sein Gewicht, läßt sich das Glockenspiel der Zunge lustig hören und weist der Verstand als Zeiger die rechte Stunde. Und vollends wird er zum begeisterten Lobredner des Weins. Den Zweifel, ob es wohlgetan sei, daß man diesen erfunden habe, der doch den Weisesten zum Narren machen und die ganze Welt auf den Kopf stellen könne, erklärt er für durchaus unbegründet; denn der Wein erhöhe über alle Armseligkeit des Alltagslebens, versöhne Feinde, gleiche in allgemeiner Verbrüderung das Unverbrüderte aus, gebe dem Feigen Mut, dem Toren Witz, dem Greise Jugend, dem Heuchler Wahrheit und dem Müden Kraft. Doch darf der Reiz geistiger Getränke, dieser Sorgenbecher, soll er nicht schädlich wirken, nur zur rechten Zeit d. h. erst, wenn das Tageslicht weicht, gesucht werden. Nur Trunkenbolde zechen beim Morgenrot; aber beim Abendrot verschmähte auch Sokrates den rosenbekränzten Becher nicht.

Wir stehen eben als Geister noch auf einer so niedrigen Stufe, daß wir mit den geringeren Wesen des Weltalls in unmittelbarer, enger Berührung leben müssen. Deshalb können wir uns nicht vom Irdischen ganz ablösen. Wir können, wir sollen die Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens nicht fliehen. Sie sind eine Erquickung unseres ganzen Wesens. Aber wir sollen sie genießen als ein süßes, flüchtiges, vorübergehendes Geschenk, wir sollen die blühende Rose nehmen, aber nicht vergessen, daß sie über Tag und Nacht entblättert sein wird. Wir sollen leben mit dem Irdischen, aber nicht im Irdischen, sollen uns nicht von der Liebe zum Irdischen unterjochen lassen, so daß wir, wenn es untergeht, mit ihm untergehen müssen, sondern neben ihm in aller Freiheit bestehen. Wir sollen und müssen Nahrung für unsern Leib suchen, aber durchaus keinen köstlichen Wert auf das Kitzeln unseres Gaumens legen. Wir sollen uns anständig kleiden,

aber uns von keinem Wohlgefallen an äußerlicher Pracht überwinden lassen, so daß wir weniger wären, wenn wir nicht zierlich gekleidet einhergehen. Wir sollen arbeiten, unsere Vermögensumstände zu verbessern suchen, damit wir desto mehr Mittel für uns und die Unsrigen erhalten, unabhängig von den Launen anderer Menschen zu sein und nützliche Dinge zur Beförderung öffentlicher Glückseligkeit zu bewirken; aber in das Mehrhaben sollen wir nicht unsern Stolz, unsere ganze Lust setzen, dann wird das Minderhaben auch nie unsere Schande und unser größtes Leid sein. Wir sollen Achtung und Einfluß nie verschmähen, aber keine Achtung, keinen Einfluß suchen als durch unser Verdienst und unsere Tugend. Denn nur insofern das öffentliche Ansehen des Menschen zugleich vom öffentlichen Zutrauen begleitet und aus ihm entsprungen ist, kann es ein Mittel werden, unzähliges Gutes zu stiften. Aber nach Ansehen dürsten, um Ansehen zu haben, herrschen wollen, um Herrscher zu sein, heißt, die Laufbahn schon für das Ziel halten, das Mittel zum Zweck, das Werkzeug zum Werk selbst machen. In den Verhältnissen des gemeinen Lebens hoch oder niedrig stehen, Rang und Titel haben oder keinen, das ist dem unsterblichen Geiste gleich, der da weiß, wie die wahre Würde nicht außerhalb, sondern in ihm wohnt, wie nicht das, was Menschenhände geben, sondern der Wert, welchen der Geist sich selbst gibt, unvertilgbar ist. Wir sollen unsere Geliebten, unsere Freunde, unsere Eltern, unsere Kinder mit jener Zärtlichkeit lieben, die das Bedürfnis zarter Seelen ist. Allein wir sollen auch nie vergessen, daß es nicht ihr Leib ist, den wir lieben, sondern ihr Geist. Wir sollen uns stets vergegenwärtigen, daß eine Stunde schlagen wird und schlagen muß, da das über alles gebietende Schicksal uns zwar nicht von ihrem Geiste, wohl aber von ihrem Leibe scheidet. Wer sein letztes Glück in dem Atemzug eines Sterblichen gründet, hat es wohl am gefährlichsten gegründet. Wer nicht das Weltall als sein göttliches Vaterhaus, den Geist nicht als den Gegenstand seiner Liebe, Unsterblichkeit nicht als die Bürgschaft seines Glücks ansehen kann, der soll nicht mit Zärtlichkeit lieben, wenn er nicht sein Elend liebt und

der Raub schwerer Verhängnisse werden will. Denn was er liebt, muß Staub und Asche werden.

Die Tätigkeit ist nach Zschokkes Ansicht ein Naturtrieb des Menschen und deswegen ihm unbedingt notwendig, wenn er nicht vollständig verkommen will. Zschokke betont auch, daß andrerseits die Not des Menschen erfindungsreiche Lehrerin geworden ist, welche ihn zur Arbeit und damit auf den Weg zur Kultur geführt hat. Er unterschätzt danach keineswegs den Wert der Arbeit und das Glück, welches uns die Tätigkeit gewähren kann. Aber er warnt eifrig davor, des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs zu finden, um unser Dasein zu verannutigen oder hungerlos zu fristen, wie es die meisten Menschen tun. Denn unsere eigentliche Aufgabe liegt in der Ausbildung unseres Geistes zum Göttlichen, nicht etwa in einseitiger Ausbildung unseres Verstandes oder in Beschaffung von allerlei Lebensannehmlichkeiten. Sei der Mensch nur ein künstlicher Arbeiter, ein geschickter Geschäftsmann, ein herzhafter und kluger Kriegsmann, ein vorsichtiger Haushalter, wisse er alles, was für sein irdisches Wohlsein erklecklich ist, herbeizuführen und ihm drohende Gefahren abzuwenden, so habe er keinen wesentlichen Vorzug vor den Tieren. Die wahre Geistesgröße werde nicht begründet durch Geschicklichkeit in Handwerk und Kunst, durch Gelehrsamkeit und große Kenntnisse, sondern durch Tugend. Was für die Welt nütze, in der wir jetzt leben, das bleibe einst in dieser zurück. Es komme von hier, sei für das Hier und bleibe in dem Hier. Anders die weltverleugnende Tugend. Deshalb tadelt Zschokke besonders die unselige Richtung aller Geistestätigkeit zum Dienst des tierischen Lebens, aller Verstandesbildung zum Behuf materieller Interessen, aller Wissenschaft, Kunst und allen Gewerbefleißes zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht und erblickt gerade darin, wie wir noch weiter unten sehen werden, den Ursprung alles Übels. Für ihn hat nur d i e Tätigkeit wirklichen Wert, welche das wohlverstandene Beste der Menschheit fördert, sie zum Göttlichen zu führen vermag, und so ist ihm auch die Tätigkeit, ebenso wie es die Glücksgüter

dieser Welt sind, nur ein Mittel zum Zweck, nicht etwa der Zweck unseres Lebens selbst.

Wohl das größte Übel erscheint den Menschen der Tod. Dieser Auffassung tritt Zschokke energisch entgegen. In Übereinstimmung mit der geschilderten Auffassung vom Schicksal ist er weit davon entfernt, den Tod des Menschen, wie Matthias Claudius es tut, auf eine unmittelbare Einwirkung Gottes zurückzuführen, und grübelt er nicht darüber, wie der Tod, namentlich der in jungen Jahren, mit der Güte und Barmherzigkeit Gottes zu vereinen sei, sondern für ihn steht es fest, daß, wie unsere Geburt, so auch unser Tod, abgesehen natürlich von dem absichtlich (durch Selbstmord) herbeigeführten und vielleicht noch von dem durch eigene Fahrlässigkeit verschuldeten Tod, zwar von einer allweisen Schicksalsverkettung abhängig, aber weder eine Tatsache der Barmherzigkeit noch der Unbarmherzigkeit ist. Geburt und Tod berühren nicht nur unsere eigene Persönlichkeit allein, sondern erfolgen auch für anderer Bestes. Darin finden wir auch die Antwort auf die so oft aufgeworfene Frage nach dem Zwecke des Lebens des während oder bald nach der Geburt verstorbenen Kindes.

Der Trieb zum Leben ist tief in die Natur aller lebendigen Geschöpfe gelegt worden. Aber nur der Mensch ist sich dessen bewußt und hat dadurch Todesgrauen von der Natur empfangen. Ohne diese heftige und unüberwindliche Lebenssucht, ohne diesen natürlichen Abscheu vor dem Tode würde die Erde schon jetzt eine menschenleere Einöde sein; denn ohne sie hätte der Mensch nicht den Mut und die Ausdauer, allen Gefahren, die ihn auf Erden bedrohen, zu trotzen. Ohne diese heftige Begierde zum Leben würde die Fortdauer nach dem Tode uns ein gleichgültiges Gut sein, und mit unserer Vorbereitung zur höheren Vollkommenheit wäre es nie ernst. Aber die Lebensbegierde ist da und mit ihr der Wunsch, auch nach den Verwandlungen im Tode fortzuleben. Und mit der Hoffnung auf die Ewigkeit verbindet sich nun das Gefühl der Notwendigkeit, eines Lebens nach dem Tode, eines schöneren würdig zu werden.

Daher der Abscheu vor allem Toten und vor unserem eigenen Scheiden von der Körperhülle. Deshalb läßt sich der natürliche Mensch so ungern an seinen Tod erinnern. Und dies ist, auch abgesehen von jenem uns allen eingepflanzten Triebe, so natürlich. Sind doch Todesgedanken das Gegenteil von allem, was uns in dieser Welt Freude macht. Der Tod endet unsere Hoffnungen, vernichtet unsere süßesten Gewohnheiten, nimmt uns von allen unseren Lieben mit unbarmherziger Gewalt hinweg und hat uns schon manche unserer teuersten Kleinode des Lebens entrissen. Zschokke ist ehrlich genug anzuerkennen, daß der instinktive, uns von der Natur nun einmal ins Herz gelegte Schauder vor unserer Auflösung bleibt, was wir auch tun mögen. Wohl aber können wir vermittelst Vernunft und Religion, entgegen dem Fehler vieler Menschen, welche den Lebenstrieb auf widernatürliche Weise in eine quälende Leidenschaft verwandeln, uns zu der Auffassung erheben, daß der Tod nicht nur kein Übel sei, sondern uns erst das Leben verstehen lehre, es bedeutsamer mache und mit dem Jenseits verknüpfe. Der Glaube an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes bildet für ihn das Gegengewicht zu jenem natürlichen Schauder vor dem Tode.

Prüfen wir genauer, was es denn ist, was wir fürchten, so müssen wir zunächst unterscheiden die Furcht vor dem eigenen Tode und die vor dem Tode geliebter Personen.

Der am meisten verbreitete Grund, weshalb man sich vor dem eigenen Tode fürchtet, ist wohl, daß man den Tod als etwas Schreckliches, Grausiges, Furchtbares ansieht. Indessen ist der Tod, wenn wir alle schauerlichen Nebenumstände wegtun, mit denen ihn unsere Phantasie umkleidet, so furchtbar nicht. Niemand würde den Tod furchtbar finden, wenn er noch keinen entseelten Leichnam gesehen hätte, dessen Blässe, Kälte und gleichsam steinerne Empfindungslosigkeit uns Grausen erregt, wenn er vom Sterben nichts wüßte, als es sei eine Verwandlung unserer Seele, ein Hinüberschweben zu einem glücklicheren und seligeren Dasein. Die finstere Einbildungskraft allein ist es, welche uns am meisten beunruhigt. Sie versetzt uns mit voller Kraft und Lebenssehnsucht

in die Lage des Sterbenden und läßt uns Kummer fühlen, den er nicht kennt, und Schmerzen leiden, von denen er nichts leidet. Sie versetzt uns in das Grab und sieht die Gliedmaßen unseres Leibes Staub werden, mit denen wir jetzt noch prangen, und denkt sich das Grab als das Ende des gesamten Lebens. Von alledem, was diejenigen sehen, welche einen Sterbenden umstehen, und was ihnen die Einbildungskraft mit schwarzen Bildern erfüllt, sieht aber er selbst nichts; er erkennt nicht den Tod, wenn er da ist, er sieht nicht sein eigenes gebrochenes Auge, erschrickt nicht vor der blassen Farbe seines Antlitzes, nicht vor der Kälte seiner Glieder.

Noch törichter als diese quälenden Einbildungen ist es, den Augenblick der Trennung der Seele vom Leibe für ungemein schmerzhaft zu halten. Ob dies Trennen einen Schmerz im Körper verursachte, hat noch niemand sagen können. Das krampfhafte Zucken der Muskeln ist meistens wohl schauerlich im Anblick, aber schmerzlos im Gefühle. Auch hier sind diejenigen, welche den Sterbenden umstehen, nicht aber der Sterbende selbst der empfindende, durch scheinbare Schmerzen geschreckte Teil. In Wahrheit ist der Tod nicht viel anders als das Einschlafen, das wir an jedem Abend durchmachen, oder als eine Ohnmacht, aus der man nicht wieder erwacht, in der man aber auch keinen Schmerz von Bedeutung empfindet. Wer hat denn schon das leise Ineinanderverschwinden des Wachens und Schlafens beim Einschlafen selbst beobachten können? Wie viele Menschen starben mit dem hellsten Bewußtsein ihres Sterbens! Sie belauschten sich gleichsam während der merkwürdigen Veränderung selbst. Sie konnten sogar allen Gesunden, unbegreiflich durch welches Gefühl und auf welche Weise, den Augenblick ihrer Auflösung ziemlich genau voraus angeben, der dann auch eintraf. Aber sahen wir bei solchen ruhig Verscheidenden eine Spur von Widerwillen und Schmerz beim Entschwinden der Seele aus dem Körper? Und selbst wer unter Schmerzen eines in seinen inneren Einrichtungen zerstörten Körpers starb, empfand die Schmerzen nicht mehr, wenn der süße Augenblick der Trennung selbst herannahte.

Aus dieser freundlichen, heiteren Vorstellung vom Sterben heraus tadelt Zschokke die aus der erschrockenen Einbildungskraft kleinmütiger Menschen hervorgegangenen Darstellungen des Todes und ist der Meinung, daß viele falsche Vorstellungen und Schrecken des Todes von den unrichtigen und grausenhaften Benennungen herrühren, die wir dafür angenommen haben. Bald stellt man ihn als ein ekelhaftes Gerippe dar, bald bezeichnet man ihn mit Verwesung und Moder, bald mit Verlassung der Welt, bald mit Vernichtung. Aber weder verwesen oder vermodern wir, noch verlassen wir jemals die Welt, weil es an sich unmöglich ist, noch können wir vernichtet werden. Überhaupt sind alle bildlichen Ausdrücke, welche man vom Tode gebraucht, unrichtig und daher durch ihren Widerspruch mit unserm Innern schaudererregend, wenn sie vom Zustande des seelenlosen Leibes hergenommen sind. So hat jede andere falsche Vorstellung ebenfalls etwas Widriges, weil sie mit den Gesetzen unserer Denkart in Widerspruch steht und die Phantasie sich vergebens bemüht, den Unsinn denkbar zu machen. Der Zustand des Leichnams im Grabe ist durchaus nicht unser Zustand, sondern nur derjenige einer abgelegten Hülle. Wenn wir unser Haar mit der Schere verkürzen, sind dann wir das abgeschnittene Haar, welches weggeworfen wird? Wie wenig bekümmern wir uns um diese Trennung! Wenn dem Krieger in der Schlacht seine Gebeine verstümmelt werden und er sie verscharren sieht in die Erde, ist ihr Zustand dann der seinige? Sie modern. Er fühlt von ihnen nichts. Er ist noch und fühlt sich als etwas ganz anderes, als dasjenige ist, was des Verwesens fähig ist. Warum schaudern wir nicht täglich über das Verwesen unseres Körpers, da er in der Tat täglich verweset? Denn nach Beobachtungen großer Naturforscher und Ärzte verändert der Mensch seinen Leib bei einer mäßigen Lebenslänge mehrmals in der Frist verschiedener Jahre, so daß wir nicht mehr als Jünglinge, als Jungfrauen den gleichen Leib, das gleiche Fleisch und Blut tragen, wie als Kinder, und im Greisenalter größtenteils ein anderes haben als im mittleren. Doch wir empfinden diese Verwandlungen nicht, weil sie durch

unmerkliche Absetzungen, Ausdünstungen und Verluste vor sich gehen. Weshalb soll denn die letzte der Verwandlungen, durch die wir ganz von der groben Hülle getrennt werden, für uns merklicher sein?

Hinweg daher mit allen unangenehmen Todesbildern, welche wir von dem leeren, in Asche zerfallenden, weggeworfenen Kleide der Seele entlehnen! Einen Hingang zum Vater sollten wir unser und unserer Freunde Sterben beständig nennen; dann gliche der Tod einem holdseligen Geiste, der uns schüchtern über die Grenze des Lebens hinweghebt, um uns zum Vater zu bringen. So nannte auch Christus den Tod.

Einen weiteren Grund, weshalb wir den Tod fürchten, bildet der Gedanke: Wenn ich nun kein Mensch mehr bin, sondern die Menschengestalt von mir abgelegt habe, was werde ich dann sein? Diese Ungewißheit über das Wichtigste, was uns bevorsteht, erfüllt uns mit Grausen. Erst durch diese Dunkelheit wird uns das klare Tageslicht lieb, von welchem wir umströmt werden; wir gewinnen das lieb, was wir haben, und zittern, das Gewohnte zu vertauschen gegen einen Zustand, von dem wir fast keine Vorstellung haben können. Es versteht sich nach dem, was oben in „Kennen und Erkennen“ über Zschokkes Auffassung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes ausgeführt ist, von selbst, daß auch dieser Grund der Todesfurcht für ihn hinfällig ist. Hätte die Weisheit des Weltschöpfers, so meint er, uns schon im Leben eine Vorstellung von dem gewährt, was uns erwartet, so wäre das Grab keine Schranke mehr und könnten wenige mit Ruhe die natürliche Stunde ihres Todes erwarten. Aber eben diese Ungewißheiten sind für den ungeduldigen, leichtsinnigen und oft um Kleinigkeiten verzweifelnden Menschen die stärksten Fesseln, welche ihn an das irdische Leben festbinden, daß er es als Vorbereitungsfrist vollende. Diese Ungewißheiten sind die Schauer, welche den Tod umringen, daß ihn jeder meidet, dem Wahnsinn nicht die Sinne zerrüttet. Aber auch sie sind nur furchtbar, so lange sie uns

noch fern zu sein scheinen; in der Todesstunde ändert sich ihre Gestalt. Wenn dann eine unbekannte mächtige Hand den Schleier des Jenseits lüpft, das äußere Auge bricht und das innere hellsehend wird, da mag das irdische Leben winzig genug erscheinen und alle Aufmerksamkeit nur dorthin streben. Da wird, was hinter uns im verflossenen Leben liegt, schwankend und dunkel, aber die Zukunft und ein neues Dasein vom Glanze der Gewißheit umstrahlt.

Es ist hier die rechte Stelle, um einiges über Zschokkes Auffassung vom Selbstmorde einzufügen.

Er verkennt keineswegs, daß dem Menschenfreunde der Tod des Selbstmörders eine der auffallendsten und schrecklichsten Erscheinungen und die Frage wichtig sein müsse: wie kann ein Mensch in einen solchen Abgrund des Elends versinken, daß ihm selbst sein Leben zum Schmerz wird? Es erscheint ihm eine solche Tat wie ein zerreißender Widerspruch aller unserer menschlichen Gefühle, wie ein Aufruhr gegen die Ordnungen der Schöpfung, wie ein Verbrechen, für dessen Größe die menschliche Zunge keinen Namen und das Gesetzbuch der Völker auf Erden keine Strafe hat. Er ist auch der Meinung, daß ein größerer Mut dazu gehört, in Widerwärtigkeiten zu leben als jählings hinzusterben. Bei der Abwägung aller in Betracht kommenden Umstände gelangt er zu dem Ergebnis, daß die T a t zwar immerdar abscheulich bleibe, nicht immer aber der T ä t e r. Denn kein Sterblicher sei Zeuge des ganzen Lebens des Selbstmörders, mit allen seinen inneren Zuständen und Veranlassungen zu seinen Handlungen bekannt und wisse deshalb, wie viel Schuld oder Unschuld den Gedanken, Entschließungen und Taten zugeschrieben werden könne. Wie man sich aus diesem Grunde überhaupt vor jedem Verdammungsurteil hüten sollte, so treten hier noch Gründe hinzu, welche zu besonderer Vorsicht mahnen. Einmal nämlich legt — wenigstens in einigen Fällen — ein Selbstmord Zeugnis davon ab, daß der Selbstmörder die Größe seiner Schuld erkannte und die verzweifelnde Reue darüber ihm alle anderen Vorstellungen und seine Besinnung

vernichtete und ihm nur den einzigen Wunsch ließ, daß er sich selbst zerstören und mit eigener Hand aus der Reihe aller Wesen wegtilgen könnte. Sodann ist aber der Selbstmord keineswegs immer eine Folge von Verbrechen. Immer aber ist er die Frucht eines schwarzen Augenblickes, in welchem von dem Sterblichen nicht nur alle Freuden gewichen sind, sondern in welchem ihn selbst die Hoffnung verlassen hat, sonst die treueste Gefährtin des Menschen, die dem Leidenden Balsam auf die brennendsten Wunden gießt. Immer geschieht dies Zurückweichen des allen Menschen eingepflanzten Lebenstriebes nur in vorübergehenden Augenblicken des Rausches, der den Geist betäubt. Verzweiflung wie Schwärmerei, Schwermütigkeit wie Ruhmbegierde, Gemütsverstimmung aus körperlicher Schwäche wie Wahnsinn, welche Überdruß am Leben oder Todeslust erzeugen, sind mehr oder weniger ein Rausch, der dem Geiste die helle Besonnenheit geraubt hat. Im scheinbar kaltblütigsten, überlegtesten Selbstmord ist eine geheime Zerrüttung des Verstandes, eine Betäubung des Geistes vorhanden. Diesem Zustande können, wie bereits angedeutet, die verschiedenartigsten Ursachen zu Grunde liegen z. B. ererbte oder durch falsche Erziehung anerzogene körperliche oder geistige Krankheiten, ein ungünstiges Schicksal, eine falsche Lebensrichtung usw. Keineswegs braucht immer ein Verschulden des Selbstmörders die Ursache zu sein.

Zschokke bekämpft eifrig den Gebrauch, um Selbstmorde zu verhüten oder zu vermindern, die Leichname von Selbstmördern zu beschimpfen oder auf eine schimpfliche Weise oder an Orten zu vergraben, die entehrend sein sollen. Wie schon eine jede Empfindung von Rachsucht des Christen unwürdig sei, so erklärt er auch das Mittel der Rache gegen den Selbstmörder für eine lächerliche Frucht des Unverstandes. Denn der Geist, der allein gesündigt habe, sei der irdischen Strafe entrückt, eine Bestrafung des fühllosen unschuldigen Staubes aber unausführbar. Daß durch solche Rache oder Strafe eine Abschreckung anderer erreicht werde, sei ausgeschlossen. Mehr als schon die allen lebendigen Geschöpfen eingepflanzte Liebe zum Leben könnten die Menschen nicht tun. Wer zu

jener entsetzlichen Gemütsstimmung, zu jener Betäubung des Geistes kam, daß die Lust des Daseins in ihm erlosch, daß er in der unnatürlichen Todessucht Gottheit und Menschheit, Rechte und Pflichten vergaß, an die Urteile, an das Schicksal, an den Jammer seiner hinterlassenen Verwandten gleichgültig dachte, dem sei noch gleichgültiger das Urteil derer, die ihm schon im Leben gleichgültig waren, den kümmere wenig, welchen Platz die Menschen dem unbrauchbaren Staub gäben, den er hinterläßt. Die Erfahrung beweise auch, daß ein solches Verfahren nicht von weiteren Selbstmorden abschrecke. Man entweihe dadurch oft nur das Andenken guter, aber durch augenblickliche Geisteszerrüttung unglücklicher Menschen. Endlich sei es grausam, diejenigen, welche durch die Handlung des Selbstmörders in Jammer und Tränen gestürzt würden, noch durch öffentliche Schmach zu quälen; denn nicht den Toten, sondern die überlebenden Freunde und Bekannten treffe der Schimpf. Es sei eine lieblose Härte, die an Unmenschlichkeit grenze, Personen, welche wegen des großen Unglücks, das sie traf, Mitleiden verdienten, noch durch Entehrung ihres Freundes zu kränken.

Der letzte Grund, weshalb wir Menschen den eigenen Tod zu fürchten pflegen, liegt darin, daß durch ihn alle unsere süßen Gewohnheiten zerrissen und wir namentlich von unseren Lieben getrennt werden. Er fällt also im wesentlichen mit der Furcht vor dem Tode unserer Angehörigen zusammen, und beide können deshalb hier auch zusammen behandelt werden. Wie natürlich diese Furcht auch ist, so müssen wir doch bedenken, daß es dann nicht der Tod an sich selbst ist, was Schmerz erregt, sondern das, was man hinterlassen oder verlassen muß. Das Scheiden von den gewohnten angenehmen Verhältnissen des Lebens, den Verlust der bisherigen Freuden fürchten, beweist eine allzu große Anhänglichkeit an das Irdische, welches uns doch nur geliehen, nicht als bleibendes Eigentum gegeben ist; es ist eine Unvollkommenheit, ein Mangel an Weisheit, welchen wir ablegen müssen. Wohl sind die Tränen verzeihlich, welche wir über dem Sarge eines Lieblings vergießen. Sie sind menschlich und fließen

gewöhnlich weniger dem Mitleiden um den Toten als dem um unsere zerrissenen Gewöhnungen. Diese ändern aber mit der Zeit, und darum wird auch mit Recht die Zeit die beste Trösterin genannt. Mit religiösen und philosophischen Trostgründen kann man diesen Kummer um Verlorenes so wenig wie eine Krankheit des Leibes heilen; da hilft nur die Zeit und Zerstreuung, am besten durch Reisen. Keineswegs auch sollen wir in solchen Zeiten harmlose Freuden und den Umgang mit frohen Menschen meiden. Töricht dagegen ist es, sich immer nur die Gestalt der Dahingeschiedenen vorzustellen, wie sie im Leben und Umgang so holdselig war und nun kalt, fühllos, mit Erde belastet im Grabe liegt, oder ihrer ehemaligen Zuneigung eingedenk zu sein, die nun schweigen muß, oder ihrer ehemaligen Fröhlichkeit, ihres Wohlgefallens an den Freuden des Erdenlebens. Als wenn es der Leib wäre, der geliebt, als wenn es der Staub wäre, der sich gefreut hätte! Sie verlieren nichts und sind nur größeren Freuden entgegengegangen. Diese Abschiede sollen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer machen, das Hier und Dort in unserm Gemüt fester verknüpfen und etwas Geistigeres und Erhabeneres in unser Denken, Wünschen und Tun hineintragen. Sie sollen uns Gottes Willen lehren, daß wir an nichts auf Erden allzu fest hängen sollen.

Aus dieser Auffassung heraus spricht sich Zschokke auch scharf gegen die beim Tode geliebter Personen üblichen Beileidskundgebungen aus. Wohl ist uns in solchen Zeiten das Mitleiden unserer Mitmenschen nötig, nicht aber Trost. Den kann uns nur unser eigenes Innere geben. Wir sollen uns deshalb nicht in den gemeinen Troß der Menschen mengen, die aus Freude und Leid und den allerheiligsten Dingen des Lebens spießbürgerlich-albern und albern-höflich Komplimentenstoff machen und mit derselben Herzlosigkeit gratulieren und kondolieren, wie sie gedanken- und herzlos zu Gott zu beten gewohnt sind.

Auch die Furcht beim eigenen Tode, daß wir nun unsere Angehörigen ohne unseren Schutz in der Welt zurücklassen

müssen, erklärt er für eitel; denn nicht wir sind es gewesen, die sie bisher in Wahrheit beschützt haben, sondern Gott, in dessen Hand sie auch fernerhin verbleiben.

So ist denn nach Zschokkes Auffassung der Tod, dieses Zurückgeben des Leibes an die ewig schaffende Natur, die Entfesselung des wesenden Geistes von seiner Hülle, diese Heimkehr in das ewige Reich der Geister an sich nicht nur kein Übel, sondern vielmehr das Ende aller Übel. Wer nicht heiter über den Tod denken kann, der hat auch noch nicht heiter über das Leben gedacht. Wem der Tod ein dunkles und eben deswegen widriges Bild ist, dem ist auch das Leben ein verworrenes Rätsel; der ist mit sich selber noch nicht einig, warum er da sei und was das Leben für ihn bedeute. Für denjenigen freilich ist der Tod furchtbar, der hienieden seine unsterbliche Seele vernachlässigt und nur für die Pflege des Leibes gelebt hat, als ob es kein Ende dieses Lebens gebe. Deshalb handeln wir, wie es falsch ist, sich fortwährend mit Sterbensgedanken zu quälen und jede Lebensfreude zu ersticken, noch unrichtiger, wenn wir den Gedanken an den Tod vollständig verbannen und nie auf diesen Augenblick hinsehen. Vielmehr sollen wir unser Leben so einrichten, daß wir alle Tage sterben und heiter vor den himmlischen Richter hintreten können. Wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens. Darum gilt auch für Zschokke der Märtyrertod, sei es fürs Vaterland, für den Glauben oder sonst für einen edlen Zweck zum Wohle der Menschheit, als die höchste Blüte des menschlichen Geistes, als die schönste Tat, die der Mensch auf Erden verrichten kann.

Neben der Furcht vor dem Tode bildet für die meisten Menschen die vor Krankheiten eine der größten Lebenssorgen. Und wahrlich schätzt auch Zschokke die Gesundheit nicht als geringes Gut; denn er zählt sie neben der Gemütsseligkeit und der Selbstachtung als einen Bestandteil des höchsten menschlichen Gutes auf und nennt sie „des Himmels schönste Gabe“. Er ist davon überzeugt, daß, wie das Tier, so auch

der Mensch, wenn er von äußeren Verletzungen und verderblichen Einflüssen atmosphärischer Beschaffenheiten verschont bleibt, bei regelmäßiger Befriedigung seiner Triebe im natürlichen Zustande bis zum Tode ungetrübte Gesundheit genießt, wie wir an den Wilden sehen. Erst mit den Lastern, Verwöhnungen und reizenden Giften der Barbarei und Civilisation dringe als deren furchtbares Gefolge das Heer zahlloser Gebrechen und Krankheiten und von Geschlecht auf Geschlecht vererbender Leiden auf die Menschheit ein, denen die ungewisse Kunst des Arztes vergebens zu wehren suche. Keineswegs schildert er die Krankheiten mit so schwarzen Farben, wie Matthias Claudius. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer und lassen, selbst während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke von Ruhe. Ja, wenn der Schmerz des Leibes den höchsten Grad erreicht, geht er in Betäubung und Ohnmacht über, so daß der Mensch ihn nicht mehr empfindet. Er hält es für ausgeschlossen, daß sich jemand ihretwegen das Leben nehme, und spricht auch ohne Zögern aus, daß dies noch niemals vorgekommen sei. Offenbar schreibt er den Entschluß in denjenigen Fällen, in denen der Selbstmord auf unheilbare Krankheiten zurückgeführt wird, nicht dem Schmerz zu, welchen die körperlichen Leiden verursachen, sondern der durch sie hervorgerufenen seelischen Furcht, daß dieser Zustand von Dauer sei. Ja, er steht sogar nicht an zu erklären, daß die Zeiten seiner eigenen schweren Krankheiten für ihn trotz allen Wehes zu den genußreichsten im Leben gehört hätten. Er habe da nicht nur gelernt, was Sterben heiße, ihn habe nicht nur ergötzt, dem Gange des Leidens, den Umstimmungen der Nerven aufmerksam nachzuschleichen, sondern jeder Blick auf die Seinen, auf ihre Liebe untereinander und für ihn, auf seine Unabhängigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft, auf seine vorwurfsreine Vergangenheit habe ihm ungewohntes Vergnügen gewährt. Ihm sei gewesen, als sei er zum ersten Male im eigenen Hause recht heimisch geworden.

Während in der Tierwelt nur Leibes- und Seelenkrankheiten möglich sind, ist der Mensch auch Krankheiten des Gemüts unterworfen. Werden nämlich die Grundtriebe, die

allgemeinen Bedingungen, unter welchen das Leben wirksam sein kann, unerfüllt gelassen, so wird Zerrüttung und Entartung des ganzen Lebensbaues die Folge davon und der Schmerz des Seelischen so gewaltsam, daß mit Erschütterung und Verwüstung seiner zarten Organe selbst die Tätigkeitserscheinungen des Geistes gehemmt oder auf den falschen Weg geleitet werden. Furcht und Schrecken bei Gefahr der Lebenserhaltung oder für sie erregter Zorn können zum Wahnsinn oder zur Raserei treiben, ebenso der unbefriedigte Hunger und der ungestillte Zeugungstrieb. Wird die Lebenswirksamkeit in den Werkzeugen der seelischen Innensinne gestört und irre geleitet, das Organ selbst dadurch verletzt, teilweise oder gänzlich mangelhaft, so wird sich die Seele auch nur mangelhaft durch dasselbe äußern können und ebenso vermittelst des Seelischen der Geist. Denn wie schon bei fehlerhafter Beschaffenheit der äußeren Sinneswerkzeuge, des Auges, des Ohrs usw., die Seele unvollkommener von Außendingen zu Empfindungen und Gewahrungen erregt wird und durch diese im geistigen Bewußtsein notwendig unvollkommene Vorstellung von Dingen der Außenwelt, ebenso auch bei fehlerhaftem Zustande der inneren Sinneswerkzeuge. Ihre Mängel werden aber unzweifelhaft durch die nämlichen Ursachen herbeigeführt, wie die des leiblichen Gebildes, und können ebensowohl durch unangemessene Erregung und Betätigung des Lebens von seiten der Außenwelt als von seiten des geistigen Einwirkens stammen. Die dadurch hervorgerufenen Hinderungen und Beschränkungen der Seele wie des Geistes, rein und vollkommen ihre Wesenheit erscheinen zu lassen, werden gewöhnlich Seelen-, Gemüts- und Geisteskrankheiten genannt. So wenig das wesende Leben aber in sich selbst verderben kann, ebensowenig kann es auch die Seele und der Geist in ihrem eigentlichen Wesen. Der Mangel in den Äußerungen von Vernunft und Verstand liegt vielmehr notwendig außerhalb seiner selbst, sei es, wie hervorgehoben, in Schwäche und Gebrechlichkeit der inneren Sinneswerkzeuge, besonders des Gedächtnisses, oder in falschem Inhalt, welcher dem Gedächtnis beigebracht und darin unab-

lösbar bleibend geworden ist. Die große Mehrheit aller Krankheiten des Gemüts entspringt aus Lebensfehlern oder eigenartigen Zuständen im Bau der Gedächtnisorgane. Wer wird den Blindgeborenen für geisteskrank halten, wenn er die rote Farbe mit Trompetenschall vergleicht? Oder den Greis im hohen Alter für wahnsinnig, wenn er kindisch geworden ist, weil seine Gedächtnisnerven den Dienst versagen? Der Geist äußert sich nur vermittelst seines Seelischen und dessen vom Leben gebauten Organe und vergleicht, urteilt, richtet nur über das in seiner Eigenart, was ihm im Kenntnisschatz des Gedächtnisses vorrätig liegt. Schwäche des Verstandes ist also nicht so sehr Mangel oder Krankheit des Geistes als vielmehr Mangel und Untauglichkeit der Innensinne, ein Dasein des Stumpfsinns. Mit unvollkommenen Werkzeugen wirkt auch der Meister unvollkommen. Auch hat Erfahrung gelehrt, daß Wahnsinnige und Stumpfsinnige kurz vor ihrem Tode zu voller Geisteskraft gelangt sind, sei es daß ihre Organe andere Stimmung erhielten oder daß ihre Seele, schon meist von diesen entbunden, dem Geist freier dienen konnte. So ist auch der Geist nicht krank, wenn er Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches verwechselt und nicht mehr unterscheiden kann, sobald ein durch betäubende Getränke und Speisen oder durch heftige Gemütswallungen und Leidenschaften usw. erregter fieberhafter Rausch ihm den freien Gebrauch der Sinneswerkzeuge entrissen hat.

Zschokke ist hiernach der Meinung, daß es eigentlich nur Gemütskrankheiten gibt, von denen man die sogenannten Geisteskrankheiten allein dadurch unterscheidet, daß diese sich als mangelhafte oder gänzlich gehinderte Fähigkeit zu Äußerungen des Verstandes im Begreifen, Urteilen und Erkennen offenbaren. Staunen und Wehmut ergreift ihn bei der Betrachtung über die Natur des menschlichen Wesens, wenn er bedenkt, daß derselbe Geist, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchste ahnt, durch Druck oder Verletzung eines unsichtbaren Teils seines Nervengewebes zum widerlich verstimmten Saitenspiel, zum kläglichen, unkenntlichen Torso werden muß, sich und der übrigen Welt ein unverständlicher

Fremdling. Es ist ihm zweifelhaft, ob die Cretins der schlimmsten Art, welche in ihrer Mißgestaltung nur rein tierische Bedürfnisse und Gewöhnungen äußern, ohne jemals ahnen zu lassen, daß ihnen auch nur das leiseste Gefühl des Rechts oder Unrechts beiwohne, ungeachtet ihrer Menschengestalt wirkliche Menschen seien, ob sich in solchem verzerrten Lebensgebilde ein geistiges Wesen dem seelischen habe anschließen können. Er erspart sich gern den Anblick eines Wahnsinnigen, den er gesund gekannt hat, wie er keinen seiner Freunde im Sarg betrachten mag, weil er sich nur die Gestalt des Lebendigen in Gedanken bewahren will, oder wie er's vermeidet, Zimmer wieder zu besuchen, die er vor Zeiten bewohnte und die nun von anderen bewohnt werden und ganz anders eingerichtet sind. Denn das Ehemals und Jetzt verwirre sich immer in seinen Vorstellungen auf eine unausstehlich-peinliche Weise. Es wäre aber völlig verkehrt, hieraus zu schließen, daß Zschokke aus Ekel vor diesen armen Mißgeburten ihren Anblick vermieden habe. Im Gegenteil hat er sich gerade eingehend mit ihnen und mit der Frage beschäftigt, wie ihnen zu helfen sei, und auch die Gründung einer Taubstummenanstalt bei Aarau durchgesetzt; ihnen widmet er ein besonderes Kapitel in dem ersten Teil seiner Selbstschau.

Werfen wir noch einmal einen kurzen Rückblick auf Zschokkes Ansichten vom menschlichen Leben, so müssen wir freilich sagen, daß er die Güter dieser Welt nicht gerade hoch schätzt. Dies ist auch erklärlich bei einer Auffassung, der diese nur Mittel und Werkzeuge zu höheren Zwecken, zur Läuterung und Ausbildung des menschlichen Geistes bei seiner Vervollkommnung zu höheren Stufen sind. Auf dieser Auffassung beruht auch Zschokkes Wertschätzung des Leichtmuts, des leichten Sinns, mit welchem wir endlich alles Schmerzende und Drückende hinter uns in den Ozean des Vergessenen werfen, und ohne welchen nach seiner Ansicht das arme Menschengeschlecht unter den Lasten des Lebens längst ausgestorben wäre. Aber ebenso fern steht seine Lebensauffassung der pessimistischen Weltanschauung, die in selbstquälerischer

Pein im Menschen und in der Welt nur das Schlechte sieht, und auch der Lehre, welche Weltabwendung und Weltentsagung predigt. Von solchen Gedanken finden wir bei Zschokke keine Spur. Und wie wäre das auch möglich bei einem Dichter, dessen Muse uns so viele heitere, bisweilen sogar ausgelassene Erzählungen geschenkt hat! Ihr Hauptreiz besteht vielleicht gerade darin, daß sie gleichsam von einer höheren Warte aus das menschliche Leben in überlegen-humoristischer Weise darstellen. Man merkt es ihnen an, daß ihr Verfasser mit dem Leben fertig geworden ist und sich über das Schicksal zu erheben weiß. Aber er ist keineswegs mit ihm in dem Sinne fertig geworden, daß er seinen und seiner Leser Blick von ihm abzulenken suchte in dem Bestreben, ihn auf das Ewige zu richten. Vielmehr sucht er, das Ewige stets im Auge behaltend, es auf die Erde herabzuziehen und so die Menschen für den Kampf des Lebens zu stählen, damit das Göttliche schon auf Erden den Sieg gewinne. Wieviel Raum seine Auffassung vom Leben der Betätigung auf Erden läßt, werden wir weiter unten sehen.



IV.

Die drei menschlichen Ideale.

Das Unendliche, Unbedingte ist der geheimnisreiche Hintergrund des Wissens und Wirkens des menschlichen Geistes, aus welchem die allumfassenden Urideen des Wahren und Heiligen hervorsteigen und, vermählt mit dem Seelisch-Anmutigen im Gemüte, zur Idee des Schönen werden. Diese Urideen sind die eigentlichen Triebe des Geistes, sich äußernde Forderungen seines Wesens, die unvergänglichen Sonnen seiner eigenen, inneren Welt, deren Abglanz darin zu Urbildern von ihnen oder Idealen übergeht. Sie sind das höchste Gut des Geistes in all seinem Wissen und Wollen. Das reine Wohlgefallen am Guten, Wahren und Schönen ist die Urkunde vom himmlischen Ursprung unseres Geistes.

Das Wahre durchleuchtet das Gebiet seiner sämtlichen Kenntnisse und Erkenntnisse, und welche von ihnen nicht die auf sie gefallenen Strahlen wieder rein zurückwerfen, stößt er von sich aus als Unwahres, Irrtum und Lüge.

Das Heilige ist des Geistes Licht, aus unerforschbaren Höhen des göttlichen Alls zu ihm gedrungen, ihn emporziehend in eine Heimat übernatürlicher Wesenordnungen.

Das Schöne ist dem menschlichen Geiste der Urquell seiner vollendeten Seligkeit im Irdischen, Verschmelzung vom Glanz der Natur mit der Übernatur, des Irdischen

und Göttlichen. Wie innig der Geist und die Seele, letztere gleichsam die Hülle des ersteren, auch verbunden sind, so beharrt jedes doch unwandelbar in seinem Wesensgesetztum: der Geist in seinem Fordern des Wahren und Heiligen, die Seele im Fordern des Anmutigen oder Beseligenden. Im menschlichen Gemüte, wo die Vermählung beider Wesensartungen in wechselseitigen Erregungen besteht, wird das Verlangen beider nach Erfüllung ihres Gesetztums zum gemeinschaftlichen Verlangen. Das den Sinnen Anmutige soll nicht dem Erkenntnis- und Heiligungsgesetz widerstreiten und hinwieder das Wahre und Heilige soll mit Anmut bekleidet sein. Diese Verschmelzung der drei höchsten Wesensgebote, diese Dreieinigkeit im Gemüte wird in der Vorstellung, wie ein Erfüllbares, zum Urbild des Schönen d. h. des unbedingt und unendlich Schönen.

Aber umsonst suchen wir und sehnen wir uns draußen, in der Welt endlicher und vergänglicher Dinge, nach dem, was doch nur in uns als das Vollendetste herrschend ist, nach dem Beginn des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen. Es bleibt und muß bleiben der Schatz unseres Innern; denn unsere Gedanken und Handlungen sind ja nur Äußerungen unseres Geistes, nicht der Geist selber, und sie treten hinaus in die Welt, welche ja nicht die Natur selber ist, sondern nur ihr Gegensatz, ihr Anderssein in uns, daher nicht ein Unendliches und Unbedingtes, sondern eine Endlichkeit wandelbarer Dinge. Im Endlichen, in der Welt wird das Heilige nur zur begrenzten Tugend, das Allwahre nur zur einzelnen Wahrheit und das Urschöne zur beschränkten Schönheit. Und zu ihnen gesellt sich mit Verdunkelung ihres Lichts, wie Schatten, die Sünde, der Irrtum und die Häßlichkeit.

Dennoch bleibt alles Ringen und Streben des Menschen dahin gerichtet, die ewigen Kleinodien seines Geistes auch in der Welt geltend zu machen. Er trägt Abscheu vor dem, was häßlich ist, und steht bewundernd still vor dem, was schön ist. Er fordert Wahrheit. Wer ihn mit Lügen täuscht, von dem wendet er das Antlitz ab. Auch der in sein Tiertum verlorenste

Sterbliche will wenigstens den Schein der Tugend tragen, wenn ihm die Tugend selber fehlt, verlangt wenigstens Gerechtigkeit anderer für sich, selbst wenn er sich eigene Ungerechtigkeit gegen andere verzeihen mag.

So ergibt sich notwendig ein Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste. Er sucht sie noch in der Wirklichkeit und findet sie nicht im Gebiet des Irdischen. Er sucht das Ewige, das Unendliche und begegnet überall dem Vergänglichen und Hinfälligen. Er sucht das Wahre und sieht sich von Irrtümern, Zweifeln und Täuschungen umgarnt. Er sucht das Heilige und erblickt Verbrechen und Sünde. Er sucht Vergeltung und Gerechtigkeit und sieht die Triumphe des Lasters neben dem Dornenkranze eines Welterlösers.

Dieser Widerspruch der Welt mit dem, was sein soll und wonach unser Innerstes vergebens ruft, erfüllt das Gemüt mit „göttlicher Traurigkeit". Und eben aus ihr hervor geht die unendliche Sehnsucht nach der wahren Geisterheimat, nach einem höheren Sein. Dahin deuten deshalb die Winke aller Religionen.

Die Ideale sind auf dem Erdball das einzig Bleibende, das Göttliche; sie können im Menschen zwar durch seine sinnliche Natur trüb und verdunkelt sein, bleiben aber das Unvernichtbare und Unverwerfbare. Denn die Menschheit ist ein Geisterreich, ihr Wesen und Schaffen geistig. Daher entspringt das allwährende Fortschreiten der Menschheit, das Ringen nach Vollkommenheit in Erkenntnis des Wahren, in Erstrebung des Guten und Schönen. Alles Irdische und Materielle dagegen ist nur ihr totes Werkzeug. Tonnen Goldes, Throne, Heere, Flotten, Altäre sind nur Mittel, vergänglich und ohne eigenen Wert, wie der irdische Menschenleib nur des Geistes angeborenes Mittel ist. Hieraus ergibt sich die bereits oben angedeutete Auffassung Zschokkes, daß die zu den Idealen führenden großen Ideen das Bleibende sind im Gegensatz zu denjenigen vergänglichen Bestrebungen, welche nur eine Veränderung des Irdischen zum Ziele haben. Und wie die T a t e n, so sind für ihn, unbekümmert um das

Urteil der Geschichte, auch nur diejenigen Menschen wahrhaft groß, welche solchen großen Ideen dienten und sie auf Erden verwirklichen halfen, wie wir bereits sahen. Die größten irdischen Revolutionen auf Erden, deren Schwingungen und Nachklänge von allen Weltaltern empfunden werden, sind nicht von irdischen Thronen, nicht vom Siegesschwert der Feldherren, nicht aus Schatzkammern der Großen hervorgegangen. Nicht die Taten dieser sind's, die unser Gemüt mit Entzücken oder Abscheu erfüllen, sondern die Darstellungsweisen ihrer Sänger oder Geschichtsschreiber. Ohne diese wären jene nicht mehr. Ein Alexander oder ein Weltherr Augustus kann uns heute so gleichgültig sein, wie Shakespeares Hamlet oder Wielands Hüon von Bordeaux. Wir haben nichts mehr von ihnen zu empfangen und mit ihnen zu schaffen. Aber wir und die uns folgenden Jahrhunderte haben noch immerwährend von großen Gesetzgebern und Gottoffenbarern, von hohen Denkern und Dichtern zu empfangen. Immer noch wirken fort die großen Ideen eines Moses, Plato, Sokrates, die Worte Christi und seiner Jünger und Luthers und Zwinglis, die Gedanken eines Aristoteles, Newton, die Dichtungen eines Homer und Shakespeare, Schiller und Goethe, und wie die Schar der ewigen Häupter des Menschengeschlechts Namen tragen möge. Sie bleiben unsere Lehrer, Erzieher und Seelenvertraute; sie sind für unsere Nachwelt wieder dasselbe. Sie sind die wahrhaft großen Menschen, die Geistesfürsten und geben der Geisterwelt, welche den Erdball bewohnt, Vergöttlichung. Neben ihren unvergänglichen Taten sind die Taten jener bunte, spurlos vergangene Seifenblasen.



V.

Das Heilige.

A. Moral.

Heiligkeit, in welcher die unendliche Liebe waltet, kommt nur Gott zu; wer Sterbliche heilig nennt, treibt Vergötterung der Sünder. Sündenlosigkeit an sich d. h. Gerechtigkeit oder Nichtverletzung des Gesetzes ist noch keine Heiligkeit, ebensowenig wie sie schon Tugend ist.

Sündenlos ist die unfreie Natur, sind Pflanzen, Steine und Tiere in ihr. Erst durch die Vereinigung von Körper und Geist im Menschen, durch die Verbindung der verschiedenen Gesetztumsarten beider wird die Sünde möglich. Nur der Mensch kann, weil von den uns bekannten Wesen nur ihm die Wahl zwischen diesem Doppelgesetz gegeben ist, im Kampfe mit der Sinnlichkeit tugendhaft sein. Ein Geist ohne Verbindung mit oder ohne Einfluß von einem nach tierischen Absichten und Interessen wirksamen Körper würde, wenn er handelte, nur gut, niemals unsittlich handeln können. Andererseits dürfen wir, da die Natur sündenlos, der Leib aber nichts anderes als die menschgewordene Natur ist, unsern Leib nicht sündig nennen. Vergebens werfen wir unsere Schuld auf das uns gewordene Werkzeug. Unser Geist ist es, der allein dieses sündlich macht. Das fühlen wir auch selbst recht gut; denn unser Gewissen, im Schmerz über

verübtes Unrecht, über Zorn, Habgier, Ehrsucht, Wollust, Neid und andern Frevel, klagt nie den Leib an, sondern richtet seine Vorwürfe gegen den von sich selber abtrünnig gewordenen Geist. Deshalb hält Zschokke, wie wir schon gesehen haben, es auch für durchaus töricht, die naturgemäßen Triebe unserer leiblichen Natur gewaltsam zurückzudrängen und unbefriedigt zu lassen in dem Wahne, damit eine sittliche Tat zu verrichten. Dadurch werden nur Krankheiten hervorgerufen. Die aus den Lebenstrieben entsprossenen Tierbegierden sind, weil naturgemäß an sich, nichts weniger als tadelhaft. Sie werden es erst, wenn der Geist, seinem eigenen Gesetz untreu, sich *zu ihrem Dienst ausschließlich* hingibt und sie durch anhaltendes Betätigen übermächtig gegen sein Selbst macht. Ist er dann ihr Knecht geworden, so werden die Begierden zu Suchten oder krankhaften Zuständen des Gemüts; diese nennen wir in Bezug auf das Göttliche in uns, weil es, seiner Würde und Herrlichkeit beraubt, sich gegen die Begierden kraftlos, mit seiner Vernunft *leidend* verhält, auch *Leidenschaften*. Überlegene Gewalt des Tierischen in uns ist daher nicht Schuld der Natur und ihrer Gesetze, sondern die des Geistes. Er verderbte sein Lebenswerkzeug durch Verwöhnung, Übermaß der Betätigung, einseitige Erregung, Unachtsamkeit. Vielmehr besteht zwischen Geist und Natur, wie wir gesehen haben, sogar ein gewisses sittlich-heiliges Verhältnis, nicht nur volle Harmonie zwischen ihrem Gesetz und unserer Vernunft, so daß wir natürlich finden, was vernünftig ist, sondern auch ein wunderbarer Einklang ihres Selbsts und des Heiligsten in uns. Wir haben auch bereits kennen gelernt, daß die Natur es ist, die den Geist vermöge *ihrer* Gesetze wieder zu seinem Vernunftgesetz zurücktreibt, wie Krankheit, Elend und inneres Zerwürfnis denjenigen verfolgen, der wider sie sündigte, und welches im göttlichen Haushalt die Aufgabe des Schicksals, aller Glücksgüter wie aller Leiden ist, die dem Menschen zuteil werden.

Der Geist des Bösen, welcher das Erdenleben mit Jammer und Widerwärtigkeiten anfüllt, ist deshalb von jeher, wenn wir ihm ernster nachforschen, kein anderer als der irre, von

sich selber abtrünnige Menschengeist gewesen. Nicht Gott ist der Höllenschöpfer; der Mensch ist's, der irre Wille des Sterblichen, mit welchem er alle Kraft seines Verstandes in den Dienst der Sinnenlust hingibt und, statt den Leib zu heiligen durch den Geist, lieber den Geist vertiert durch das Leibliche. Es gibt kein Übel als die Sünde.

Die Tugend des Menschen ist nichts anderes als die Erscheinung des handelnden Menschengeistes in seiner Wahrheit, nach eigenem Gesetz oder die Stärke (virtus) des menschlichen Geistes, in der er, sich selber getreu, der Gewalt irdischer Antriebe, stürmischer Begierden und Gefühle siegreichen Widerstand leistet, die Vollkommenheit des Geistes, seine Reife und Vollendung zu ferneren Bestimmungen im Weltall. Aus der Doppelnatur des Menschen ergibt sich als notwendiger Bestandteil der Tugend das Erfordernis des Kampfes, der Überwindung. Wo Selbstüberwindung fehlt, da fehlt auch Tugend; sonst wäre auch die sündenlose Natur tugendhaft. Eine Tugend, zu der man wider Willen gekommen ist, sieht der Sünde um ein Haar ähnlich.

Die Sünde ist die freiwillige Verzichtleistung auf das Bessere, auf das Wahre und Gute, um irgend eine Begierde, irgend einen tierischen Trieb zu sättigen; sie ist freiwilliger Hochverrat des Geistes gegen seine Selbstheit, Sichselbstentwürdigung zum Werkzeug der tierischen Hülle, die sein Werkzeug sein sollte. Wenn ein Mensch alle seine Geistesmacht dem Tiertum in sich zu Gebote stellt, arten nicht nur alle berechtigten Triebe in wilde, ungebundene und verderbenbringende Begierden und Lüste aus, wird nicht nur alle Geistestätigkeit, alle Anstrengung des Verstandes für das Ziel jeder herrschenden Gier verwendet, sondern es bringt der Geist zu dem allen noch aus seinem Wesen das Verlangen des Unermeßlichen, Schrankenlosen und Unendlichen hinzu, wovon das Tier nichts weiß, eine Unersättlichkeit, unter welcher die Kräfte und Triebe des Lebens und der Seele in langer Überreizung verwildern, die dann der Verstand fort und fort zu befriedigen sucht und nicht sättigen kann. Eben dadurch wird der vertierte Mensch schrecklicher als das schreck-

lichste der Tiere und verachtungswürdiger als das verachtungswürdigste der Geschöpfe.

In dem Vorhergesagten liegt schon deutlich ausgesprochen die Anerkennung der Willensfreiheit, welche auch bereits im ersten Kapitel, allerdings ohne weitere Erörterung als Ergebnis hingestellt, zu Grunde gelegt worden ist, und auf die wir jetzt näher einzugehen haben. Wollte man die Freiheit des menschlichen Willens bestreiten, dann würde, führt Zschokke aus, das Wissen des Geistes von sich Trug und Falschheit werden, dann würden Lüge und Wahrheit, Vernunft und Wahnsinn einerlei Wert haben, dann würden Lohn und Strafe, Ruhm und Schande Sache zweckloser Torheit sein.

Die Forderung der Nichtverletzung des Heiligen, wenigstens des, was Recht ist, eine Forderung aller Sterblichen an alle, entspringe aus der Überzeugung der gesamten Menschheit, daß nicht nur jeder wisse, was Recht und Unrecht sei, sondern daß er auch ein Vermögen habe, frei sich für das eine oder das andere zu entscheiden. Nur im Menschen, in keiner Naturerscheinung, in keinem Tiere, erkenne der Mensch das Bewußtsein vom Recht und Unrecht und damit zugleich das Dasein eines freien Wählens oder Willens an. Die Willensfreiheit sei nicht nur Gedanke einer Schule oder einer Kirche. Sie sei vielmehr ausgesprochen in den Sprachen aller Weltalter und, wo die Sprache noch zu dürftig war, in den Handlungen der Menschen. In dieser allgemeinen Auffassung der Menschheit könne auch kein Irrtum sein. Denn wäre der Geist sich nicht seines Wissens inmitten des Bewußtlosen, der Wahlfreiheit inmitten der Notwendigkeit der Natur urgewiß bewußt, so hätte er auch nicht zum Vermuten einer Freiheit, zum Begriff des Rechts und Unrechts gelangen können, da ihm im Reiche der Naturerscheinungen nichts davon entgegentritt.

Im Gegensatz zum Reich der Natur, in dessen ganzem Umfange der Zwang des Müssens herrsche, bestehe im Umfange des geistigen Reichs und in den darin waltenden

Urideen des Heiligen und Wahren, wie sich uns deutlich offenbare, nur das Sollen. Dieses sei kein unabwehrbarer Zwang wie jener. Verliere doch selbst das Naturgesetz seine Gewalt und sein Müssen für den Geist und innerhalb seiner Sphäre. Denn meisternd begegne er, wenn er wolle, dem Sturm der Welt, dem Schicksal, den Gewalten der Natur, und zerbreche sogar für das Heiligtum seines Urselbstes die Gesetze der Natur unter den Zuckungen des widerstrebenden Lebens und unter dem Schmerzensschrei der Seele.

Das Wollen im Wissen sei eben gerade das Wesen des Geistes und, weil das, was in sich verhältnislos vorhanden ist, nach dem im ersten Kapitel Gesagten bloß gewiesen=gewußt, aber nicht bewiesen=erkannt werden könne, so stehe auch das Selbstbewußtsein des Wählenkönnens im Geiste höher als alles Beweisbare, als alles Glauben und Meinen, eine Urgewißheit, die wir eben als solche hinnehmen müssen.

Diejenigen, welche die Freiheit unseres Willens bezweifelten, seien auch nicht etwa davon ausgegangen, das Dasein von Gelüsten, Trieben, Aufwallungen, Begierden, Empfindungen aller Art, diese Forderungen unserer tierischen Natur, zu bezweifeln oder das gänzliche Fehlen von einem Bewußtsein des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts, freier Entschließungen zu behaupten. Wohl aber seien sie an dem Vermögen des Geistes zu einer Wahl zwischen dem Doppelgesetz irre geworden, besonders weil es bei strenger Selbstbeobachtung schwierig bleibe, zu entscheiden, welcherlei Beweggründe bei unseren Handlungen vorwalteten, ob heilige oder unheilige, ob uns nicht oft, selbst wo wir am überlegtesten handeln, Eigenliebe täusche und einen Entschluß für Werk des heiligen Willens ausgebe, während dabei verborgene Eitelkeit oder Furcht oder Trotz oder irgend eine vorübergehende Laune ihr Spiel treibe. Sie hätten deshalb jenes Bewußtsein für eine Selbsttäuschung des Verstandes gehalten. Oder sie hätten die Willensfreiheit zwar als unentbehrliche Voraussetzung angenommen, weil ohnedem alle Begriffe von Recht und Unrecht, aller Zweck von Lohn und Strafe, aller Bestand gesellschaftlicher Ordnungen hätte verschwinden müssen;

aber sie hätten diese Voraussetzung höchstens nur zum bloßen Gegenstand eines sogenannten Vernunftglaubens gemacht, weil sich die Wirklichkeit der Geisteswahlen nicht beweisen lasse. Die Ungewißheit über die Reinheit der Gründe, durch welche wir uns zu Entschließungen bestimmen lassen, kann allerdings nach Zschokkes Auffassung nicht geleugnet werden. Niemand sei imstande, zu allen Zeiten sich selber über sich unbezweifelbare Rechenschaft zu geben. Der mächtige Einfluß der Umgebungen, der Ereignisse, der körperlichen Zustände und Gemütsarten auf den Geist sei tatsächlich vorhanden. Dadurch werde aber nicht die Wahlfreiheit des Geistes vernichtet. Daß sie bestehe, erführen wir täglich, ja stündlich, da wir fortwährend Wahlen treffen, und so gerieten auch diejenigen Schulweisen, welche die Willensfreiheit bezweifelten, mit sich selber in den lächerlichen Widerspruch, daß sie, was ihnen im Forschen und Grübeln wie ein nicht Vorhandenes entschwand, im täglichen Handeln und Wandeln notwendig als Wirkliches anerkennen mußten. Wir können eben unsere Gemütskräfte nur so gebrauchen, wie wir sie haben, wenn wir sie auch nicht beweisen können.

So steht für Zschokke unsere Willensfreiheit über allen Zweifel erhaben fest. Aber, wie bereits oben hervorgehoben ist, nur der Wille gehört dem Menschen an, er ist seine Ehre oder Schmach. Seine Tat hängt nicht von ihm ab, sondern steht in der Gewalt des Schicksals; denn sobald der Mensch nach gefaßter Entscheidung erregend in den Wirkungskreis der Natur einwirkt, regelt sich das Erregte oder das Entgegenäußern der Natur nach ihrem Gesetz. Sein Einwirken auf die Natur wird eine Verkettung untereinander gegensätzlich werdender Naturkräfte, deren Ende er auch beim ungemessensten Reichtum von Erfahrungen nicht berechnen kann.

Haben wir hiernach die Macht, so oder anders zu handeln, so wissen wir auch weiter, wie wir handeln sollen. Abgesehen nämlich davon, daß uns die Natur durch ihre Strafen auf den rechten Weg bringt, sagt uns auch das ewige, in uns vorhandene, immer gleiche Sittengesetz, wie wir wählen sollen. Dieses ist ewig, unwandelbar, in allen

Zeiten und Weltgegenden gleich, ein Naturgesetz des Menschengeistes, in dem er wirken muß, weil er als sittlicher, wahrer Geist nicht anders kann. Hier gibt es nicht, wie bei der Auffassung des menschlichen Lebens, eine Vorstellungsart, nach der die Menschen sich die Begriffe über das bilden können, was wahr, gut, gerecht und schön ist. Es gibt keine unwahrere, gefährlichere Lehre, als das Sittengesetz für relativ zu erklären und alles nur unter gewissen Verhältnissen für wahr, gut, nützlich, gerecht und schön anzusehen. Der unbestechliche Richter unserer Handlungen lebt in uns selbst, unser Gewissen, das uns, wenn wir seine Gebote unbeachtet lassen, die nagende Reue schickt. Es ist (zusammen mit der im Menschen unzerstörbaren Gottesidee und der Allgemeinheit des Glaubens an eine Ewigkeit) ein Zeuge dafür, daß der Mensch nicht nur dem Irdischen, sondern auch einer höheren Weltordnung, einer geistigen Welt angehöre, und sorgt dafür, daß nicht unter dem Himmel eine Hölle ihre Schrecken entfaltet und der Erdball öde und entvölkert dasteht, wie er war, ehe der Fuß eines Sterblichen ihn betreten hatte.

Weil sie ein Ausfluß des Wesens unseres Geistes ist, muß die Tugend um ihrer selbst willen ausgeübt werden. Wer Gutes tut, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vorteilhaft ist, der ist nicht tugendhaft, sondern klug. Der sieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute und Böse. Der würde ebenso gern die Hölle zur Erreichung seiner Absichten als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Der setzt seine Seligkeit darein, das zu erhalten, wonach ihm gelüstet, und dafür ist er und tut er, was unter den gegebenen Umständen zweckmäßig sein mag. Dem ist die Welt ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichsten und Schlauesten alles gehört. Der kommt notwendig zu der oben verworfenen Ansicht, daß an sich nichts recht, nichts unrecht sei und die Meinung allein heilige und verdamme.

Tugend und sinnliche Wohlfahrt oder was man gewöhnlich Glückseligkeit nennt, sind zwei miteinander unverknüpfte

Dinge und nicht eins um des andern willen vorhanden, wie wir bereits oben gesehen haben. Durch Klugheit kann ich mein Wohlsein vermehren; aber Zufall ist's, wenn es durch Tugend geschieht. Dagegen tritt oft der Fall ein, daß der Mensch all sein Wohlsein dahinopfern muß, weil er tugendhaft d. h. unabhängig von Furcht oder Hoffnung nach dem heiligen Gesetze in sich handelt. Der Mann von Tugend liebt seine Pflicht mit eben dem strengen, unbezwinglichen Eifer, wie andere das, was sie ihr Recht nennen. Er kann, wie andere für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehen, es ebenso für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes. Die Auffassung, daß der Geist durch irdische Güter belohnt werden könne, ist bereits zurückgewiesen worden. Ebenso wenig leidet aber auch der Geist, wenn wir um unserer Tugend willen leiden müssen. Da er nur durch das Bewußtsein seiner Stärke, der Freiheit, zu der er sich emporgerungen, belohnt werden kann und seine schönsten Augenblicke nach seinen Triumphen über die Sinnlichkeit zählt, so genießt er gerade in Zeiten, welche der Mensch Leidenszeiten nennt, des Sieges, und nur die sinnliche Natur des Menschen ist es, welche in diesen leidet. Diese also müßte für ihre Aufopferungen belohnt werden. Das aber ist unmöglich, da der menschliche Leib wieder zum Staube zurückkehrt. Und würden auch dem Menschen, der sein Leben lang einen kranken Körper mit sich herumgeschleppt hat, durch einen gesunden Körper in einem zweiten Leben die früheren Leiden vergolten werden?

Es ergibt sich aus dem Gesagten von selbst, daß Zschokke die Sünde nur als Verirrung, als eine Krankheit des Gemüts ansieht. Denn das Böse ist das Unnatürliche oder, was dasselbe ist, das Unvernünftige. Ein vernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige wollen; nur das tierische, vernunftlose Wesen an und in uns begehrt es. Wenn die Kraft des Göttlichen, des vernünftigen Geistes von der Übermacht des Tierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung erstickt wird, entsteht Mißverhältnis, Zerstörung in unserem Gesamtwesen, eine Krankheit, die wir häufig

freilich selbst verschuldet haben. Verirren kann sich der Mensch wohl vom rechten Wege; er verirrt sich aber nur in Dornen und Disteln. Verlieren dagegen kann er den Weg nie; die Schmerzen der Verirrungen treiben ihn früh oder spät wieder zu der guten Straße zurück. Der Verirrte kehrt gewiß wieder um, wenn auch oft blutend und elend, aber er kehrt wieder um. Und wenn wir es auch hienieden nicht erleben, so ist noch eine Zukunft. Was wir jetzt als verloren beklagen, umarmen wir mit doppelter Wonne einst als wiedergefunden.

Zschokke bekämpft hiernach die Sittenlehre, wie sie meist geboten wird, weil sie zum größten Teil auf dem lockeren Grund von Erfahrungstrümmern aufgebaut sei, in sich selbst daher oft haltlos, ja nicht selten unrechtlich und unsittlich sei. Vor allem erscheint ihm die theologische Lehre von der Gnadenwahl, nach welcher Gott aus Willkür einen Teil der Menschen zu allem Guten unfähig gemacht, und schon ehe sie geschaffen sind, zum ewigen Elend, andere aus ähnlicher Willkür zur ewigen Seligkeit vorausbestimmt habe, ein träumerischer, durchaus unzutreffender Lehrsatz.

Völlige Sündenlosigkeit, völlige Tugend hat noch kein Mensch erreicht; wir können vielmehr, so lange wir in dieser Gestalt sind, nur der Tugend näher kommen. Wiewohl er meint, daß unsere Willensstärke unsere höchste Macht sei und der Mensch viel durch sie vermöge, so spottet Zschokke andererseits darüber, daß mancheiner sich einbilde, durch seine Willensstärke auch das Schicksal meistern zu können. Nur uns selbst können wir überwinden. Und auch das nicht einmal in jedem Augenblicke. So liegt es eben in der armen menschlichen Natur begründet, deren wir uns nicht zu schämen brauchen. Auch darüber dürfen wir uns nicht hinwegtäuschen, daß uns oft nur die Gelegenheit fehlte, zu sündigen, und daß diejenigen unter uns, welche für die tugendhaftesten gelten, es nur dadurch geworden sind, daß ihnen am wenigsten Gelegenheit zu Fehltritten gegeben war. Das sollen wir uns immer bei der Beurteilung anderer vorhalten und uns stets fragen: wie würdest du unter diesen Umständen gehandelt haben? Aber verfehlt wäre es, deshalb die Einrichtung der

Welt anzuklagen, wenn sie uns Gelegenheit zu sündigen gibt. Die Welt ist gut, das Gemüt macht sie zur Hölle. Man wird nicht erst in der Stunde der Verfehlung, was man ist, sondern man war es längst. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht schon Anlage zum Teufelwerden besitzt. Es fehlte nur an Gelegenheit, daß der inwendige Mensch auswendig werde.

Deshalb empfiehlt Zschokke gerade im Gegensatz zu Claudius als wichtigsten Grundsatz, jede Gelegenheit zur Sünde zu fliehen und ja nicht mit der Sünde zu tändeln. Der Mensch dürfe sich, sobald sein Versuchsstündchen schlägt, der Sünde gegenüber auch das Erlaubteste nicht erlauben. Der erste leichtfertige Gedanke, den man durchschlüpfen lasse, sei das bewußte Haar in des Teufels Klaue. Der Mensch sei am schwächsten immer, wenn er am stärksten zu sein glaube. Wer die Versuchung fliehe, der sei der Held; wer sich mutwillig in sie begebe, den Kranz der Tugend zu erringen, habe ihn schon verloren, ehe er den Kampf begann. Denn um eine Leidenschaft zu übermannen, müsse man ihr die Nahrung entziehen, daß sie sterbe. Sei die Leidenschaft aber einmal da, so sei es unmöglich, plötzliche Ausrottung seiner Gewöhnungen und Neigungen zu versuchen, und deshalb sei es verfehlt, der Leidenschaft Gewalt entgegenzusetzen; man müsse vielmehr mit dem Leichteren beginnen, Zerstreuungen aller Art wählen oder edlere Leidenschaften gegen jene erwecken. Diesen inneren Krieg gegen sich selber nennt Zschokke den schwersten, schwerer als den des Welteroberers. Aber wir dürfen ihn nie unterlassen; eine Sünde ist immer der anderen Mutter. Es gibt nichts Unbedeutendes oder Gleichgültiges weder im Guten noch im Bösen. Die unschuldigste Neigung ist schuldig an uns geworden, wenn ihre Nichtstillung größeres Mißbehagen, als ihre Befriedigung Lust bringt.

Vielfach vertritt die Gewöhnung die Stelle der Tugend, und wir glauben, dann schon tugendhaft zu sein. Wenn auch auf diesem Wege Gutes geschaffen wird, so dürfen wir niemals übersehen, daß die Gewohnheit nur Sache unserer Tier-

natur ist und im ganzen die freie Willensbetätigung mehr hindert als fördert.

Es könnte den Anschein gewinnen, als sei Zschokke ein Moralprediger, der überfließe von Sittlichkeitslehren, dem nichts gut genug sei, der bei allem Tun und Lassen der Menschen spähe, ob er nicht doch etwas Schlechtes und Tadelnswertes finde. Einer solchen Auffassung widersprechen nicht nur seine bereits wiedergegebenen Ansichten, sondern vor allem seine Erzählungen, in denen wahrlich kein ängstlich-prüder Ton herrscht, sondern eine Lustigkeit, bisweilen Ausgelassenheit, hinter der sich aber stets ein tiefer sittlicher Ernst verbirgt. Vor allem bezeichnend ist hierfür die Novelle „Tantchen Rosmarin oder Alles verkehrt". Es wäre völlig verfehlt, in ihr, wiewohl Dinge zur Sprache gebracht werden, die das Entsetzen manches Sittlichkeitsapostels hervorrufen mögen, eine schlüpfrige Erzählung zu vermuten. Vielmehr liegt ihr ein ebenso wahrer wie sittlich-strenger Gedanke zu Grunde; sie soll uns u. a. zeigen, wie verkehrt es sei, jemand in allzu blinder Unwissenheit aufwachsen zu lassen, und daß es eine Art Unschuld gebe, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und hinwieder manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld sei. Wer genauer hinsieht, wird gerade in dieser Erzählung viel psychologische Wahrheit und Schönheit finden. Entsprechend dem in ihr dargestellten Gedanken tadelt Zschokke jede Übertreibung der Tugenden und meint, daß, wie die Außenenden sich in allen Dingen berühren, so auch aus den übertriebenen Tugenden Laster werden.

Die Frucht der Tugend, Herzensreinheit, allein ist dasjenige, was uns das größte, unser wahrhaftes Glück auf Erden gewährt. Selig ist d e r Mensch, welcher in allen seinen Verhältnissen ein vorwurfsfreies Herz hat, sich durch keinerlei Sorge allzusehr das Gemüt betrüben, durch keine Leidenschaft sich hinreißen läßt, mehr zu tun, als sein sollte. In s e i n e r Seele lebt eine hohe Ruhe, von welcher gewöhnliche Menschn kaum eine dunkle Vorstellung haben, jene Ruhe, welche der wahre Friede Gottes ist. Ein solcher Mensch ist wahrhaft reich

und kann durch Irdisches nicht belohnt werden; er ist der Weise. In der wirklichen Welt, so meint Zschokke, wird freilich die Tugend auch nur selten belohnt, vielmehr meist verkannt und verlacht; nur auf der Bühne und in der Dichtung wird sie bewundert. Der widerwärtigste, nicht zu ertragende Anblick, bei dem er nicht gelassen bleiben kann, ist ihm ein Mensch, der mit schadenfrohem Witz, was gut und edel ist, zu verdächtigen und große Handlungen zu verkleinern wagt. Wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Leidende zum Gegenstand des Gelächters macht, ist mit ihm verwandt und selbst ein Bösewicht. Andererseits ist nach seiner Ansicht nichts für ein zartes Gemüt rührender, als wenn es den Zusammenklang der Seelen in tugendhafter Erhebung wahrnimmt. Das ist die wahre Verklärung der Menschheit und eine Ahnung des schönen Himmels, der unserer wartet.

Gerade im Widerspruch zu seiner Lehre stehen nach Zschokkes Dafürhalten die Lebensführung und die gesamten Einrichtungen von Völkern, welche man gewöhnlich civilisiert, er aber auf der Stufe der Halbbarbarei stehend nennt, d. h. der Kulturstaaten auf heutiger Gesittungsstufe. In der bei ihnen neben dem Wissen des Besseren, neben der Erkenntnis des Ewigwahren und Ewigguten bestehenden unseligen Richtung aller Geistestätigkeit zum Dienst des tierischen Lebens, aller Verstandesbildung zum Behuf materieller Interessen, aller Wissenschaft, Kunst und Gewerbetätigkeit zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht erblickt Zschokke den Ursprung alles Übels, aller Unzufriedenheit und aller Klagen über Ungemach und Trostlosigkeit des menschlichen Daseins, die nach seiner Meinung niemals allgemeiner und gerechter gewesen sind; denn mit allgemeiner gewordener Verstandesbildung, die nicht zu verkennen, sei auch die Empfindlichkeit des Menschen geschärfter, und er fühle heute eine Menge sinnlicher Bedürfnisse, die ihn bedrängen und foltern, die der Wilde oder der Barbar nicht kenne. Überreizung und Verwöhnung der einfachen Lebenstriebe machen aus dem Unnatürlichen die andere Natur, entbehrliche Üppigkeit zum unentbehrlichsten Bedürfnis. Selbst der bessere

Mensch, will er Wirksamkeit in seinem Kreise bewahren, nicht Gegenstand des Argwohns oder Gelächters der Lebensgenossen sein, von ihnen nicht zertreten werden, wird gezwungen, sich ihnen klüglich gleichzustellen. Auf keiner Stufe der Kultur ist ein Volk von der Einfalt naturgemäßer Lebensweise weiter abgewichen, daher elender, in sich zerrissener als auf der Stufe seiner Civilisation. Einst war nur in großen, einzelnen Städten des Weltteils der Pfuhl des Luxus, der glänzenden Laster, der mannigfaltigsten Krankheiten und Selbstbetäubungsmittel vorhanden; jetzt aber ist der Pfuhl übergetreten und überschwemmt schon Flecken und Dörfer.

Es wäre indessen verkehrt, hieraus zu schließen, daß Zschokke auf Grund dieser Anschauung zur Menschenverachtung und zum Pessimismus käme. Für eine solche ist in einer überall von optimistischer Welt- und Lebensauffassung durchtränkten Lehre kein Raum. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß für eine Anschauung, die keinen Stillstand, sondern nur ewiges Fortschreiten zur Vollendung kennt, jede Gesittungsstufe nur ein Durchgangsstadium bildet. Und so ist Zschokke fest davon überzeugt, daß sich dereinst, wie schon jetzt viele einzelne Personen in allen Nationen den Standpunkt des Hochmenschlichen erreicht haben, ganze Nationen und die Menschheit überhaupt zu diesem erhabenen Standpunkt durchgerungen haben werden. Wie schon hierin, so kommt an vielen Stellen der Schriften Zschokkes der Grundsatz zum Ausdruck, daß die Menschen so böse nicht sind, wie man oft sagt, und daß man niemals den Glauben an die Güte der Menschheit verlieren soll; denn der Glaube an Gott schließt den Glauben an das Menschenherz in sich. Nur wer von sich selbst nicht viel Gutes weiß, hält seinen Nächsten für weit schlechter. Wenn auch die Sterblichen allesamt einzeln nicht fehlerfrei, nicht sündenlos sind, lebt dennoch in der Brust der Menschheit unsterblich der Sinn für das Heilige fort. Er flammt als ein reines Licht noch durch den düsteren Rauch ihrer Leidenschaften auf. Menschenfeinde sind Zschokke die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge, und um zu zeigen, wie verkehrt ihr Standpunkt ist, stellt er gern

und oft einem Menschenfeinde einen Mann gegenüber, der in seinem Kreise mutig und aufopferungsvoll für das Wohl der Menschen arbeitet. Nicht feiges und schwächliches Sich-zurückziehen, sondern mächtiges Wirken mit Unschuld im Großen wie im Kleinen, das ist ihm das reine, wahre Geisterwesen. Nicht Rousseau ist sein Ideal, der immer den Weisen spielte und aus sich das verzärtelte Kind machte, welches immer schmollen und trotzen will, der jammerte und unaufhörlich klagte über das verdorbene und verkehrte Wesen der Welt und ihre Abweichung von der Natürlichkeit. Der Mann seines Ideals muß über das weibische Wesen und Träumen hinweg, ein kräftiger Mensch, ein Weiser sein. Auch soll er die Unnatur, der sich die Menschheit ergeben, hassen, aber nicht klagen, sondern verständig angreifen und tätig ausbessern. Er darf kein Feind, sondern muß ein Freund der Menschen, wohl aber ein Feind der Verkehrtheit sein. Er muß alle nur als Irrende behandeln und sie auf den rechten Weg bringen. Er darf nicht die Herzen, sondern nur das Formenwerk feindselig antasten. Daß es solcher Menschen so wenige gibt, liegt an der Schwierigkeit, selbst die Fehler abzulegen, die man bei anderen beseitigen will. In diesen Grundgedanken klingen mehrere seiner Erzählungen aus; es braucht hier nur an den „Millionär“ erinnert zu werden. Dieses Ideal, insbesondere der Gedanke, einer in Elend versunkenen Gegend in dieser Weise zum rettenden Engel zu werden, erfüllte nach dem Zeugnis des Herausgebers der späteren Auflagen seiner Schriften von Jugend an Zschokkes Seele und begleitete ihn namentlich während der Revolutionsjahre 1799 und 1800 in das verwüstete Nidwalden, nach Schwyz, Uri und Tessin. Da ihm aber der Genius des Lebens zum Wirken für das Wohl der Menschheit keine anderen Mittel gab als die Feder, so begnügte er sich damit, durch Wort und Schrift für die Verbreitung seiner geschilderten Lehre zu wirken und immer wieder an Rückkehr zur Einfachheit und zu naturgemäßem Leben zu mahnen.

Wie sehr auch sein scharfes Urteil über die gegenwärtige Gesittungsstufe der Menschheit auf seine noch zu schildernden

Ansichten einwirkt, so ist er also von einer unfruchtbaren Welt- und Menschenverachtung weit entfernt.

B. Religion.

Die Religion ist die Verknüpfung der Menschheit mit der Gottheit; sie ist dem Geiste, was er selber dem Leibe ist, der ihn umhüllt. Wie er gleichsam der Gott in seinem Körper ist, so ist die Religion Gott im Geist, das Höchste, das Verklärende, das Beseelende. Ihr notwendiger, durch die Vernunft gegebener Inhalt ist, wie bereits im allgemeinen Teil ausgeführt, das Wissen von dem Vorhandensein Gottes und von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Es folgt hieraus notwendig, und Zschokke spricht es auch unbedenklich aus, daß die Erde noch nie einen Gottesleugner getragen habe, der es mit Überzeugung war. Wer es von sich behauptete, der verstand die anderen nicht oder wurde von ihnen nicht verstanden. Religion in diesem Sinne haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaßen ihrer Vernunftentfaltung erfreuen; nur die früheste Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne sie sein.

Dagegen ist der weitergehende Inhalt der Religion, also die Vorstellung von Gott Sache des Glaubens. Er steht nicht für alle Menschen ein für allemal fest, sondern richtet sich nach dem ungleichen Standpunkt der Menschen, nach der Ungleichheit ihrer Geistesanlagen, Erziehungen, Kenntnisse und Schicksale. Notwendig sind mit dieser auch ungleiche Vorstellungen verbunden. Deshalb hat jeder seine eigene innere Religion und ändert sie mit dem Hellerwerden seiner Begriffe vom Kindes- bis zum Greisenalter. Der Glaube des Menschen ist sein schönstes Heiligtum, dieser Inhalt ist die wirkliche Religion seines Besitzers. Was er glauben soll, muß danach jedem Einzelnen überlassen bleiben; denn ein Glaube läßt sich nicht wie Vernunftgrundsätze vorschreiben

oder einimpfen, er ist eine geistige Blume, entsprossen aus der Nahrung, Stärke und dem Bedürfnisse des Gemüts. Nur das eine läßt sich trotz aller Verschiedenheit sagen: der Glaube ist ehrwürdig und gut, sobald er ehrwürdige und gute Früchte bringt. Wir haben die Wahrheit, wenn sie uns zur Tugend belebt, den Irrtum, wenn unser Glaube uns nicht innerlich bessert, sondern zu Leidenschaften entflammt. Und niemals darf unser Glaube mit der Vernunft in Widerspruch treten. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß wir durch Ausbildung unserer Vernunft und unseres Verstandes unsern Glauben veredeln können, indem wir ihm besseren Boden, feinere Nahrung geben. Mit erweitertem Gebiet der Kenntnisse strahlt das Gotteslicht der inneren Offenbarung heller darüber.

Bezeichnend für die vorgeschilderte Auffassung Zschokkes ist nicht nur sein Wahlspruch: Glaube, Liebe, Hoffnung und Geduld, sondern vor allem folgendes kleine Gedicht:

Mein Glaube.

Mein Glaube baut den Himmel mir;
Das Leben gibt nur Schmerz!
So stürm' es draußen für und für —
Wenn Frieden wahrt das Herz.
Was aus dem Staub erblühte, sinkt,
Ihm ruft umsonst dein Harm.
Das Ewige hinauf sich schwingt
In Gottes Vaterarm.

Die voraufgegangene Darlegung läßt erkennen, daß Zschokke keineswegs, wie es den Anschein haben könnte, den Glauben aus seinem System beseitigt, wenn er ihn auch nur insoweit anerkennt, als er mit der Vernunft nicht im Widerspruch steht. Denn er unterscheidet ihn ja von den Vernunftgrundsätzen und schreibt ihn der gemeinschaftlichen Tätigkeit von Gemüt und Vernunft zu. Wegen dieser Verbindung beider kann man seinen Glauben, wie er es auch selbst tut, wohl Vernunftglauben nennen, muß sich aber hüten, aus

diesem Schlagwort, was allzu leicht geschehen kann, unrichtige Folgerungen zu ziehen.

Zschokke hält den vorbezeichneten Weg, wenn auch für den richtigeren und sichereren, doch durchaus nicht für den allein richtigen. Er erkennt vielmehr an, daß der Mensch auch auf dem Wege des reinen Glaubens zum richtigen Ziele gelangen kann, und daß dies sogar der Weg der meisten Menschen ist. Es sei richtig, daß die, welche glauben und nicht sehen, selig seien. Aber schöner scheint es ihm doch, zu wissen, weil man sieht. Die Vernunft ist ihm die Tagessonne des Gemüts; alles wird durch ihren Schein hell und klar. Der Glaube des Gefühls und der Phantasie dagegen ist ihm der nächtliche Mond des Gemüts; alles wird in seinem zweifelhaften Schimmern und zauberhaften Helldunkel fremdartig. Bleibt aber der Glaube im Einklang mit der Vernunft und richtet er sich auf Gegenstände, welche übersinnlicher Natur sind, welche wir nicht mit der Vernunft erkennen und dennoch durch die Vernunft unwiderstehlich gezwungen werden, als gewiß und unwidersprechlich wahr anzunehmen, so ist er in seinem eigentlichen Gebiet, geht hoch erhaben über die Vernunft hinaus und verleiht ihr selber erst Festigkeit, Stärke, Einklang und Frieden in sich. Es ist demnach übermäßige Verehrung der Vernunft, wenn wir durch sie erkennen wollen, was für sie unerkennbar sein muß bei gegenwärtiger Beschränktheit, oder alles verwerfen wollen, was sie nach ihren Gesetzen nicht als innere Gewißheit wahrnimmt. Das ist Mißbrauch der Vernunft, Einseitigkeit und Geistesgebrechen.

In Übereinstimmung mit dieser Auffassung erscheint ihm selbst der Aberglaube noch ehrwürdiger als der Unglaube. Denn jener ist doch immer der letzte Schimmer oder die erste Morgenröte einer Religion, mit seiner Sehnsucht nach überirdischen Dingen ein Bruder der inneren, geheimen Religion und deshalb achtungswürdig. Er sucht noch das Höchste der Menschheit, das Göttliche über sich, wenngleich aus Unwissenheit auf falschen Wegen. Er folgt noch, wenngleich mit blinder Selbsttäuschung, der Sehnsucht seines Gemüts, das Rätsel

des Daseins wie des Weltganzen zu lösen. Der Unglaube dagegen ist ihm weiter nichts als eine künstliche Schutzrede des Bestientums im Menschen. Er erstickt die schönsten Begierden der Vernunft des Menschen und tut Verzicht auf der Menschheit bestes Teil, sieht in ihr schon den Kreis der Schöpfungswunder abgeschlossen und in der verfeinerten Tierheit das Allerhöchste der Bestimmung und des Lebens der Sterblichen.

Obwohl er allen Aberglauben als schädliche Fessel unseres Verstandes verwirft und davon überzeugt ist, daß er eine lange Schleppe von Narrheiten und Albernheiten hinter sich herziehe, so meint er doch, daß sich ganz frei davon kein Mensch machen könne. Jeder, auch der Verständigste, habe einmal seinen Tag, an dem Hans Ballhorn verständiger sei als er. Wer eigentlich nicht abergläubisch zu nennen sei, könne sich doch nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu achten und, wenn keine erscheinen wollen, sich welche zu machen, insbesondere im Unglück und überhaupt, sobald er von lebhaften Wünschen sehr heftig bewegt werde. Gefährlich werde der Aberglaube erst, wenn man in unmäßiger Leidenschaft damit Gebete zu Gott verbinde, daß er, unserm Vorwitz zu gefallen, den ewigen Gang der Natur unterbrechen und in dem von uns Vorgenommenen uns seine geheimen Absichten verraten solle. Dies sei Irreligion, eine freche Versuchung Gottes. Gewinne ein solcher Tand, mit dem wir den Dingen der Zukunft ihre Verborgenheit zu entreißen wähnen, sogar Einfluß auf unsere Gesinnungen und Entschlüsse, so werde der Aberglaube zur besonders gefährlichen Art, zum Wahnsinn.

Andererseits erkennt Zschokke aber an, daß uns vieles in der Welt unbegreiflich ist, aber nicht alles Unbegreifliche unglaublich, besonders wenn die Erscheinungen vor uns stehen, deren Ursachen uns verborgen sind. Die Geisterwelt ist uns eben verhüllt mit ihren Verhältnissen, Kräften und Gesetzen; wir kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit manche Ahnung an. Es kündet sich in unseren Naturen manches Unerklärliche; es

ist Verwegenheit, es enträtseln, doch auch Verwegenheit, es als Aberglauben verwerfen zu wollen. Darauf beruht seine Anerkennung der Auffassung, daß der Mensch in besonderen Zuständen, in denen seine Seele von den Fesseln des Körpers befreit werde, einen helleren Blick in die Geisterwelt zu tun imstande sei, so namentlich der wunderbaren Sehergabe der Mondsüchtigen und Somnambulen, mancher Sterbenden kurz vor ihrer Auflösung, des richtigen Gefühls rhabdomantischer Naturen von verborgenen Metallen und Wassern. Diese unerklärlichen Zustände beschreibt er häufig mit besonderer Vorliebe in seinen Erzählungen und stellt sich selbst in der Selbstschau als ein Beispiel dafür hin, daß manche Menschen die eigentümliche Gabe haben, beim ersten Zusammentreffen das bisherige Leben wildfremder Menschen mit allen Nebenumständen zu erschauen. Irgend eine Bedeutung legt er allerdings dieser Gabe nicht bei. Auf demselben Grunde beruht es, daß ihm die Seelenwanderungslehre des Altertums nicht unbedingt verwerflich erscheint, wenn er sie auch eine kindliche Vorstellungsart nennt.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß Zschokke im weitesten Umfange Toleranz übt und predigt. Wie Überzeugungen überhaupt außerhalb des Machtkreises aller Willkür liegen, so sind religiöse Überzeugungen gleichsam Bündnisse mit Gott und Ewigkeit. Der Mensch kann sie wohl heuchlerisch draußen mit den Lippen ableugnen, aber sie stehen unvertilgbar in ihm fest. Sie sind selbst von unserm Willen unabhängig. Sie sind der ganze Inhalt unseres Wissens und Gewissens. Daher gehen sie nicht aus unserm Willen, sondern der Wille geht aus ihnen hervor. Überzeugungen vertilgen, hieße, den Geist vertilgen wollen. Deshalb ist, wie es für jeden einzelnen unmöglich ist, seine eigene Überzeugung willkürlich zu ändern, auch jeder Kampf gegen Überzeugungen mit Gewaltmitteln von vornherein aussichtslos. Ja, es erscheint ihm schon das Lehren und Predigen der eigenen Mutmaßungen oder abweichenden Meinungen gefährlich. Wer anderen seine besonderen religiösen Vorstellungen aufdrängt, wer andere in ihrem Glauben irre macht, kann ihnen in ihrem Gemütsfrieden unersetzlichen Schaden zufügen. Ist jemand zufrieden,

rechtschaffen und gottselig bei seinen religiösen Überzeugungen, so soll man sich hüten, ihn in diesem stillen Glück zu stören, ihm den heiligen Stab zu entreißen, an welchem er sich in des Lebens Widerwärtigkeiten aufrecht hält. Denn man weiß nicht, was man ihm dafür gibt, ob die Stütze, deren man sich selbst erfreut, seinen übrigen Geisteseigenheiten angemessen ist. Ihm ist jede Religion ehrwürdig, auch die des Unmündigen und dessen, der nicht so viel Gelegenheit hatte, Gott auf eine würdigere Weise erkennen und verehren zu lernen, und er meint, die einzige Lehre, daß nur ein Glaube allein der wahre, seligmachende sei, habe die Länder der vier alten Weltteile mit mehr Menschenblut gefärbt und zu entsetzlicheren Verbrechen durch Scheinrecht bevollmächtigt als alle Irrlehren des gesamten Heidentums. Deshalb spricht Zschokke von der „heiligen Sache christlicher Toleranz und Milde" und „der Sünde, fremden Glauben anzutasten". Begeisterung oder Enthusiasmus und Meinungswut oder Fanatismus sind ihm darin verschieden, daß in jenem mehr der Geist gewaltig im Seelischen, in diesem aber mehr das Leben mit seinen tierischen Begierden schaltet. Dieser ist ihm in der Seele zuwider und steht ihm dem Wahnsinn gleich; denn er träumt sich, es besser zu verstehen als Gott, und will zu dessen Ehre das vernichten, was von Natur eine Notwendigkeit ist. Ebenso verhaßt ist ihm jedes äußerliche Ändern eines Glaubens ohne Überzeugung und um irdischer Vorteile willen; das ist Lüge und Heuchelei.

Das Verhältnis zwischen Moral und Religion begrenzt Zschokke folgendermaßen. An und für sich sind Religion, insofern sie auf Vergeltung deutet, und Sittlichkeit durchaus nicht so verwandt, daß sie aufeinander wirken sollen. Beide bestehen vielmehr selbständig nebeneinander. Aber beständige Übung der Tugend ohne Aussicht auf Vergeltung verlangen, ist eine zu hohe Forderung. Es ist zu viel verlangt, daß jedermann ohne Furcht, ohne Hoffnung gut handle um des Guten willen; es ist zu viel verlangt vom Geiste, daß er plötzlich erscheine in der Herrlichkeit seiner Stärke, Reinheit und Selbständigkeit ohne Vorübung. Eines anderen Stabes

bedürfen wir Menschen, um dieser hohen Forderung gerecht zu werden. Zwar ist Ausübung der Tugend, welche lediglich in der Hoffnung auf Vergeltung oder aus Furcht vor künftigen Strafen geschieht, nur Frömmigkeit, nicht Freiheit des handelnden Geistes oder Tugend. Aber Frömmigkeit bricht die Ketten der Sinnlichkeit, bereitet schon die Freiheit des Geistes vor, führt zur Tugend und ist insofern als ein Erziehungsmittel der Völker ehrwürdig. Für die Erziehung der unmündigen Menschheit ist die Lehre von der einstigen Übereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseins unentbehrlich, wie für den verwilderten Menschen das Schwert der bürgerlichen Gerechtigkeit Leitungsmittel zu gesetzmäßigem Betragen wird.

Es muß betont werden, daß es falsch wäre anzunehmen, Zschokke setze auf diese Weise den Wert der Religion herab, indem er sie zum Mittel mache. Im Gegenteil hebt er stets die Selbständigkeit beider hervor und läßt sie die Verbindung nur zum Nutzen der Sittlichkeit eingehen. Wie unerreichbar hoch ihm die Religion steht, sagt er immer und immer wieder. Sie ist ihm das Herrlichste des menschlichen Geistes, worin allein sein höchster Adel ruht, die Krone des Geistertums.

> Wo ist der Zweifler, der es sieht,
> Der es nicht fühlt, daß schon
> Auf Erden uns der Himmel blüht
> Durch dich, Religion!

Sie ist im Verein mit dem Streben, sich Gott zu nähern durch Vollkommenheit, das Heiligtum aller Seelen, und ohne ihren Besitz würde der Mensch aufhören, Mensch zu sein. Sie löst uns das Rätsel unseres Lebens und gibt uns den Schlüssel zu dem des Todes. So traurig, zwecklos und eitel uns unsere Tage erscheinen, wenn wir uns selbst überlassen fühlen und ohne die Hand der Religion wandeln, so lichtvoll, planmäßig, hell geordnet erscheint uns das Leben unter den Strahlen der Religion, die darauf fallen. Da wird die Finsternis heiter, die Rätsel lösen sich, die Vergänglichkeit schwindet,

wir sehen uns ewig im Ewigen und nichts mehr als das Werk des Ungefährs, sondern alles als das Werk des großen Weltordners, des Unbegreiflichen, des Allgütigen. Erst durch die Wirkung der Religion wird der Mensch gut durch sein ganzes Wesen, weil er nicht anders kann, weil er eins wird mit Gott. Kann er auch noch irren, so kann er doch nicht mehr böse sein. Durch Religion erworbene Tugenden können nicht ändern, sondern bleiben ewig dieselben, weil unser Gott immer derselbe ist, und weil die Ewigkeit immer dieselbe ist, der wir und unsere Geliebten entgegen gehen. Religiöses Sein ist das wirkliche Geistesleben der Völker, welches ihr Wandeln und Handeln mächtiger regelt als das bürgerliche Gesetz.

Hier ist es an der Zeit, auf Zschokkes Stellungnahme zur geoffenbarten Religion und zu den Glaubensbekenntnissen einzugehen, die im ersten Kapitel bereits angedeutet ist.

Gott hat sich unmittelbar in der Wesenheit unseres Geistes offenbart, er das All und Eine in allem. Kein Sterblicher hat Gott den Sterblichen offenbart; keiner ihnen das Gesetz der Heiligkeit vom Himmel gebracht. Die Stimmen aller Religionsverkünder waren nichts anderes als der Widerhall dieser Gottesstimme oder unmittelbaren Offenbarung, die allen menschlichen Geistern im Innern ihres Wesens zuteil geworden ist, und zwar Widerhall, inmitten irdischer Umgebungen zurückgeworfen, verworrener oder klarer je nach den Bildungsstufen der Völker und Zeiten. Von den Urhebern der frühesten wie der jüngsten Religionen wurde das Wissen vom Göttlichen in der Welt vorausgesetzt. Lehrer und Gesetzgeber des Altertums reinigten nur die rohen Vorstellungen ihres Volkes von jenen Unvollkommenheiten, die ein Erbe aus noch kenntnisärmeren Zeiten waren. Sie läuterten die Begriffe vom Gerechten und Guten. Sie befestigten für allzu sinnliche Zeitgenossen die Ideen vom Übersinnlichen vorsichtig im Boden der Sinnlichkeit. Sie kleideten darum das Unsichtbare in Sichtbares ein, hüllten es in die Pracht feierlicher Gottesdienste, unterstützten das Ganze mit Hoffnungen, Wundern und Schrecken. Nicht für das, was

in jeder sich klargewordenen Vernunft eine selbstgewordene, unerlernte Gewißheit ist, fordern sie Glauben, sondern für das Erlernte und für höhere Einsicht und Würde des Lehrenden, gleichwie man auch von Kindern, die zur Selbstprüfung nicht gereift sind, notwendig Glauben an der Eltern höhere Einsicht und Würde fordert. So darf uns nicht befremden, daß Nationen im Stande unentwickelter Kindheit des Geistes, wenn auch ihr Verstand für irdische Verhältnisse und Bedürfnisse sehr ausgebildet sein mochte, dennoch das Überirdische rein sinnlich und ihre Götter in menschlicher Gestalt dachten. Es darf uns nicht befremden, wenn sie Jehovah, Brama, Buddha, Zerwan, Allah, oder mit welchem Namen sonst die tausend Sprachen der Menschenkinder das Wesen alles Wesenden bezeichnen mögen, wie mit allen Tugenden so mit allen Torheiten, Schwächen und Leidenschaften der Sterblichen begabten, bis dem reiferen Verstande diese Gebilde selbst lächerlich wurden oder doch nicht das Höchste zu sein schienen. Über ihren Göttern sahen Rom und Griechenland noch Höheres walten, — ein Fatum, dem die Götter selbst untergeordnet waren.

Es gibt und kann nur e i n e Religion geben, weil es nur e i n e n Gott, der sich offenbarte, und e i n e menschliche Vernunft geben kann, welcher die Offenbarung geschieht. Aber die unendliche Verschiedenheit der Stufen der Menschen von der niederen groben Sinnlichkeit bis hinauf zur geübten Vernunftstärke, also die Verschiedenheit des Glaubens veranlaßt und wird immer veranlassen die Mannigfaltigkeit der Z u s ä t z e der Religion, welche man oft irrtümlich mit ihr selbst für eins und dasselbe hält und wegen deren man a n e i n e M e h r h e i t d e r R e l i g i o n e n glaubt. Glaubensbekenntnis wie alles kirchliche Wesen sind daher Zschokke nur Menschenwerk, nur die äußere Schale. Glaubenslehren beziehen sich nach seiner Auffassung weniger auf das Verhältnis der Geister zu Gott und Ewigkeit, welches die Religion selbst zum Inhalt hat, als auf das Verhältnis derer, welchen die Religion offenbart ward, zu dem Offenbarer. Sie gehen die Person desselben als Mittler zwischen der Gottheit und

Menschheit an, so wie die Vorstellungen, mit denen man sich das Übersinnliche zu versinnlichen strebt. Noch etwas anderes als Glaubenslehre ist kirchliche Verfassung oder Stellung der Lehrer und Priester zu denen, die belehrt werden sollen. Jeder Lehrer hat durch die Natur seines Geschäfts schon bei denen, die von ihm lernen, eine gewisse Autorität oder muß sie zu haben wünschen. Er sollte sie notwendig der höheren Tugend oder Einsicht danken; es ist aber bequemer, sie durch äußerlichen Pomp oder durch Besitz von Unabhängigkeit und Machtmitteln oder unterstützt vom weltlichen Arm zu gewinnen. Diesem falschen Streben schreibt Zschokke die Entstehung der Theokratie und der Hierarchie zu. Er sieht diese als das Erzeugnis einer unheilvollen Verwechselung der Person oder Tätigkeit der Lehrenden mit der Religion selbst an.

Nur um diesen menschlichen Zusatz und Schmuck, nicht um die Religion selbst ist gestritten worden. Die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse, das Gezänk der streitenden Parteien, die eingeschlichenen Mißbräuche der Kirche sind es auch, die so viele zum Zweifel an der Religion selbst geführt haben und noch führen. Mit den kirchlichen Lehren, die sie mit der Religion selbst verwechseln, wird ihnen diese verdächtig. Wenn sie sehen, wie Stolz und Haß und Eigennutz mehr als Einsicht und Frömmigkeit unter den Fahnen der kriegenden Kirchen stehen, werden sie Zweifler, ohne es zu wissen. Die Gründe, mit denen jede die streitigen Glaubenslehren der anderen angreift, sind immer durchdachter, feiner und wirksamer als diejenigen, mit denen die angefochtenen verteidigt werden. Dies erweckt Argwohn gegen alle Glaubenssätze. Liegt dann der Glaube an Offenbarung, ehemals ihre Stütze, gebrochen da, so versinken sie, zu schwach, sich ohne diese Stütze emporzuhalten, bald in Mutlosigkeit, die sich in irgend eine Art stiller Verzweiflung auflöst. Gott ist ihnen aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehemals sie mit süßem Schauer seine Gegenwart ahnten, sehen sie jetzt tote Reste der sich selbst verzehrenden Natur; sie starren in ein unermeßliches Grab, worin das Schweigen der

Vernichtung liegt und alles umdunkelnde Vergessenheit. Mit blutendem Herzen gedenken sie ihrer früheren Träume, in denen sie trotz ihres Irrtums glücklich waren. Das ist der Zustand vieler Menschen, ja, aller von einiger Bildung, sobald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift sind. Nur wenige ringen sich zur Klarheit durch.

Es wäre indessen verkehrt, aus dem Gesagten zu folgern, daß Zschokke den Glaubensbekenntnissen oder den Lehren der Kirchen unduldsam gegenüberstehe. Er erachtet es naturgemäß für einen höheren und daher erstrebenswerten Standpunkt, einer anderen Offenbarung als der im Geiste nicht zu bedürfen, und preist diejenigen, welche sich aus der Masse der Millionen erheben und das Zeugnis der Natur, den Bürgen in ihrer Brust und das Licht ihres Geistes als Leitstern der Menschheit verstehen, als die Mündigen, die Gottgesandten. Aber er übersieht nicht, daß dies nur wenige sind, und daß die große Masse der Menschen in ewiger Unmündigkeit leben wird, weil sie ihrer Phantasie und ihren Empfindungen zu großen Spielraum gewährt. Dies wird auch immer so bleiben, da die meisten Menschen den größten Teil ihres Lebens körperlicher Arbeit widmen müssen und nur wenigen die Beschäftigung mit den Wissenschaften und die Ausbildung ihres Geistes vergönnt ist. Es kann wohl ein Jahrhundert erscheinen, in dem endlich das Volk die Ergebnisse der Weltweisheit und Naturkunde, die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Erkenntnis als Eigentum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, in dem selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt und entbürdet sinnlichen Gepränges Religion des Volkes ist. Aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die großen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus ersten Quellen unmittelbar schöpfen, sondern sie im Vertrauen auf des Lehrers Weisheit empfangen.

Hiernach erscheint die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse und Kirchenparteien Zschokke sogar notwendig.

Sie ist es, weil es verschiedene Kulturstufen, Schicksale und Ansichten der menschlichen Gesellschaft geben muß. Das liegt im Gesetz der Schöpfung. In wärmeren Gegenden, wo lebhaftere Einbildungskraft und regeres Blut herrscht, hält der Mensch mehr auf Glanz und Pracht; in kälteren Gegenden, wo der Verstand mehr Gewalt übt, fordert er größere Einfalt. Diese Mannigfaltigkeit in den Arten des Glaubens und der Verehrung des Höchsten soll fortbestehen, damit die Freiheit der Geister und Gewissen sich erhebe und eine Kirche die andere wetteifernd zum Fortschreiten im Guten und Besseren reize.

Es ist danach auch völlig verfehlt, in Zschokke einen Feind der Kirche und alles kirchlichen Lebens zu erblicken, eine Ansicht, zu der mancher vielleicht gelangen möchte. „Wenn sich Menschen von einerlei religiösen Vorstellungen und Neigungen,“ so sagt Zschokke, „gesellschaftlich zur Gottesverehrung als Bürger der Ewigkeit und mit dem Blick auf sie vereinigen, entsteht die Kirche.“ Schon aus dem Ernst dieser Worte geht die hohe Schätzung hervor, welche er ihrer Einrichtung angedeihen läßt. Ja, er spricht sogar die Überzeugung aus, daß ohne die gewaltsam gezwungene Einheit der Kirche das Christentum in späteren schrecklichen Jahrhunderten allgemeiner Barbarei zersplittert und gänzlich entartet wäre.

In Übereinstimmung mit den vorstehend wiedergegebenen Ansichten hat Zschokke selbst sich auch keineswegs ferngehalten von dem kirchlichen Leben; dies ersehen wir u. a. daraus, daß er von seinen Mitbürgern mit kirchlichen Aufgaben betraut wurde und z. B. im Jahre 1820 eigens ein Gedicht verfaßte „zur Einweihung der neuerbauten Kirche zu Seengen im Aargau“. Innerlich freilich gehört er selbst nicht einer der bestehenden christlichen Kirchen an, sieht vielmehr, wo Betende vor Gottes Angesicht liegen, in ihnen seine Brüder und kann mit ihnen gleich inbrünstig, zu welcher Kirche sie sich auch bekennen, zum gemeinschaftlichen Allvater beten, sei es im Betsaale der Brüdergemeinden, in den Tempeln

der römisch-katholischen Kirche, in den Moscheen der Rechtgläubigen oder in den Synagogen der Israeliten. Je weniger Prunk und Beiwerk von einer Kirche entfaltet wird, einen desto höheren Standpunkt nimmt sie in seinen Augen ein; denn je ärmer an Reiz und Zerstreuung die Außenwelt, desto kräftiger und freier erhebt sich der Geist über diese zum Geistigen. Der Zauber des Sinnlichen erhebt ihn nicht, sondern zieht ihn zum Sinnlichen abwärts. Er ist der Ansicht, daß die protestantische Kirche durch Vermehrung ihres Ceremoniells und Prunkes sich einen offenbaren Nachteil zufüge. Denn wenn er überhaupt in ihr einen wesentlichen Vorzug vor der katholischen anerkennen soll, so ist es vor allem der, daß jene der ursprünglichen Einfalt der Gottesverehrungen im ersten Christentum näher steht und den ungebildeten Menschen zwingt, mehr auf sein Inneres zurückzugehen als sich ins Äußere zu verlieren.

Es ist hier der geeignete Ort, mit einigen Worten auf Zschokkes Stellung zum Judentum einzugehen. Keiner Ausführung bedarf es nach dem bereits Gesagten, daß er im weitesten Sinne für Duldung auch den Juden gegenüber eintritt und ihre gewöhnlich mit dem eigenen Fluch bei der Kreuzigung Christi gerechtfertigte Unterdrückung scharf tadelt. Aber wenn er auch anerkennt, daß die finstere Glaubenswut der Christen und die ewige Knechtschaft, in der man die Israeliten hielt, nicht weniger zur Verderbtheit des Volkes beigetragen habe, so schreibt er doch die Hauptschuld dem jüdischen Volke selbst zu, welches sich sein unseliges Schicksal selbst zugezogen habe durch halsstarriges Festhalten an Aberglauben und Vorurteil, durch seinen Religionsstolz gegenüber anderen Nationen, durch seine Unreinlichkeit bei allen vorschriftlichen Waschungen, durch seinen Wucher und Betrug, den es gegen die Christen für erlaubt, oft wohl für löblich hielt. So erblickt er, weit entfernt, dies unglückselige, über die ganze Erde zerstreute Volk zu verdammen, in ihm für die anderen Nationen ein warnendes Beispiel von Unduldsamkeit und Aberglauben. Erst von der neueren Zeit, in der mit der besseren Behandlung der Juden Hand in

Hand ihre eigene Aufklärung geht und sie den Aberglauben und den gehässigen Eifergeist ihrer Rabbinen von sich warfen, erwartet er ein Heraustreten des jüdischen Volkes aus seiner Verworfenheit und hofft, daß die Juden mit anderen Menschen wieder menschliche Rechte genießen und Duldung, Ruhe und Vaterland finden werden.

Wie Zschokke die Beobachtung äußerlicher Formen, kirchlicher Gebräuche für notwendig hält, so erscheint ihm auch eine gewisse Übereinstimmung der zu einer Kirche Gehörenden in Meinungen und Lehrbegriffen vorteilhaft und zu gemeinsamer Erbauung wohltätig. Aber darüber darf das Wesen des Christentums nicht vergessen werden, welches keine gelehrte Wissenschaft, kein Inbegriff dunkler Spitzfindigkeiten und unbegreiflicher Lehrsätze ist. Wir haben bereits kennen gelernt, wie Zschokke über die kirchliche Lehre von der Gnadenwahl urteilt, ferner gesehen, daß in seinem System für den Teufelsglauben und eine Hölle ebensowenig Raum ist wie für die Wunder. „Das Wunderbare, welches uns die Evangelien aus dem Leben Jesu melden," sagt sein Sohn Emil Zschokke, „galt ihm als eine heilige Hülle, womit die Vorstellungsweise jener ältesten Christengemeinden den Ideenkern im Leben und in der Lehre des Weisesten aller Gottweisen umkleidet hat." Überhaupt kann darüber kein Zweifel bestehen, wie auch nach dem früher Gesagten ohne weiteres erhellt, daß Zschokke die Bibel als Menschenwerk ansieht. Er spricht von der „mosaischen Sage", den „Hieroglyphen vom Sündenfall Adams" und führt die Entstehung des Buches Hiob auf die Lust des Orients zurück, in der Kühle der Nacht Erzählungen anzuhören oder mitzuteilen, „wenn sie (die Geschichte Hiobs) auch erst vielleicht in den Jahrhunderten Salomons von einem Denker aufgefaßt und in ihrer erhabenen, lehrreichen Einfalt niedergeschrieben sein mag". Es wäre aber ganz verfehlt, daraus zu schließen, daß die Bibel für Zschokke unwichtig, bedeutungslos gewesen sei. Vielmehr bezeugt uns Emil Zschokke, daß sie für den Vater durch sein ganzes nachfolgendes Leben ein großer Wegweiser zur Wahrheit geblieben ist, und daß er sie, was vielen seltsam klingen

mag, jahrelang neben Humboldts Kosmos auf seinem Schreibpulte aufgeschlagen liegen gehabt hat.

Es ist nach dem Gesagten nur folgerichtig, wenn Zschokke verneint, daß weltliche Macht irgendwie zum geistlichen Wirken gehöre, und alle auf Erlangung einer solchen gerichteten Bestrebungen der Kirche entschieden als Ausartung verwirft. Er kommt zu dem Schluß, daß das goldene Zeitalter des Priestertums immer das eiserne der Menschheit gewesen sei. Er meint zwar, daß die Zeiten des Priesterregiments bei vernünftig und mündig gewordenen Nationen vorbei seien. Aber er erblickt bei seiner Umschau in allen Kirchen den nämlichen Priesterstolz, die nämliche Herrschsucht, die um so mehr sich geltend machen, je mehr dem Priestertum der Einfluß auf weltliche Angelegenheiten entrissen wird. Vor allem zuwider ist ihm das Streiten der Kirchen und der Geistlichen untereinander, das sich, wie hervorgehoben, immer nur um das Beiwerk der Religion, nicht um diese selbst dreht und drehen kann, und ihre damit verbundene Unduldsamkeit. Diese hat nach seiner Meinung mehr Unheil in die Welt gebracht als alle Irrlehren des Heidentums.

Es ist erklärlich, daß Zschokke von seinem freien Standpunkt aus in den Priestern, gleichviel welcher Kirche sie angehören mögen, die Gegner seiner Anschauungsweise sieht und sehen muß. Und diese Gegnerschaft haben ihn auch, wie er uns in seiner Selbstschau berichtet, wiederholt in seinem Leben Geistliche der verschiedensten Glaubensparteien und Kirchen fühlen lassen, indem sie seine auf Ausbreitung von Kenntnissen im Volke gerichteten Bestrebungen durchkreuzten und hinderten. Es folgt aus einer Auffassung, wie der vorgeschilderten, von selbst, daß jede Nötigung, fremdem Urteil ohne eigene Prüfung nachzuurteilen, als verwerflich und jeder blinde Gehorsam des Glaubens als Knechtschaft des Geistes, welcher Freiheit zu bewahren das ewige Recht hat, anzusehen ist. In einer solchen Auffassung gestaltet sich naturgemäß die Aufgabe und Stellung des Geistlichen ganz anders als z. B. bei Matthias Claudius. Zschokke erklärt es für einen der törichtsten Einfälle, die Betrachtung

religiöser Gegenstände besonders für eine Amts- und Geschäftssache der Geistlichen und Gottesgelehrten zu halten. Das Sein im Göttlichen ist ihm kein Amt, sondern die Sache jedes unsterblichen Wesens. Natürlich verwirft aber Zschokke keineswegs das Amt als solches, sondern hält es für durchaus richtig, daß diejenigen, welche sich selbst nicht zu einem sie befriedigenden Glauben hindurchringen können, an die berufenen Lehrer und Wegweiser sich wenden, welche den vorzüglichsten Teil ihres Lebens der Prüfung und Erforschung der Religionslehren geweiht haben. Aber solche sind ihm nicht immer diejenigen, welche alle staatlichen und kirchlichen Anforderungen erfüllt haben und nun sich ausschließlich dem geistlichen Berufe widmen, sondern die echten Gottespriester findet er in allen Klassen der wahrhaft Gebildeten zerstreut, auf Thronen und Ratsstühlen, auf Kanzeln und Kathedern, auf Rednerbühnen und Schreibsesseln: es sind die wahren Wohltäter der Menschheit, welche diese allmählich menschlicher zu machen bestrebt sind, welche freudig den Kampf für der Menschheit schönste Güter, für Wahrheit, Tugend, Recht und Freiheit kämpfen, unbekümmert darum, ob ihnen selbst dafür Dornen auf Erden oder Palmen im Himmel wachsen. Das sind ihm die Menschen Gottes, die wahren Christen, welcher Religion sie auch angehören mögen. Von einer so hohen Warte betrachtet, genügen naturgemäß nur wenige von denen, welche das geistliche Amt ausüben, den Anforderungen. Keineswegs richten sich Zschokkes Angriffe gegen das Amt und den Stand des Geistlichen an sich, sondern, wie vorher bezüglich der Kirche überhaupt, nur gegen seine Auswüchse. Das beweisen auch die schönen Worte über den Beruf des Geistlichen, die er an mehreren Stellen seiner Werke einem Prediger in den Mund legt, vor allem aber die Darstellung seiner eigenen kurzen seelsorgerischen Tätigkeit in der Selbstschau und die volle Einwilligung in die Ergreifung des geistlichen Berufes durch seinen Sohn Emil. Der strenge Standpunkt ist erklärlich bei einer Auffassung, welche überall auf das Innere, das Wesen der Dinge zurückgeht und sich in keiner Weise durch äußere Rücksichten beeinflussen läßt.

Das Gebet ist unser Umgang mit Gott und deshalb die feierlichste und größte Verrichtung unseres Lebens, nicht ein irdisches, sondern ein himmlisches Geschäft. Alle Menschen beten; das Gebet ist uns notwendig; denn ein unabweisbares Bedürfnis treibt jeden Menschen, sich mit dem höchsten Wesen zu unterhalten und zu beschäftigen. Wenn weit umher uns alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschließen gegen unsere Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturm des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm Schmerz in der weiten Schöpfung, dann ein Blick auf den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen! Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ist's, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann. So erfüllt sich's, daß das Gebet, wenn es auch keine Wunder wirken und übernatürliche Dinge hervorbringen kann, einen großen, entscheidenden und vorteilhaften Einfluß auf unser und anderer Schicksal hat. Diese Kraft hat es jedoch nur, wenn mit Inbrunst gebetet wird. Ohne diese ist es totes Gewohnheits- und Lippenwerk. Darum eifert Zschokke gegen das Auswendiglernen von Gebetsformeln, welches zur Entweihung des Gebets und der Religion führt. „Christliche Mutter," so mahnt er, „nimm dein Kind zuweilen mit dir in die Einsamkeit. Erzähle ihm erst, wie viel Gutes es und du schon von dem Allergütigsten empfangen, wie viel Gutes ihr noch von ihm zu erwarten habt. Erzähle ihm dies in der einfachen Sprache des Herzens, die zum Herzen dringt. Und hast du nun das weiche Gemüt deines Kindes also vorbereitet, dann falle nieder auf deine Kniee, laß dein Kind neben dir knieen, sprich ihm ein kurzes Gebet, ein Wort zu Gott vor, kein auswendig gelerntes — nein, ein Wort, wie es dir aus der Seele quillt, ein Wort, wie du es aus dem Herzen deines Kindes zu Gott sprechen würdest — das Kind spricht dir nach; es versteht den Sinn des Gebetes, es betet dann gewiß mit kindlicher Inbrunst. Das heißt, ein Kind mit Gott reden lehren!" Aber auch ein Seufzer zu Gott, ein ehrfurchtsvoller Gedanke an ihn ist schon Gebet. Doch sollen wir nicht etwa bloß in der Not

beten und nur darum, daß Gott uns etwas gebe. Das rechte Vertrauen zu Gott betet vielmehr, weil er uns gibt und alles erhält, und läßt seinen Willen geschehen.

Diese Gedanken über das Gebet und seine Kraft sind für Zschokke nicht bloß solche geblieben, sondern in seinem Leben zur Tat geworden. Denn wie uns sein Sohn Emil bezeugt, gab es wohl selten einen frömmeren und erleuchteteren Beter, als er war, und betete er noch als Greis mit derselben Inbrunst, mit der er einst als Jüngling vor Gott gestanden.

Mit einem kurzen Umriß der Stellungnahme Zschokkes zu dem Kloster- und Einsiedlerleben mag dieser Abschnitt über die Kirche geschlossen werden. Er übersieht zwar keineswegs, daß das Klosterleben im Mittelalter eine gewisse Berechtigung hatte, und daß vor allem durch die Klöster manches Gute, namentlich im Dienste der Wissenschaften und Künste gefördert worden ist. Aber dies Lob kommt nicht dem Klosterleben an sich zu. Es kann nicht anders sein, als daß ein so hellblickender Mann, wie Zschokke, dieses von Grund aus verwirft. Alle schwärmerischen Vorstellungen, die ihm aus der Jugendzeit anhängen und die ihn an eine Poesie des Klosterlebens glauben lassen, verschwinden wie mit einem Schlage, als er in höherem Alter Gelegenheit hat, das Klosterleben in seiner Wirklichkeit kennen zu lernen. Er sieht da ein, wie er sich scherzhaft und doch voll tiefen Ernstes ausdrückt, daß die dem Himmel Gewidmeten alles in der Welt zurückgelassen hatten, nur nicht sich selbst samt den Lüsten und Begierden, welche ein engeres, geselligeres Beisammenwohnen oft nichts weniger als erträglich machen. Die Alten und Betagten, im Joch vieljähriger Gewohnheit ersteift, leben im einförmigen Tagewerk klösterlicher Übungen ihr stilles, starres Pflanzenleben. Die jüngeren aber bekümmern sich neben den Erquickungen, welche auch den frömmsten Seelen allenfalls Küche und Keller bieten, mehr um die Welt, als wohl sein soll. Ernsthaftes, tüchtiges Streben zum Wohle der Menschen findet er nicht, wenn er auch keineswegs leugnet, daß einzelne würdige und hochachtbare Männer sich unter

den Brüdern befinden. So sieht er im ganzen die Klöster für eine in der heutigen Zeit schädliche Einrichtung an und tritt energisch für ihre Beseitigung ein. Höchstens will er sie unter der Bedingung aufrecht erhalten wissen, daß sie ihr Vermögen zur Begründung von Anstalten verwenden, welche gemeinnützigen Zwecken dienen, wie Bildungsschulen u. dergl. Weit schärferen Tadel als für das Klosterleben, welches er als überlebte Einrichtung meist mit einer gewissen überlegenen Ironie abtut, hat er für das Einsiedlerleben sowie alle Kasteiungen und Bußübungen, wie Fasten, Geißelungen und Entbehrungen aller Art. Diese erklärt er für eine Versäumnis der der menschlichen Gesellschaft schuldigen Pflichten, für ein Verstoßen gegen das Gebot Gottes, der uns den Leib, dieses Heiligtum, diesen Tempel Gottes als das Pfund gab, mit dem wir zum Wohle der Menschheit wuchern sollen. Ein solches Handeln sei nicht Religiosität, sondern ihre Vernichtung, nicht Andacht, sondern Schwärmerei, nicht ein Leben im Herrn, sondern ein Selbstmord aus unseligem Mißverständnis der Worte Jesu. —

Aber, wird man fragen, was ist denn nun eigentlich Zschokkes religiöser Standpunkt, wenn er innerlich keiner einzigen der bestehenden Religionsparteien angehört? Unmöglich kann er sich doch für sein religiöses Leben mit der Feststellung vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes begnügen! Welches ist denn nun seine besondere Vorstellungsart, sein Glaube? Es wäre in der Tat traurig, wenn ein Mann wie Zschokke, der, wie selten ein Mensch, sein ganzes Leben der Betrachtung des göttlichen Alls gewidmet und diese für die edelste und unentbehrlichste Aufgabe des menschlichen Geistes erklärt hat, in dieser Beziehung zu einem so ungenügenden Ergebnis gelangt wäre. Dies anzunehmen, wäre aber auch völlig verkehrt. Wenn wir genauer hinsehen, so liegt sein Standpunkt in dem bisher Gesagten schon ausgebreitet vor unseren Blicken, und es bedarf nur eines kurzen zusammenfassenden Hinweises, um ihn klar hervortreten zu lassen.

Am vollendetsten entspricht seiner Vorstellung, zu der er

auf dem geschilderten Wege gelangt, die reine Lehre Christi. Sie stellt ihm die Selbstoffenbarung Gottes im menschlichen Geiste in einer Weise dar, welche trotz weiterer wissenschaftlicher Ergebnisse eine höhere Stufe nicht zuläßt. Durch sie wurde jene Selbstoffenbarung, die sich den Sterblichen lange Zeit in ungewissen Ahnungen kündete, zum reinen, lichten Bewußtsein erhoben, und zwar in einer bewundernswürdigen Reinheit und Vollendung, wie sie vor und nach Christus kein anderer der Welt gab.

In dem Kern der Lehre Christi findet er die allgültige, wahre Religion. Abgeschält muß von den hohen Gedanken Jesu werden ihre orientalische Einkleidung und das, was lediglich des Sprachgebrauchs des jüdischen Volkes wegen von ihm hinzugefügt worden ist; denn Christus lebte und lehrte, wie es nicht anders möglich war, den Nationalvorurteilen, Sitten, bildlichen Redensarten und Religionsübungen der Israeliten angemessen. So taten auch nach ihm die Apostel und Evangelisten. Aber sie bildeten sich wohl schwerlich ein, daß man ihre kurzen Umrisse von den Lebensschicksalen Jesu oder ihre Privatbriefe und Sendschreiben an einzelne Gemeinden nach einigen tausend Jahren wie Heiligtümer behandeln werde, worin jedes Wort eine unverletzliche Wahrheit enthalte. Doch in allzu frommgläubiger Ehrfurcht hielten die Christen späterer Jahrhunderte oder vielmehr ihre Lehrer nicht nur am wesentlichen Inhalt jener kleinen Schriften treulich, sondern auch an jedem Wort und Buchstaben derselben fest. Man hielt fest, obschon man bestimmt wußte, daß durch Abschriften und Einschaltungen der ursprüngliche Text ungleich geworden war und der eigentliche Sinn mancher Ausdrücke sich in der großen Zwischenzeit oft geändert, zum Teil verloren hatte. Auf solche Weise ward ein Christentum verbreitet, welches mit veraltetem Judentum, zum Teil mit Zusätzen volkstümlichen Heidentums durchflochten ist. Alle diese menschlichen Zusätze, auf denen auch die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse zum großen Teil beruht, müssen abgetrennt werden, ebenso wie alle dadurch entstandenen Dogmen.

Scheidet man dies alles aus, so bleibt als Lehre Christi nichts, was uns nicht auch die Vernunft lehrte, oder wie Christus auch selbst sagte, eine Wahrheit, welche jeder erkennen kann, weil sie schon in jedem Geiste von Gott gegeben wohnt und ihn von den Fesseln des Tiertums frei macht. Ihre Hauptsumme ist: Es ist ein allwaltender, allgegenwärtiger, unsichtbarer Gott, ein höchster Geist. Er ist der Vater des Wesenalls; in ihm leben und weben und sind wir; wir seine Kinder, ewig mit ihm im göttlichen Vaterhause, wo der Wohnungen viele sind, und jeder empfängt und wird, was er durch Selbstheiligung geworden. Das Höchste der Gebote Christi zur Selbstheiligung ist aber: Liebe Gott über alles, den Nächsten als dich selbst, oder: was du willst, das dir andere tun sollen, das tue ihnen auch. Dies ist der heilige Grund aller Pflichten der Gerechtigkeit und Güte.

Diese Offenbarung stellte Jesus Christus in ihrem reinsten Glanze dar. Sie ist darum das Vollendetste und Heiligste, weil sie ebenso sehr mit den innersten Ordnungen der Natur wie mit den ewigen Gesetzen der Geisterwelt im Einklang steht, durch keine menschliche Kunst und Weisheit, Gesetzgebung und Staatsverfassung verbessert werden kann, sondern vielmehr, alles vergöttlichend, die Ansichten der Weisen, der Gesetzgeber, Sittenlehrer und Staatenordner veredelt. Denn sie ist an sich wahrhafte Geisteserleuchtung, Geisteserregung, Geistesstärkung. Sie ist Urstamm und Wurzel aller Religionen — das Höchste und Heiligste, das allen zu Grunde liegt. Sie durchdringt daher mit den Urbildern des Vollkommenen und mit der Sehnsucht zu ihm. Sie reizt daher zum Anbau der Wissenschaften. Diese hinwieder, dankbar zurückwirkend, befreien die Lehre des Göttlichen von menschlichen Verunstaltungen, von Erfindungen der Unwissenheit, Schwärmerei und priesterlichen Herrschsucht. Über diese Lehre ist auch niemals Streit geführt worden. Sie ist, wie aller Vernunft höchste Blüte, so der innerste Kern allen Kirchentums, nicht nur bei Katholiken und Reformierten, Lutheranern und Seperatisten aller Art, sondern auch bei Türken und Juden.

Die praktische, moralische Lehre des Christentums ist es

also vor allem, welche Zschokke sich zu eigen macht; sie führt er überall in dem ernsten, erhabenen Sinne ihres Stifters streng durch, wie wir schon oben im einzelnen kennen gelernt haben.

Der positive Teil der christlichen Lehre dagegen ist nach Zschokke nur ein für uns Sterbliche dem Übersinnlichen umgeworfener Schleier. Der Geist des weisesten Denkers auf Erden bleibt unvermögend, sich in den Höhen des Unbedingten und Unendlichen, wo das All in Eins und das Eins in das All verrinnt, lange zu bewahren. Ihn zieht sein Irdisches aus dem Reich des Überirdischen in den Staub des Lebens, aus dem Unendlichen in das Endliche, Begrenzte stets wieder zurück. Er betet wieder als Kind und gern vom Erdstern empor durch die Sternenreihe des Himmels. Er bedarf zu den reinen Ideen im Religiösen gleichsam eines sinnlichen Seins derselben, wie er zur Verbindung mit der Welt eines Leibes vonnöten hat. Da wird das Höchste aller Wesen ein Vater dieser Wesen; es wird die Natur sein Wort zu uns; das Schicksal seine liebende, leitende Hand. Da sind die Mitglieder des Menschengeschlechts, die Bekenner jedes Glaubens Mitglieder einer einzigen Gottesfamilie, Brüder und Schwestern; wir sind alle göttlichen Geschlechts. Da ist das allgegenwärtige All des Vorhandenen unser Vaterhaus, und im Hause unseres Vaters sind viele Wohnungen. Da sehen wir im Wandel Jesu die Erreichbarkeit eines Gottähnlichwerdens und in dieser Selbstheiligung der Geister die Würde des Menschentums mit seiner ewigen Bestimmung.

Schon hieraus folgt, daß Zschokke keineswegs den positiven Teil der christlichen Lehre für entbehrlich erachtet. Deutlicher noch ergibt sich sein Standpunkt hierzu aus seiner Anschauung über die Person und Sendung Christi, welche wir sogleich zu schildern haben werden.

Zwar hat Christus selbst wenig über seine Persönlichkeit gesprochen. Mehr schon sprachen seine Jünger und die Evangelisten davon, und zwar alle mehr oder weniger verschieden, je nachdem sie seine Äußerungen aufgefaßt oder

dem Ideenkreise derer, für die sie schrieben, angepaßt hatten, alle mit dem Zweck, durch Schilderung der Würde und Herrlichkeit des von Gott in die Welt Gesandten seinem Worte Glauben zu erwerben. Mehr noch als die Jünger wußten die späteren Verkünder des Evangeliums, die Ausleger der Worte der Apostel über die Persönlichkeit Christi, über die verschiedenen Naturen in ihr, sogar über Naturen und Personen in Gott selbst zu sagen. Darüber ward das Christentum selbst nur zu oft zur Nebensache. Wenn Zschokke sich auch, wie bei seinem Standpunkt nicht anders zu erwarten, gegenüber der kirchlichen Lehre von der Gottessohnschaft Christi ablehnend verhält und die einzelnen Vorgänge im Leben Christi auf natürliche Weise erklärt, so sieht er doch in seinem Erscheinen auf Erden „Gottes Finger" und in seinen Lehren die Lehre und Offenbarung Gottes. Denn es erscheint ihm geradezu als ein Wunder — wenn auch nicht als ein solches im Sinne des wundersüchtigen und wundergläubigen Volkes, sondern in dem viel höheren, erst unserer Zeit verständlichen und für alle Zeiten verbleibenden Sinne, aus dem heraus wir schon im Weben und Wirken der Natur wie im wunderweisen Lenken und Ordnen des Schicksals im Geistertum Wunder erblicken — daß, während alle erleuchteten und tugendhaften Weisen des Altertums, ein Sokrates, Moses, Zoroaster und wie alle heißen mögen, nur für *ihr* Zeitalter und Volk eine gültige, unwiderlegbare Lehre aufstellten, Christus das Licht *nicht seines* Zeitalters, sondern *aller* Zeitalter, *nicht seines* Volkes, sondern *der Menschheit* ward. Aller jener weisen Männer Ideen und bewunderungswürdige Vernunftträume von göttlichen Dingen, welche wir auch heute noch mit Ehrfurcht kennen lernen, sind für das heutige Zeitalter nicht mehr das Höchste, das Gültige, da wir von höheren Standpunkten der Wissenschaft und Naturkenntnis ihre Fehlschlüsse nachweisen. Wer weist aber selbst heute in der *Lehre* Christi von göttlichen Dingen Irrtümer und Fehlschlüsse nach, wenn sie nicht erst durch spätere Mißverständnisse und Auslegungen hineingetragen worden sind? Alle jene Männer erscheinen dem Beobachter nur als Vorgänger Christi, die

ihm den Weg bereiten; Christus dagegen ist der Vorläufer keines Weiseren geworden. Diese Tatsache bleibt unumstößlich, wenn man auch alles von Menschen über die Person und das Leben Christi Hinzugefügte fortnimmt. Es gibt nicht zwanzig, dreißig Christentümer, sondern nur ein einziges Christentum, und dieses ist die wahre Weltreligion; dies ist sie, weil sie göttlichen Ursprungs, geläuterte Selbstoffenbarung der Gottheit im Wesen aller menschlichen Geister ist.

Die durch Christus geschehene Enthüllung der Gottesoffenbarung, seine Lehre, welche Stamm und Wurzel aller Religionen in der Welt ist, bezeugt, daß, wie in jedem Geiste Göttliches wohnt, in Christus eine Fülle des Göttlichen war, und deshalb wird Christus mit Recht Gottes Sohn genannt. Wem aber diese Urkunde der göttlichen Sendung Christi nicht genügt, der findet sie in den Urkunden der Weltgeschichte, in der weltordnenden Gewalt über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts. Dieser Gedanke wird in dem „Christus" überschriebenen Kapitel des zweiten Teils der „Selbstschau" in vollendeter Weise ausgeführt. Zschokke schildert, wie Christus gerade zur rechten Zeit auf Erden erschien, „als die Zeit erfüllt war" d. h. als alle Vorbedingungen zur Verbreitung seiner Lehre gegeben waren, und ebenso am rechten Ort d. h. in einem Volke, das bereits genügend herangebildet war. Ferner wird dargestellt, in wie wunderbarer, die Hand Gottes verratender Weise Christi Lehre nach seinem Tode weiter ausgebreitet wurde, wie, als die Funken überall still glommen, die Völkerwanderung einsetzte und jene überallhin trug, wie ferner durch die Verpflanzung des Christuswortes zugleich mit den Resten der alten Kultur auf den empfänglicheren Boden des Nordens eine Verinnerlichung des religiösen Lebens und ein besseres Verständnis der Lehre Christi herbeigeführt wurde. Und als abermals die Zeit erfüllt war, die Kraft des Schießpulvers die Felsenburgen zwingherrlichen Rittertums sprengte und, eine Folge des Zeitalters der Entdeckungen, der Verkehr der Nationen eine Erweiterung erfuhr, da scholl das Jesuswort über die

Meere hinaus in die Wildnisse Amerikas und Australiens. Bald schüttete Gutenbergs Werkzeug die Schätze des Gotteswortes in die Tiefen des Volkes, und nun erst strömte, indem jenes ein Sprachrohr der Geister zu Geistern ward, der Geistesreichtum, welchen Christus gegeben, nicht nur in das Leben anderer Weltteile über, sondern durchdrang stetig mehr und mehr alles Lebendige. So ist das Senfkorn, ausgesäet an den Ufern des Jordans, emporgewachsen zum jugendlichen Baume, wie der es vorausgesagt hat, der es säete.

Wiewohl Zschokke nicht umhin kann, bedauernd zu gestehen, daß die Religion, welche Jesus lehrte, nach achtzehn Jahrhunderten kaum noch von drittehalbhundert Millionen Sterblicher angenommen ist, während deren bei tausend Millionen heute (d. h. zu Zschokkes Zeit) auf Erden wohnen, so ist er doch felsenfest davon überzeugt, daß sie dereinst die Religion aller sein wird; denn sie ist in ihrer urheitlichen Reinheit dazu bestimmt, Weltreligion, Kleinod aller vernünftigen Wesen zu werden, unabhängig von den verschiedenen Klimaten, Regierungsformen und Gesittungsstufen der Nationen. Aber nur in ihrer ursprünglichen Reinheit, im hellsten Einklang mit dem Gottesgesetz der Vernunft und Natur, des Geisterreichs und des Weltalls kann sie es werden.

Zwar die Möglichkeit einer allgemeinen Religionsvereinigung, der Bildung einer einzigen Kirche hält er überhaupt für bedenklich, jedenfalls aber in unseren Tagen noch für einen zwar schönen, doch vergeblichen Traum, und weist darauf hin, daß alle Pläne, eine solche zu bewirken, bisher ergebnislos verlaufen seien. Dagegen hält er es für wohl möglich, daß sich alle diejenigen Gleichgesinnten zu einer Glaubens- und Kirchenpartei vereinigen, denen bei aller Ehrfurcht vor dem Göttlichen und bei aller Liebe für das Heilige auf der Stufe ihrer höheren Geistes- und Gemütsbildung das nicht mehr zusagt, was der Katechismus der Protestanten oder der Begriff der römischen Kirche zu glauben verlangt, welche vielmehr die edle Einfalt der Religion Jesu, abgeschieden vom Wust später aus Parteizank oder exegetischen

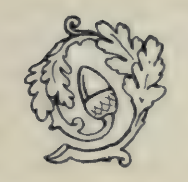
Mißverständnissen entsprungener Dogmen, wiederhergestellt zu sehen wünschen. „Man denke sich“ — so ruft er aus — „diese gebildeten Christen aus allen Kirchen Europas, Katholiken, Griechen, Protestanten, vereint zu einer rein christlichen Kirche, wo sie nicht mehr von Dogmen, Satzungen und Gebräuchen geschieden werden, die sie mißbilligen, obschon sie sich ihnen, um nicht anstößig zu sein, nicht entziehen mögen. Man denke sich diese alle, frei vom Einflusse fremder und menschlicher Autorität, nur in dem verbunden, was Christus gelehrt hat, ohne alle Rücksicht auf späteren Zusatz streitseliger, scholastischer oder mystischer Theologen. Man denke sie sich durch Übereinkunft von Land zu Land oder durch eine allgemeine Kirchenversammlung über Form und Feierlichkeit ihrer öffentlichen Gottesverehrung sowie über Gebrauch der heiligen Handlungen bei Taufe, Nachtmahl, Vermählung und Grab einverstanden. Wer wird zweifeln, daß diese Kirche nicht in wenigen Jahren eine unzählige Menge Genossen und Bekenner haben und eine recht heilige Gemeinschaft von Christusjüngern bilden werde? Schon besteht diese Gemeinschaft, aber unsichtbar und zerstreut; ihr mangelt kirchliche Gestaltung zu einem großen Ganzen.“ Er erachtet es keineswegs für zweifelhaft, daß das Erstehen dieser Kirche nicht wenig zur Beförderung der Religiosität unter den europäischen Völkern wirken würde. Denn eben das Unbefriedigende, was die alten Kirchen in Lehrsätzen, Bräuchen und Verfassungen für gebildetere Christen haben, stoße diese nicht selten von der Teilnahme am üblichen Gottesdienste zurück und flöße ihnen Gleichgültigkeit gegen diesen, wahrlich nicht gegen die Christusreligion ein. Es herrsche mehr religiöser Sinn im Volke, zumal in den gebildeteren Klassen, als die herben Eiferer vermuteten, welche alle diejenigen als Atheisten verschreien, die ihre Dogmen für sich nicht annehmen wollen, und welche nicht eingestehen wollen, es könne auch andere geben, von denen sie in Würdigkeit und Größe religiöser Vorstellungen übertroffen werden.

Mit jenem Hinweise auf das Bestehen einer solchen Gemeinschaft Gleichgesinnter ohne kirchliche Gestaltung deutet

Zschokke nach unserer Auffassung auch auf das Freimaurertum hin, dem er eine wahrhaft ideale Aufgabe und Bedeutung beimißt. Er tadelt zwar streng, daß dieses vielfach nur in Äußerlichkeiten bestehe, und verkennt nicht, daß sich unter den Freimaurern viele befinden, die diesen Namen in der tiefen Bedeutung, welche er zu Grunde legt, in keiner Beziehung verdienen, und daß andererseits viele in seinem Sinne Freimaurer seien, die keiner Loge angehören. Aber, richtig aufgefaßt, ist ihm das Maurertum das höchstgedachte ideale Verhältnis der Sterblichen unter sich selbst im Wechsel des Vergänglichen als menschliche Gesellschaft. Seine Idee, sein Zweck ist Wiederherstellung des Urverhältnisses der Sterblichen zu sich selbst, Verbrüderung aller unserer Geschlechtsgenossen ohne Rücksicht auf Vaterland, Nationalreligion, Menschenrassen, Wiederanknüpfung der heiligen Bande, die durch Vorurteile, Leidenschaften und Wirkungen aller Art der tierischen Menschennatur zerrissen waren. Freilich davon ist er weit entfernt, das Maurertum der Kirche oder Religion gleichzustellen. Während die Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott und Ewigkeit und die Kirche die gesellschaftliche Vereinigung von Menschen mit gleichen religiösen Vorstellungen und Neigungen zur Gottesverehrung ist, betrifft das Maurertum nur das Verhältnis der Menschen zueinander, also ein endliches für dieses Leben, und ist es die gesellschaftliche Vereinigung von Menschen zu dem Zweck, ihr Ideal von der Verbrüderung aller Sterblichen in der Wirklichkeit darzustellen, wäre es auch nur für vorübergehende Augenblicke. Es steht als Mittelglied zwischen Staat und Kirche, als fehlender Ring in der zerbrochenen Kette beider, der beide, aber in erhabenerem Sinne, wieder zu der einzigen und ganzen machen soll. Das Maurertum und die Loge sind also nicht dasselbe wie Religion und Kirche, wohl aber verwandt mit ihnen.

Weil ihm Ausbreitung des Christentums — nicht bloß christlicher Kirchengebräuche — Ausbreitung der Aufklärung, der Gesittung, der Geistesfreiheit ist, so kann man nach seiner Ansicht nicht Freund der Menschheit, nicht Freund seiner

eigenen Vernunft sein, ohne die Erweiterung des alles verklärenden Gottesreiches zu wollen und mit Entzücken die Veredlung unseres Geschlechts unter allen Himmelsgürteln zu sehen. Eifrig tritt er deshalb für die Heidenmission ein. Nichts Würdigeres können wir Menschen unserer Bestimmung gemäß auf Erden verrichten als gleich Christo und durch sein Wort die vom Irrtum gefesselten Geister befreien und Gott näher bringen; es soll die Wollust aller mündigeren Geister sein, die unmündigeren emporzuheben. Man sieht, er faßt die Aufgabe der Mission in einem anderen, tieferen Sinne auf, als sie gewöhnlich geübt wird. Aber er hat doch auch Worte warmer Anerkennung für diejenigen, welche, von dieser weniger tiefen Auffassung ausgehend, ihr Leben mutig einsetzen für die Verbreitung der Lehre Christi auf Erden.



VI.

Das Wahre.

Wie sich in Zschokke auf der Höhe seines Lebens zufolge seiner Individualität, seiner Lebenserfahrungen und Schicksale das Wahre abspiegelte, haben wir im ersten Kapitel kennen gelernt. Es ist auch bereits hervorgehoben worden, daß Zschokke keineswegs den Anspruch macht, das Allein-Wahre gefunden zu haben. Nach seiner Auffassung wird eben, wie wir gesehen haben, das Wahre im Irdischen zur einzelnen Wahrheit und spiegelt es sich in den einzelnen Menschen je nach der Verschiedenheit der ihnen verliehenen Gaben und ihres Schicksals verschieden wider. Weil ferner unser Erkenntnisvermögen nicht tief in das Innere des Alls einzudringen vermag, gibt es auf Erden nicht eine volle, ganze Wahrheit. Aber es wäre verfehlt, daraus zu schließen, daß es eine absolute Wahrheit überhaupt nicht gebe. Wie das eines absoluten Sittengesetzes, so stellt Zschokke auch das Vorhandensein einer absoluten Wahrheit fest. Er hält es für durchaus verwerflich, den innern Wert der Wahrheit nach dem Maßstabe des Nützlichen und Schädlichen zu würdigen, und meint, die Wahrheit solle sich nicht nach der Welt, sondern die Welt nach der Wahrheit richten. Von dem einstigen Siege der Wahrheit im menschlichen Geiste auf Erden ist er fest überzeugt. Zwar wird sie durch vorübergehende Irrtümer verdunkelt; aber die Wahrheit bleibt ewig geschieden

vom Irrtum. Sie tritt zu ihrer Zeit nur desto majestätischer hinter den trüben Nebeln der Unwissenheit wieder hervor. Zwar kann Menschengewalt vieles wirken; sie kann mit Schrecken die Zungen fesseln, daß sie die Wahrheit nicht aussprechen, kann sie wie todeswürdig verdammen. Aber sie lebt, auch wenn die Lippen stumm sind, in der Brust der Edlen. Die Zungen können durch Gewalt gebunden werden, aber Geister nicht. Frei im Reiche seiner Gedanken verspottet der Geist die Ohnmacht der Sterblichen. Frei wirkend kann der menschliche Geist gemäß seinem Gesetztum nicht anders als Wahrheit fordern. Wie der menschliche Leib durch die ihm dargereichten Nahrungsmittel je nach ihrer Beschaffenheit gesunden oder erkranken muß, so ist auch des menschlichen Geistes gesunder Zustand vorzüglich von der Nahrung abhängig, die ihm zuteil wird. Seine Speise aber sind Kenntnisse, durch Lehre, Erziehung und Erfahrung gegeben.

Hieraus ergibt sich wiederum die Richtigkeit der bereits oben getroffenen Feststellung, daß die Lehre Zschokkes durchaus optimistisch ist. Für ihn wird die Welt nicht immer schlechter, wie uns manche glauben machen wollen, sondern schreitet, natürlich nicht von Tag zu Tag und ununterbrochen, wohl aber im großen Ganzen rüstig auf dem Wege zur Vollendung vorwärts. Dieses Fortschreiten des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit zur Vollendung ist, wie schon mehrfach hervorgehoben, geradezu ein Angelpunkt seiner gesamten Weltanschauung, mit dem diese steht und fällt. Eifrig und zugleich mit derbem Humor bekämpft und verspottet er die weit verbreitete, aber verfehlte Lehre von „der guten alten Zeit“. Er erinnert immer wieder daran, daß die Zeit an und für sich weder gut noch böse, vielmehr der Mensch es sei, der sie gut oder böse mache, und zeigt, wie unsinnig jene Ansicht sei. Denn wäre wirklich die Welt alle Tage seit Jahrhunderten schlimmer geworden, so müßte sie heutigen Tages schon ganz voller Schelmen, Mörder und Bösewichter sein. Mit einer solchen Auffassung sage man nichts anderes, als daß das heilige Amt der Prediger und Lehrer sehr unnütz sei, welche doch seit Jahrhunderten durch Predigten und Ge-

bete, Bitten und Ermahnungen an der Besserung der Menschen arbeiteten. Für ihn ist nicht das, was schon längeren Bestand hat, das Alte und Ehrwürdige, sondern allein das Wahre und Ewige.

> Das Alte ist — und das ist klar,
> So sehr es euch auch wundert,
> Nicht, was gar schön und zierlich war
> Im vorigen Jahrhundert;
> Nein, daß ihr Narren nur es wißt:
> Alt ist allein, was ewig ist,
> Das Ew'ge bleibt beim Alten.
> Und ewig ist der Wahrheit Licht,
> Ihr könnt es nicht verlöschen;
> Der Hokuspokus hilft euch nicht,
> Als leeres Stroh zu dreschen.
> Umsonst erklärt er den Verstand
> Für Überfluß und Kontreband,
> Es bleibt, trotz euch, beim Alten.

Zschokke ist deshalb weit entfernt, wie viele es tun, die Ausbreitung von Kenntnissen und Wissenschaft im weitesten Sinne, kurz die Aufklärung zu fürchten als die Ursache der Vernichtung von Glauben und staatlicher Autorität. „Ach, die Kurzsichtigen," so ruft er aus, „welche sich einbilden, die Weltregierung besser zu verstehen als der allweise Gott, der alles so und nicht anders ordnet! Sie möchten dem gewaltig forteilenden Schicksale in die Speichen der Räder fallen und sie in ihrem ewigen Laufe hemmen!" Vielmehr erblickt er gerade in der Aufklärung der Menschheit die Quelle der Vertiefung und richtigen Gestaltung des Glaubens wie überhaupt der gesamten Welt- und Lebensanschauung.

Freilich ist ihm bloße Ansammlung von Kenntnissen, die wir nur für irdische Zwecke verwerten können, wie hoch er sie schätzt, noch keineswegs gleichbedeutend mit Ausbildung des Geistes. Und er verkennt auch nicht, daß es eine falsche Art der Aufklärung gibt, welche dem Pöbel Scheingründe zu ungerechten Handlungen und Ausschweifungen gibt, welche

mit keckem Trotz und Übermut ehrwürdige Heiligtümer zertrümmert, Altäre entweiht und den Thronen die Ehrfurcht frommer Untertanen versagt. Allein dies ist nur eine sogenannte, keine wahre Aufklärung; hier wird nur ihr Name von Verbrechern gemißbraucht. Wie niemand deswegen ein Feind der Religion werden wird, weil in ihrem Namen schon viele Grausamkeiten verübt worden sind, so gibt auch jener Mißbrauch niemandem das Recht, die Aufklärung anzuklagen.

Aufklärung ist ihm nichts anderes als Erleuchtung des Verstandes durch Wahrheiten. Daraus folgt ohne weiteres, daß als Wahrheit nur anzusehen ist, was mit dem Heiligkeitsgesetze in unserm Innern in Einklang steht. Das Streben nach dem Wahren muß daher mit dem nach dem Heiligen Hand in Hand gehen, und so fällt schließlich beides zusammen in dem Streben nach Vollkommenheit.

Hier verschwimmen Vernunft und Glaube (oder Religion) ineinander, die zweierlei Wahrheit, welche es gibt, die der Erkenntnis und die des Seins. Die Wahrheit der Erkenntnis ist die philosophische, die des Seins die christliche. Erkenntnis aber ist nur ein Teil des Seins und Lebens, philosophische Weisheit nur ein Teil der Jesusweisheit. Christliche Wahrheit dagegen umfängt und durchdringt das ganze Sein, ist das wahre Dasein selbst. Der Mensch hienieden ist nicht bloß ein Anschauendes, ein Erkennendes, er ist ein vielartiges Leben, das Centrum seines Lebens das Gemüt. Da hervor, da zusammen gehen seine Kräfte insgesamt, wie Strahlen einer geistigen Sonne: die Erkenntnis und der Wille, die Empfindung und Erinnerung, der Gedanke an die Lust. Wahrheit ist in jedem einzelnen von diesem, aber das Leben ist in aller Gesamtheit. Die Wahrheit ist eine Frucht des Lebens; aber das Leben ist Wurzel, Stamm und Verzweigung selbst von allem. Haben wir nur die Wahrheit allein, so sind wir in einer unnatürlichen Stellung, weil wir nur in einem Teile von uns da sind, in allem unseren Übrigen aber tot. Erst durch den Glauben, durch

die Religion genesen wir zu einem ganzen, vollen Leben; erst durch sie kommen Erkenntnis und Wille, Empfindung und Erinnerung, die schöpferische Einbildungskraft und die bewahrende Gedächtniskraft, das Erste und Letzte, das Höchste und Tiefste in uns zum Wohllaut und Einklang. Erst durch sie leben wir. Da verklärt das Geistige unser Irdisches und wird das Irdische die goldene Schale der geistigen Perle. Da hören alle Widersprüche in uns auf und ist die Vollendung der Menschheit.

So werden schließlich für Zschokke Erkenntnis der Wahrheit und Glaube eins, und so ist ihm das Christentum, wie das Heilige, so auch das Wahre. Und deshalb ist für ihn alles Religionstat, was die Sterblichen über das Tiertum zu ihrer eigentlichen Würde emporhebt und sie näher zum Göttlichen führt.

In diesem Sinne haben wir das so gemißbrauchte Wort „Aufklärung" bei Zschokke zu verstehen. Sie ist ihm Naturnotwendigkeit, göttliches Wirken, und deshalb erscheint ihm, nachdem sie einmal angebrochen ist, ein Kampf gegen sie ebenso töricht wie vergeblich. Wenn sich alle Völker und Könige auf dem ganzen Erdboden zu diesem Kampfe vereinigten, so wäre es auch damit nicht abgetan. Sie müßten jede Wissenschaft, sogar die Wappenkunde und Wasserbaukunst zu lehren verbieten. Denn würde auch nur eine einzige noch in den Schulen getrieben, so würden alle anderen Erkenntnisse wieder daraus hervorwuchern, weil es nur eine einzige Wissenschaft gibt und alles übrige nur Teil der allgemeinen Aufklärung ist. Ja, sie müßten Todesstrafe auf jeden neuen Gedanken setzen. Denn eine einzige neue Wahrheit, die in die Welt kommt, ändert die Gestalt der gesamten Menschheit. Daß Tubalkain erfand, das Eisen zu schmieden, ist die Ursache, daß wir heute Schiffsflotten haben, Kaffee trinken, Verse schreiben, Perrücken tragen und den Lauf der Gestirne berechnen. Können wir also den Gang der Weltgeschichte nicht hemmen, können wir nicht das menschliche Geschlecht in die alte Barbarei versteinern, daß es bleibe, wie

es jetzt steht, so müssen wir wohl der ewigen Notwendigkeit ein wenig nachgeben, so müssen wir wohl die sämtlichen Einrichtungen der Väter, ihre Verfassungen, Anstalten und Stiftungen nach den erweiterten Bedürfnissen und Begriffen der Nachkommen abändern. Das Kleid, welches dem Kinde angemessen worden war, kann der Jüngling und Mann nicht tragen. Er ist gewachsen. Er wird es sprengen, weil es ihm zu eng geworden, und nackt da stehen ohne Gewand (nämlich ohne Gesetz, Verfassung und Kirche), weil man ihm das Gewand nicht nach dem Leibe zugerichtet hat, sondern den Leib nach dem Kleide zusammenpressen wollte. Zschokke mahnt, sich nicht irre machen zu lassen durch den Eigensinn der Dichter und die Launen der Philosophen, welche in der Bildung der Völker nur einen Zuwachs des Übels erblicken und, da in der wirklichen Welt nichts ihren Idealen allgemeiner Glückseligkeit entspricht, diese in die Tage der Vorwelt oder einer besseren Nachwelt verpflanzen, Tage, die niemand erlebt hat und niemand erleben wird. Und er rät, ihnen doch Hütten unter den Irokesen oder Finnländern, unter den irrenden Tartaren oder den Algeriern und Marokkanern zu bauen und abzuwarten, ob sie dann ihr Los rühmen werden. Er seinerseits erwartet von der Ausbreitung der Aufklärung die schönsten Früchte; denn nichts ist klein, was tief und allgemein ins Geisterleben eingreift. Das bleibt und gestaltet die Welt um. Der Geist ist alles; er bricht und baut die toten Formen, welche der Blödsinn für wirkliche Welt ansieht. Begeistert und prophetisch ruft er aus: „Man denke nur den einzigen Gedanken: die Massen der Völker werden hell! und man ahne, was aus der Welt werden müsse! Der Zustand des künftigen Jahrhunderts in Beziehung auf Religion und Kirche, auf Gesetzgebung und bürgerliches Verhältnis, auf Nationenverkehr und Wissenschaft wird von dem heutigen so verschieden sein, wie der Zustand unsers Jahrhunderts verschieden ist vom Zeitalter des Cosimo von Medici, vom Zeitalter, da Adel und Geistlichkeit allein Bildung und Wissenschaft innehatten, der schüchterne Bürgerstand aber sich zu heben versuchte, indes

die übrige Volksmasse in dumpfer Leibeigenschaft dalag." Aber zugleich mahnt er auch zur äußersten Vorsicht beim Vorwärtsschreiten und erklärt einen leichten, ruhigen Fortschritt ohne jede Überstürzung, ohne jede gewaltsame Änderung für den richtigen Weg; denn ohne diese Behutsamkeit könne sich auch die Arznei in Gift und die Wohltat in Greuel verwandeln. So sei es nichts weniger als Beförderung der Aufklärung, wenn Unbesonnene hervortreten und anderen, ohne deren Verstand vorbereitet zu haben, Wahrheiten mitteilen, welche von ihnen nicht ganz begriffen und deshalb falsch und verderblich angewendet werden. Ebensowenig sei es Aufklärung, sondern unverantwortlicher Leichtsinn und Grausamkeit, wenn man gewisse Vorurteile und nützliche Gewohnheiten und Sitten bei Menschen mit Gewalt zerstören will, bei denen diese oft nur wohltätige Stellvertreter der Wahrheit selbst sind. Noch verderblicher und tadelnswürdiger sei es, wenn Menschen, die ihre eigenen Begriffe noch nicht gehörig berichtigt haben und fühlen, wie schwankend und ungewiß ihre Erkenntnisse sind, hintreten, um Belehrer und Aufklärer anderer zu werden. Allmähliches, leichtes Fortschreiten ist Naturgang und auch in der Entwickelungsgeschichte der Nationen sichtbar. Nicht der weiseste und mächtigste Mensch, sondern die Hand der allweisen Vorsehung allein führt unser Geschlecht zur vollendeten Heiligung. Nicht der Flügelschlag einer Mücke oder auch eines Adlers meistert die stürmischen Bewegungen des Orkans; Gott allein ist der rechte Reformator in seinen Verhängnissen über die Völker. Die einzelnen Menschen tragen nur Sandkörner zum Bau des ewigen Gottestempels bei. Aus dieser Auffassung heraus findet Zschokke es erklärlich, daß junge Leute von edler und tüchtiger Gesinnung so oft im Urteil fehlen, wenn sie den Maßstab des in der Vernunft unbedingt Wahren und Gerechten an das in der Wirklichkeit nur unter Bedingungen Wahre und Rechte anlegen, und meint, der Verstand werde erst durch Erfahrungen reifer. Doch ist er weit entfernt, daraus der unerfahrenen Jugend einen Vorwurf zu machen, findet vielmehr ihr Verhalten oft weiser und vernunftgemäßer

als das vieler alten Leute. Aber eindringlich warnt er davor, gewaltsamerweise Weltreformator zu werden, wie es viele junge Leute sein wollten, bevor sie durch die Erfahrung gelernt hätten, die Menschen auf ihren unendlich verschiedenen Bildungsstufen in rechter Weise, dem stillen Gang der Natur gemäß, nach und nach zum Edleren hinanzuführen. Wir sollen nicht verwegen dem Schicksal unsere Rolle im Leben abtrotzen, sondern uns mit der begnügen, die es gibt, diese aber mannhaft und gut spielen. Mag auch die Menschenmasse sich im Schlamm ihrer Gelüste und Vernunftlosigkeit herumwälzen und abquälen, so sollen wir doch fest und still unsern heiligen Urbildern des Guten und Wahren folgen und über alles andere d e n walten lassen, der über alles waltet. Räumen wir nur überall die Hindernisse hinweg, welche der Bildung des Geistes entgegenstreben, machen wir ihn freier, fähiger zum Denken, so haben wir alles getan, wozu wir verpflichtet sind. Dann werden wir auch mit uns und mit der Welt zufrieden sein.

So wird für Zschokke die V o l k s b i l d u n g die wichtigste und heiligste Angelegenheit des menschlichen Geschlechts. Volksbildung ist ihm geradezu gleichbedeutend mit Volksbefreiung. Öffentliche Bildung, Verbesserung der Nationalerziehung ist ihm die große, sichere, gerade Straße zur Volksfreiheit. Volksbildung ist Freimachung eines Volkes von a l l e n seinen Sklavenbanden; ebenso von den Fesseln politischer Gewaltherrschaft wie von den Fesseln der Unwissenheit und Rohheit, der Irreligion und des religiösen Aberglaubens wie endlich von den Lastern der Üppigkeit und der Armut. Volksbildung ist Erhebung eines Volkes aus dem Stande der Unmündigkeit in den Stand der Mündigkeit.

So schwer und entehrend ihm auch die eisernen Ketten der Tyrannei für ein Volk scheinen, schwerer noch, entehrender, noch unzerreißbarer sind nach seiner Auffassung jene u n s i c h t b a r e n Ketten schlechter Sitte und Gewohnheit, unempfindlicher Selbstsucht, blöden Aberglaubens, tierischer Sinnlichkeit und Unwissenheit, von denen Menschen, Gemeinden, Völkerschaften gefangen gehalten werden. Aus d i e s e r

Knechtschaft sie zu befreien, das ist das große Erlösungswerk großsinniger Sterblichen, das ist die Tat der Volksbildung. Politische Freiheit ist nur eine einseitige Freiheit, für sich allein unhaltbar, für sich allein unvermögend, ein glückseliges Volk zu schaffen. Sie muß vergrößert, gestärkt, gehoben werden durch sittliche Freiheit, durch Entfesselung des Volksverstandes von Unwissenheit und Irrtum, durch Entfesselung des Volksherzens von der rohen Gewalt der Leidenschaften, der Parteiwut, der eigennützigen Selbstsucht. Ohne höhere Geistesentwickelung und Kenntnisbereicherung des Volkes, ohne höhere, sittliche Würde desselben steht der junge Baum der errungenen staatsbürgerlichen Freiheit noch lange ohne Blüten, ohne Früchte da; denn politische Reformen sind keine Reformen der Denkart und des Gemüts des Volkes und Gesetze sind nicht die Säulen der Sittlichkeit, sondern die Sitten der Bürger sind die Stützen des Gesetzes.

Zur Herbeiführung einer wahren Volksbildung reichen die gewöhnlichen Mittel nicht aus. Zu diesen gehören gute Pfarrer und Seelsorger als Lehrer des Volkes, zweckmäßig eingerichtete Schulen zur Erziehung der Nachkommenschaft, Besetzung der öffentlichen Ämter mit wohldenkenden, verständigen Männern, endlich eine gute freie Presse. Vielmehr muß der bessere Teil des Volkes durch Tat und Wort Bildner und Lehrer der erziehungslosen Menge werden, muß seine nützlichen Kenntnisse unter der kenntnisarmen Menge verbreiten, muß, was kein Hörensagen, kein Bücherlesen bewirkt, durch eigenes Vorangehen in Verbesserungen der Haus- und Landwirtschaft die Menge nachlocken, muß durch Beispiel edleren Geschmackes, anständigerer Sitte und echten Seelenadels im Umgang bei dem noch vorhandenen Pöbel ein Gefühl der Scham vor sich selber erwecken. Dies muß die edelste Aufgabe volksfreundlicher Fürsten, gebildeter Beamten sein, dazu müssen sich am wirksamsten in Vereinen alle zusammentun, deren Herzen für Menschenwohl und bürgerliche Glückseligkeit schlagen.

Diesem hochsinnigen, eitelkeitslosen Streben, zu dem er auch eine seltene Begabung mitbrachte, hat sich Zschokke ge-

widmet wie wenige. Dies galt ihm als wahre Geistestätigkeit auf Erden, dies als seine eigentliche Lebensaufgabe, wie bereits hervorgehoben, für die er rastlos und beharrlich wirkte, um einst sein Ruhestündchen rechtmäßig verdient zu haben. Es war nach seinem eigenen Zeugnis sein Schutzengel, der ihn stets zur Tugend entschlossener und zum Wahren freudiger zurückführte. —

Es braucht nur auf das bereits Gesagte verwiesen zu werden, um erkennen zu lassen, daß im Sinne Zschokkes nicht Wissenschaft oder Gelehrsamkeit und Leben oder Äußerung des menschlichen Geistes gleichbedeutend sind. Wohl aber sind erstere Mittel der Wirksamkeit für den Geist, und als solche schätzt Zschokke sie hoch. Schon aus dieser Scheidung ergibt sich, wenn wir es nicht bereits aus der Schilderung seines Lebens wie seiner philosophischen Lehre wüßten, daß wir es bei Zschokke nicht mit einem weltfremden Stubengelehrten zu tun haben, sondern mit einem Manne, der Welt und Leben kennt und weiß, daß das vor uns aufgeschlagene Buch der Welt und das Schicksal der Menschen wie der Nationen uns lehren kann, was keine Studierlampe bei noch so eindringlichem Forschen beleuchtet. Mit Goethes Faust erkennt er, daß die Wissenschaft uns über die wichtigsten Dinge nicht Aufschluß zu geben vermag. Und es wäre ja auch schlimm, wenn es anders wäre; denn Gelehrsamkeit kann immer nur das Eigentum weniger, aber ein von Vorurteilen freier, richtig urteilender Verstand kann und soll das Eigentum aller Menschen sein.

Wir haben bereits mehrfach gesehen, welche hohe Bedeutung für das Leben der Menschen und Völker Zschokke trotzdem der Wissenschaft beimißt. Ja, er spricht es geradezu als seine Überzeugung aus, daß ohne die Pflege der Wissenschaften und Künste kein Reich blühend, kein Fürst groß werden könne. Es gibt im Grunde genommen nur e i n e Wissenschaft. Ihr Ursprung ist das durch das Abweichen des Menschen von der Natur hervorgerufene Elend; aber nicht die Wissenschaft hat den Menschen elend gemacht, sondern das Elend hat die Wissenschaft gemacht.

Wenn Zschokke selbst auch, wie wir gesehen haben, sich schließlich darauf beschränkt hat, durch Betätigung als Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens belehrend auf das Volk einzuwirken, so ergibt sich aus dem Gesagten doch ohne weiteres, daß für ihn der wichtigste und vornehmste Beruf der des Lehrers ist. Die Erziehung nicht bloß der Jugend, sondern des Volkes, also die Erziehung im weitesten Sinne und die zweckmäßige Ordnung des Schulwesens sind derjenige Teil der Wissenschaft, dem er am meisten sein Augenmerk zuwendet.

Schon Zschokke hat dem Gedanken, der später in dem bekannten Ausspruch: „Der preußische Schulmeister hat die Schlacht bei Sadowa gewonnen" so große Verbreitung fand, an verschiedenen Stellen seiner Werke Ausdruck gegeben, und zwar in einem noch weiteren Umfange, indem er die gewaltigen Änderungen, welche das Vorwärtsschreiten des menschlichen Geistes auf Erden bewirkt hat, im letzten Grunde auf das stille Wirken des Schulmeisters zurückführt. Unermüdlich kämpft er in den Volksschriften für Befreiung des Lehrerstandes aus einer unwürdigen Stellung, die ihm der Unverstand angewiesen hatte. Bitter wird er, wenn er das kärgliche Gehalt eines Dorfschulmeisters vergleicht mit dem glänzenden Lose eines Großzeremonienmeisters, Kammerherrn am Hofe, eines Sängers oder einer Ballettänzerin, und er ruft aus: „Ja, dazu werden Einsichten und Talente verlangt! Dafür zahlt man mehr Gehalt als für die Dorfschulmeistereien des ganzen Landes!"

Es wird nicht ohne Interesse sein, die Ansichten eines Mannes, der so warm für den Lehrerstand und jede Art der Volksbildung eingetreten ist, sich auch selbst praktisch in der Ausübung des Lehrer- und Erzieherberufes betätigt hat, über die einzelnen die Erziehung und das Schulwesen betreffenden Fragen kennen zu lernen.

Unsere Erziehungskunst, so meint er, liegt noch in der Wiege trotz aller hochberühmten Männer, die sie zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, die sie zusammen-

schrieben. Alle wahre Erziehung ist Gewöhnung zur Selbstherrschaft des Geistes über irdische Triebe und Reize gemäß seinem Gesetz. Nicht die Erkenntnis des Guten und Bösen, des Nützlichen und Schädlichen genügt allein dafür, sondern eine durch Übung vergrößerte Leichtigkeit und Stärke des Willens, gerade den heftigsten Begierden der Sinnlichkeit auch am entschlossensten und beharrlichsten Einhalt zu tun. Das wahre Geheimnis der Erziehungskunst ist: des Zöglings gefahrdrohende Triebe, Neigungen und dadurch herbeigeführte Geistesrichtungen zu erspähen und den Stolz seines Bewußtseins, die Kraft seines festen Willens eben gegen diese am meisten zu spornen. Alles andere, was man Erziehung nennt, ist ihm Verziehung, tanzmeisterische Dressur, Verzerrtheit. Als Ziel der Erziehung gilt auch ihm ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, ein wirklich kraftvoller, unverstümmelter Mensch, der mit der Natur eins ist. Dazu kann allein die harmonische Ausbildung aller Teile der uns verliehenen Anlagen führen. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen zu vollenden durch Ausbildung von Geist und Gemüt, ist die Aufgabe unseres Lebens. Zur Erhaltung eines gesunden Leibes müssen wir die unserer Erziehung Anvertrauten früh daran gewöhnen, in allen Dingen die goldene Mittelstraße zu lieben, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig zu wandeln. Eben diese Verschmähung weiser Mittelbahn ist es, was den frühesten Stoff zu Krankheiten oder zu vorherrschenden gefährlichen Neigungen und Leidenschaften erzeugt. Am meisten müssen daher Kinder vor jeglicher Verweichlichung bewahrt und zum freiwilligen Entbehren und zur Selbstabhärtung angeleitet werden. Nur Übung der Kräfte vermehrt die Kräfte. Nur wer gewohnt ist, jeder Witterung, dem Übel jederzeit Trotz zu bieten, dem schaden die Stürme des Lebens nicht und nicht die Entbehrungen, welche er leiden muß.

Behufs Herbeiführung einer harmonischen Ausbildung empfiehlt Zschokke das Erlernen und zeitweise Ausüben eines gemeinen Handwerks für Leute von Bildung. Denn es führe

sie zum Gefühl der Demut und christlichen Leutseligkeit, mache sie mit den Geringsten im Volke vertraut und, indem es über vieles Blendwerk hinweghebe, frei und unabhängig von Vorurteilen und Standesbegriffen.

Halbe Bildung erscheint ihm für den Geist so täuschend und gefährlich, wie Dämmerung einer Mondscheinnacht für das Auge und den Schritt eines Wanderers ist. Man sieht, aber sieht in eine Traumwelt hinein. Halbgebildete verachten das Mühsame der Wissenschaft und glauben, ihr Verstand sei ausreichend, das zu erforschen und zu begreifen, was bloß Sache des Denkens und nicht totes Gedächtniswerk sein müsse. Sie haben keine Ahnung davon, wie weit das Gebiet der Einbildungskraft reicht, und daß sie oft nur in diesem umhertreiben, während sie glauben, auf festem Grund der Wahrheit umherzuschreiten. Daher wechseln sie oft ihre Vorstellungen und werden zuletzt an allem irre.

Jede Erziehung, die mit der menschlichen Natur nicht in Übereinstimmung steht, verwirft Zschokke ebenso wie jede Übertreibung einer Tugend, die dadurch zur Sünde werde, wie wir bereits gesehen haben. Gegen eine derartige Erziehungsmethode richtet sich die schon erwähnte bekannte Novelle „Tantchen Rosmarin oder Alles verkehrt". Zschokke warnt hierin die Erzieher eindringlich vor dem Glauben, daß es in ihrer Macht stehe, ihre Zöglinge selbst gegen die Gebote der Natur zu erziehen, namentlich aber davor, sie allzulange in blinder Unwissenheit zu lassen.

Wenn uns manche der nachfolgenden Urteile Zschokkes angesichts unserer heutigen Zustände (die wir übrigens, namentlich was das Land betrifft, nicht überschätzen wollen) übertrieben erscheinen, so müssen wir uns stets den damaligen Zustand des Schulwesens und den Stand der allgemeinen Volksbildung in der Schweiz gegenwärtig halten. Er selbst nennt das damalige Volksschulwesen der Schweiz „unglaublich verwahrlost, verwildert" und sagt: „Es bestand dafür nicht einmal eine eigene Staatsbehörde. Jeder Gemeinde war anheimgestellt, zu tun, was ihr in dieser Angelegenheit

beliebte.“ Daran muß man sich erinnern, wenn Zschokke als Ausgangspunkt seiner Erziehungslehre den Satz aufstellt: „Man muß die Menschen erst entviehen, dann kann man sie erziehen“ und demgemäß als erste, grundlegende Tätigkeit der Schule die Erziehung zur Reinlichkeit hinstellt, die wir schon in ein früheres Stadium der Erziehung zu verlegen gewohnt sind. Ist diese erreicht, so sind als Grundsäulen der Erziehungskunst anzusehen die Wahrheit und die Gerechtigkeit. Der Erzieher muß dem Lernenden von allem, was dieser wissen will, den wahren Namen und die Wahrheit sagen. Nur zu selten wird hierbei nach Zschokkes Meinung auf die Vorstellungen der Kinder, die sie von den Dingen umher haben, ernstliche Rücksicht genommen. Nur zu gewöhnlich ist es, daß wir glauben, Kinder stellen sich alle Sachen ebenso vor wie wir, weil sie es so nennen wie wir. Gäben wir uns nur oft die Mühe, ihnen ihre Gedanken und Ansichten auszufragen, so würden wir mit Erstaunen gewahr werden, daß sie bei den Dingen, welche sie mit uns auf gleiche Weise benennen, die allerirrigsten Begriffe nähren, an welche uns nie der Sinn gekommen wäre. Und wie unvermeidlich ist dies, da sie zwar unsere Sprache, nicht aber unsere gesamten Erfahrungen und Vorkenntnisse mit der Sprache zugleich empfangen! Die Berichtigung der Vorstellungen der Jugend ist daher die schönste Aufgabe des Lehrers. Ebenso wie vom Lehrer muß aber auch vom Lernenden unbedingte Wahrhaftigkeit gefordert und Unwahrheit ihm als das schwerste Verbrechen angerechnet werden. Weiter muß der Erzieher die strengste Gerechtigkeit üben. Ungerechte Härte und Strenge verstockt mehr, als sie bessert. Ein Kind, das nur einmal mit Unrecht bestraft ward, erinnert sich zeitlebens an dies Unrecht. Darum hüte sich der Erzieher, ihm unrecht zu tun. Unbedingt muß jede Willkür ausgeschlossen sein. Der Erzieher darf nicht das eine Mal übersehen, was er das andere Mal bestraft hat. Dies macht die Kinder irre und verstockt in ihren Fehlern. Sie müssen gewöhnt werden, jede Strafe für eine Folge ihres Vergehens und nicht für Willkürlichkeit des Erziehers zu halten.

Was die Strafen betrifft, so müssen sie nur im äußersten Notfall zur Anwendung gebracht werden. Vielmehr muß der Erzieher in seinen Zöglingen die Überzeugung wachrufen, daß seine Befehle nur ihr Bestes bezwecken. Ist er freundlich und liebreich zu ihnen, so lieben sie ihn auch wieder; denn Liebe erweckt immer Liebe. Da Kinder die schärfsten Beobachter sind, so helfen in Wahrheit nicht Schläge, sondern nur gute und gerechte Handlungen sie überzeugen. Der Erzieher muß also in erster Linie selber ein gutes Beispiel geben. Fehlt ein Kind aus Unbesonnenheit und Ungeschicklichkeit, so beschäme der Erzieher es, jedoch nicht öffentlich, sondern unter vier Augen; denn wen man daran gewöhnt, sich öffentlich vor anderen strafen und beschämen zu lassen, der verliert zuletzt Scham und Ehre. Verfällt der Zögling in den gleichen Fehler öfter, so entziehe ihm der Erzieher seine Liebe. Geht es nicht anders, so muß allerdings Strafe, unter Umständen sogar harte Strafe verhängt werden. Wenn hiernach bei der Erziehung auch nicht ganz ohne Strafen auszukommen ist, so ist Zschokke doch der Überzeugung, daß diese sich namentlich bei älteren Kindern, also in der Schule mehr auf den Geist als auf den Körper beziehen müssen, und er erklärt es für eine fehlerhafte, überwundene Methode, den Kindern das Lesen, Schreiben, Rechnen und die Christenlehre einzuprügeln. Nach seiner Meinung ist derjenige Lehrer der beste, bei dem Trägheit und Fleiß keine anderen Strafen, keine anderen Aufmunterungen finden, als welche in der Zufriedenheit des Lehrers und in dem Wetteifer der Schüler liegen. Als letzter Zweck ihrer Bemühungen darf den Schülern weder Ruhm noch Gewinn zur Hoffnung gemacht werden. Vielmehr muß die Wohlfahrt des Vaterlandes das Ziel sein und so ihnen schon früh die Liebe zum Vaterlande und das Gefühl für der Menschheit unvergängliche Rechte eingeflößt werden.

Die vornehmste Aufgabe des Lehrers ist es, die Lust der Zöglinge am Lernen zu erwecken, und sie wird am besten dadurch erreicht, daß er alle Tage etwas Neues bringt. Für verkehrt hält Zschokke das viele Auswendiglernenlassen und empfiehlt mehr Übungen des Verstandes, Aneignung von

Kenntnissen und Kunstfertigkeiten. Das Kind muß vor allem lernen, selbst nachzudenken. Weiter muß sich der Lehrer davor hüten, den auf das Gute und Wahre gerichteten Sinn seiner Zöglinge, ihren Enthusiasmus für die idealen Güter der Menschheit zu ertöten, mag dieser auch vielleicht bisweilen etwas ausschweifen. Die beste Grundlage der Jugendbildung scheint ihm Erweckung religiösen Sinnes zu sein. Er meint, nicht früh genug könne man das zarte Gemüt des Kindes mit Gott vertraut machen, nicht aber mit dem theologischen Katechismusgott, sondern mit dem ewigen, alles durchdringenden, alles durchschauenden, alles leitenden, alles beseligenden Vatergeist des unendlichen Weltalls. Zu dem lehre man die Kinder beten, nicht Sprüche, sondern aus dem Innersten des Herzens, in der Einsamkeit. Frühes Anschließen eines Geistes an das Höchste verhütet manche Sünde, die man sich sonst wohl erlaubt, wenn sie kein anderer belauscht.

Den nächstliegenden Lehrstoff bietet ihm das Wissenswürdigste, das, wonach jedes Kind fragt, weil es täglich es sieht, bieten ihm also vor allem die alltäglichen Dinge, von denen wir umringt sind, die Steine am Boden, die schönsten Gestirne des Nachthimmels, die Pflanzen des Feldes und Waldes usw. Davon wissen leider die meisten Lehrer und Erzieher trotz aller Gelehrtheit nur wenig; sie kennen alles, nur die Wirklichkeit nicht, die vor ihnen liegt. Man kennt aber nur, was man auch nennen kann, und deshalb ist es des Lehrers nächstliegende Aufgabe, dem Kinde die Namen dieser Dinge beizubringen. Abgesehen von dem, was zur allgemeinen Bildung gehört und daher von jedem gewußt werden muß, erscheint es ihm durchaus notwendig, daß der Lehrstoff dem jeweiligen Zweck der Schule angepaßt werde. Für denjenigen, der sich einem vorwiegend praktischen Berufe, wie dem eines Handwerkers, Gewerbetreibenden oder Landwirts, widmen will, ist die Kenntnis der alten Sprachen, der alten Geschichte, kurz alles dessen, was mit der heutigen Welt nichts zu tun hat, entbehrlich; er braucht dagegen das, was der jetzige Lebens- und Weltverkehr nötig macht, namentlich die Kenntnis der neuen Sprachen, muß mehr vom Rechnen

und Messen, von den Kräften und Arten der Elemente, der Metalle und Kräuter wissen. Völlig verkehrt wäre es indessen, hieraus schließen zu wollen, Zschokke sei ein Verächter der sogenannten klassischen Bildung. Im Gegenteil sehen wir in ihm einen glühenden Verehrer des klassischen Altertums und seiner erzieherischen, bildenden Einwirkung auf die Jugend. Das alte, herrliche Griechenland mit seinen zahllosen Helden und Künstlern, das große Rom mit seinen Cincinnaten, Brutussen und Scipionen entflammen seine Einbildungskraft lebhaft. Beide Völker, namentlich aber die Griechen in der klassischen Zeit sind ihm eine der entfaltetsten Menschheitsblüten, und alle heutigen Völker stehen in reinmenschlicher und menschlich-großer Beziehung tief unter ihnen. Die Griechen sind dies, weil sie mit der Natur in Übereinstimmung lebten. Und er meint, daß wir sie nicht wieder erreichen werden, als in der Rückkehr zur Natur auf dem Wege des Wahren, Guten und Schönen. So werden sie ihm zu leuchtenden Vorbildern, zu unseren Lehrern, und so ist ihm ihr Vaterland die ewig verehrte Heimat unserer eigenen Civilisation. Deshalb erscheint ihm auch die mit dem Geiste der Alten genährte Bildung als die vorzüglichste, die wir kennen. Aber er übersieht dabei nicht, daß, wie die Geschichte überhaupt immer schöner ist als das wirklich Geschehene, so auch das scheinbar im Altertum erstandene Paradies mehr in der Einbildungskraft des von seiner Schönheit trunkenen Jünglings blüht als im wirklichen Altertum. Und er warnt vor einem allzu tiefen, übertriebenen Verehren alter Schriftsteller, die doch am Ende auch nur Menschen waren, wie überhaupt vor einer Überschätzung von des Altertums Vortrefflichkeit.

Demgemäß finden wir in seinen Schriften auch die verschiedenartigsten Schulen ihrem Wesen und ihren Zielen nach erörtert. Die Gründe für und gegen die Einrichtung der von Pestalozzi zuerst empfohlenen Kleinkinderschulen werden in allgemeinverständlicher Weise in Form eines Romans besprochen, und schließlich wird der Segen einer solchen Einrichtung dargetan. Ebenso wird die Sonntagsschule behandelt, welche die Weiterbildung der aus der Schule

bereits entlassenen Halberwachsenen zum Ziel hat. Die größte Bedeutung wird, wie natürlich, der Volks-, Gemeinde-, Bürger-, Dorfschule beigelegt, welche die Grundlage aller Volksbildung ist. Eifrig kämpft er für die äußere und innere Verbesserung dieser. Überall werden den Schulen hohe Ziele gesteckt. Besonders wird gegen das frühzeitige Verlassen der Schule Front gemacht und die Gewohnheit vieler Handwerker bekämpft, ihre Söhne so zeitig, wie möglich, dem öffentlichen Unterricht zu entziehen. Gerade dieser verkehrten Auffassung schreibt Zschokke den Niedergang des Handwerks mit zu. Im Gegensatz zu ihr empfiehlt er eine Fortsetzung des Unterrichts, und zwar bezüglich des allgemeinen Wissens in der bereits erwähnten Sonntagsschule und bezüglich der Erwerbung spezieller Kenntnisse und Fertigkeiten in den Fach- oder Fortbildungsschulen, in denen an Sonntagen und einigen Abenden in der Woche unentgeltlicher Unterricht erteilt werden soll. Von der Ausgestaltung dieser Schulen verspricht sich Zschokke zugleich eine Verminderung des Wirtshausbesuches und eine Veredelung der Vergnügungen bei der heranwachsenden Jugend.

Daran schließen sich anspruchsvollere Gewerbeschulen für Künstler, Fabrikanten und Handwerker, welche weiter streben und zu Kunsthandwerkern sich ausbilden wollen, ferner Schullehrer-Seminare, in denen zugleich Garten- und Ackerbau betrieben und von einem eigens dazu angestellten Lehrer der Landwirtschaft diese gelehrt wird, damit die Seminaristen dereinst in den Dörfern fähig sind, die erwachsene Jugend mit den zweckmäßigsten Verbesserungen der Landökonomie bekannt zu machen, ferner Arbeitsschulen für das weibliche Geschlecht, in denen junge Mädchen im Nähen, Flicken, Stricken und in anderen häuslichen Verrichtungen Anweisung und Übung erhalten.

Die Wirkungen aller dieser und anderer öffentlichen Anstalten werden, wie Zschokke voraussieht, freilich erst nach einem Jahrzehnt heller hervortreten, noch herrlicher und heller aber nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren, wenn ein

neues, ein besseres Volk aus den verschiedenen Bildungsstiftungen hervorgegangen sein wird.

Man sieht, die Gedanken Zschokkes hierüber sind völlig modern. Ja, sie sind fast durchweg verwirklicht worden, und, wie sich Zschokke hierin als guter Prophet und Wegweiser der neuen Zeit erwiesen hat, so wird auch kein Verständiger, der diese Zeit mit durcherlebt hat, daran zweifeln, daß im großen Ganzen auch die von Zschokke vorausgesetzten Wirkungen eingetreten sind.

Eine Gattung von Schulen, die allerdings auch weniger der breiteren Masse des Volkes zugute kommt, aber nichtsdestoweniger wesentlich dem allgemeinen Fortschreiten der Menschheit dient, haben wir bisher nicht berührt: die Hochschulen. Ihrer Einrichtung, wie sie in Deutschland besteht, verdanken nach Zschokkes Meinung die Deutschen großenteils den Ruhm, welchen sie in späteren Jahrhunderten durch Wissenschaft und Kunst vor allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch anderen Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Wahrheit an die Stätte des Vorurteils gesetzt werden kann, bestand an ihnen, wie Zschokke lobend hervorhebt, vermöge der akademischen Gerichtsbarkeit von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohltuenden Einfluß ausübte. Dadurch bildete die Hochschule als Erzieherin milden Übergang aus der Harmlosigkeit des elterlichen Hauses in den strengen Zwang öffentlicher Ordnung und bewahren die Jünglinge jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl ansteht, die in hohen und niederen Ämtern dem Volke vorstehen sollen. Zwar ist diese freiere Stellung zuweilen von den jungen Männern gemißbraucht worden, welche in der ersten Blüte ihres Lebens Geld wie Geistesgaben besaßen, um allen

jenen Launen genug zu tun, die im Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzutreten pflegen. Aber keine Einrichtung, auch die weiseste nicht, kann jedem Mißbrauch verschlossen sein. Zschokke verkennt keineswegs, daß die Neigung der Jünglinge, unter- und gegeneinander Verbindungen zu stiften, durch welche schon vielfach Schwierigkeiten für das Staatsleben hervorgerufen worden seien, eingedämmt werden müsse. Vor allem bekämpft er die wüsten Trinkgelage der Studenten, das eifigere Benutzen der Degen als der Bücher und das Strebertum während der Studienzeit, und er meint, so lange diese Mißbräuche noch geduldet würden, seien klare Beweise dafür vorhanden, daß das Universitätswesen noch weit von seiner eigentlichen Bestimmung entfernt sei, und werde manches Vaterherz wohl noch zittern müssen. Aber trotzdem spricht er sich gegen allzu sklavische Einschränkung und gänzliche Ausrottung der akademischen Freiheit entschieden aus und rät, nur durch die voraufgehende Erziehung dafür zu sorgen, daß das in den Jünglingen lodernde Feuer ein reines, heiliges sei. Dann werde die akademische Freiheit sie, statt verderblich zu wirken, nur mit größerer Schwungkraft beleben, um allen späteren Schikanen der Menschen und allen Tücken des Schicksals entgegenzutreten.

Wie hoch auch Zschokke von der Einwirkung der Schule denkt, mit welcher Begeisterung er auch spricht von der „glanzlosen Dornenbahn des Schulmannes, der ihm von jeher ehrwürdigen, auf welcher bessere Zeitalter der Menschheit vorbereitet werden“, so steht doch für ihn fest, daß die häusliche Erziehung vor jeder anderen den Vorzug verdient. Auch die vorzüglichsten Pensions-, Erziehungs- und Waisenanstalten bleiben nach seiner Ansicht immer nur sogenannte Übel, mangelhafte Ersatzmittel des Vaterhauses, unnatürliche Zustände für Kinder, welche den Traulichkeiten und Teilnahmen an Lust und Leid und allen Reizen des Familienlebens entzogen sind.

Die einzelnen Wissenschaften anlangend, so ist bereits das Verhältnis zwischen Philosophie (im weiteren Sinne)

und Theologie durch Schilderung der philosophischen und der religiösen Wahrheit gekennzeichnet worden. Jedoch muß hier hervorgehoben werden, daß es im Grunde genommen eine besondere theologische Wissenschaft nach einer Auffassung, wie derjenigen Zschokkes, überhaupt nicht gibt und auch nicht geben kann.

Den Wert der Schulphilosophie schätzt Zschokke in Übereinstimmung mit Matthias Claudius nicht gerade hoch ein. Er meint, viel komme bei dem metaphysischen Spekulieren und Philosophieren nicht heraus; denn wenn die Philosophen am erwünschten Ziel zu stehen und den Vorhang des Allerheiligsten gelüpft zu haben glaubten, so finde man sie, genau besehen, wieder in den Traumgefilden platonischer Phantasien verloren oder in Gesellschaft eines anthropopathischen (d. h. vermenschlichten) Gottes oder eines Gottes gleich Nichts oder bei philosophischen Schulfüchsereien seelenvergnügt. Er selbst hat auf den Kathedern der philosophischen Schulen ebensowenig wie auf den Altären der kirchlichen Parteien den Ölzweig des Geistesfriedens, sondern nur den Giftdorn des Zweifels gefunden. Deshalb scheut er auch nicht vor Ausdrücken wie „der böse Geist, das schwarze Gespenst metaphysischen Spekulierens“ oder vor dem Bekenntnis zurück: „Ein beseligender Wahnsinn ist am Ende so gut wie alle Philosophie, durch welche man sich selig machen möchte“ und spricht er von den Versuchen „vieler Schulweisen und doch Unweisen“. Deshalb gibt er die Beschäftigung mit der Schulphilosophie auf und wandelt ihn auch, als er sieht, daß ihm dieses sein ehemaliges Steckenpferd vollkommen fremd geworden ist, durchaus kein Gelüst an, es wieder zu besteigen. Vielmehr läßt er das Reich des Übersinnlichen wie einen trüben, undurchsichtigen Himmel über seinem Haupte dahinschweben, sich bewußt, in der besten Vorschule zu wandeln, wo er stille Hoffnung hegen dürfe, durch ausgedehntere Erfahrung und tiefere Kenntnis der sichtbaren Dinge zur Erkenntnis des Unsichtbaren den Weg zu finden. Nicht jene einseitigen Gedanken und Künsteleien einzelner Stubengelehrten, sondern die Aussprüche des gesunden, unbefangenen

Menschenverstandes sind ihm die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unserer Kenntnisse und Erkenntnisse. Wie sie sich im einzelnen in seiner Auffassung gestalten, haben wir oben kennen gelernt. Es wäre aber verfehlt, hieraus schließen zu wollen, daß er die Versuche der Schulphilosophen als gänzlich nutzlos verachte und ihnen gar keinen Wert beilege. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht — so sagt er —, ist selten oder nie ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit geben kann, der uns fesselt. Aber der stolze Dünkel und die gehässige Leidenschaftlichkeit der Philosophen, welche sich ausschließlich als Inhaber des vollendetsten, besten Wissens geltend machen wollen und, was ihren erlernten oder selbstgefundenen Ansichten widerspricht, verhöhnen oder verfluchen, ist es, was ihn bittere Worte über sie finden läßt.

Eifrig studiert er in jungen Jahren Kants Werke. Im Schiffbruch alles Meinens, Glaubens und Wissens klammerte er sich nach seinem späteren Bekenntnis als Student zuletzt noch an das Notbrett, welches damals der Weise von Königsberg ausgeworfen hatte. Aber es erhielt ihn kaum über dem chaotischen Abgrund der Wellen. Trotzdem urteilt er pietätvoll in späterer Zeit, als er selbst schon seine eigene Meinung sich gebildet hat, dieser große Denker werde mehr genannt und gepriesen als gelesen, und führt er häufig dessen Gedanken und Aussprüche an.

Große Hoffnung setzt er auf das Aufblühen der Naturphilosophie nach den Freiheitskriegen, durch welche die fast zu dürrem, scholastischem Wörtergerippe entartete Weltweisheit sich mit der Wirklichkeit wie mit der Dichtkunst neu befreundete und fruchtbar auf das Leben und die übrigen Wissenschaften einfließend eine neue, schönere Gestalt gewann. Freilich wurden diese Erwartungen bald wieder wesentlich herabgestimmt durch das Verhalten des Philosophen Schelling. Ihn nennt

er einen scharfsinnigen Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft für Wahrheit hält, weil ihn niemand widerlegen könne als mit anderen Phantasiegespinsten, die nur mit noch größerem Scharfsinn verteidigt werden müßten. Und er kommt so wieder zu seinem früheren Schluß, daß es mit der Philosophie so stehe, als ob Blinde über Farbentheorien disputieren und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Anstatt verständigerweise die Grenzen menschlicher Fähigkeiten anzuerkennen und zu respektieren, wollten die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, gern unvernünftig werden.

Am sympathischsten ist ihm zweifellos die Art philosophischer Betrachtung, wie sie z. B. Herder übt. Dieser berührt nach seiner Ansicht den höchsten Standpunkt, der in der Beschreibung der Geschichte der Menschheit eingenommen werden kann, in den „Ideen" am nächsten; aber auch er schildert nach Zschokkes Empfindung zu einseitig den Einfluß des Physischen, der Klimate, Menschengattungen usw. auf den Bildungsgang der Nationen und ihre Schicksale. Nach seiner Meinung bliebe noch übrig, aus der Darstellung der religiösen und wissenschaftlichen Begriffe der Völker, aus ihrer stufenweisen vor- oder zurückschreitenden Geistesfreiheit die Urquellen ihrer Zustände und Verhängnisse zu erkennen. Das wäre allgemeine Geschichte der geistigen Welt.

Da hier Philosophie und Geschichtswissenschaft ineinander übergehen, so leiten uns diese Ausführungen zu Zschokkes Ansichten über die letztere. Er stellt an den Geschichtsschreiber sehr hohe Forderungen. Wer Leben, Taten und Schicksale seines Geschlechts erzählen will, so meint er, wirft sich zum Richter einer vergangenen Welt auf. Er selbst soll, um gerecht zu sein, sich von aller Leidenschaft, allem Vorurteil losschälen. Er soll nur Geist sein, über das Irdische erhaben, vertraut mit allen Schwächen der Menschheit, voller Schonung, doch ohne Liebe für sie. Er soll richten, wie Gott das Geschlecht der Sterblichen beurteilt. Und ist er dieser Höhe fähig, hat er sie erschwungen, dann werden ihm die Schick-

sale der Welt und ihrer Völker bloß als die Wirkungen vom uralten Streite des Guten und Bösen auf Erden erscheinen. Alles, was wir Glück und Unglück nennen, alle Veränderungen menschlicher Gebräuche und Ordnungen, aller Auf- und Untergang der Nationen, selbst die Schicksale einzelner Menschen gehen aus diesem allgemeinen und immerwährenden Kampfe des Geistigen und Tierischen, des Göttlichen und Irdischen hervor und lösen sich darin auf wie einzelne Tropfen im gährenden Moste, der sich läutert und reinigt. Immer und überall kämpft noch in unseren Tagen wie in den ältesten Zeiten die Wahrheit mit dem Irrtum, der gesunde Menschenverstand mit dem behaglichen Vorurteil, das Bessere mit dem Schädlichen alten Herkommens, die Selbstsucht mit dem Gemeinwohl, der Eigennutz der Begünstigten mit den Rechten der Mehrheit, die Leidenschaft mit den Gesetzen der Vernunft, das Laster mit der Tugend, die Religionsverachtung mit der Gottesfurcht. Daß in diesem Ringen das Gute nach Zschokkes Auffassung, wenn auch nur allmählich, immer mehr die Oberhand gewinnt und endlich vollständig siegen wird, haben wir bereits ausgeführt. Diese hohe Anschauung vom Weltlaufe will er der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung zu Grunde gelegt wissen. Deshalb erklärt er es für wenig, wenn man aus einem geschichtlichen Werke nur erfahre, was sich vor Zeiten begeben hat, oder wie das Alte allmählich zum Neuen übergegangen ist. An diesem Maßstabe gemessen, kann nach seinem Urteil nicht zugegeben werden, daß die meisten Historiker und ihre Werke ihrer hohen Aufgabe gerecht werden. Es fehlt noch daran, daß die Geschichte der Menschheit ein Buch für die Menschheit, ein Erbauungsbuch für das Volk werde, das heißt, für Hohe und Niedere, für Gelehrte und Ungelehrte, um daraus die höchsten Ansichten vom Leben, die unwidersprechlichsten Grundsätze der Weisheit für Fürsten und Völker und einzelne Personen zu schöpfen, ein Quell, klar und lauter, für jedermann leicht aufzufassen und für jeglichen gleich erquickend. In der Darstellungsart der menschlichen Begebenheiten sind die Neueren sogar nach seiner Meinung von den

Alten übertroffen worden, welche, was geschehen, mit der erhabenen Einfalt und Würde und Kraft aussprachen, in der die Natur uns anspricht und minder gelehrt schrieben, aber die Ursachen und Folgen der Dinge aus der Vortrefflichkeit oder Verderbtheit des menschlichen Herzens offenbarten. Sie standen dem, was göttlich ist, näher als wir, die wir von irdischen Bequemlichkeiten, Bedürfnissen und daraus entspringenden kleinlichen Verhältnissen weit gebundener und umschränkter sind.

Nicht besser als der Philosophie ergeht es der der Geschichtswissenschaft am nächsten verwandten Rechtswissenschaft im Urteile Zschokkes. Es kann nach seiner bereits vorgetragenen Auffassung vom Schicksale, namentlich aber von dem zwischen dem Willen und der Tat des Menschen obwaltenden Verhältnis und bei seiner starken Betonung der subjektiven Seite, des Willens, endlich bei seiner weiter unten noch ausführlich zu schildernden Auffassung vom Recht überhaupt nicht anders sein, als daß er zu dem Schlusse kommt: das Urteil des Menschen, der nur die Tat sieht, ist trüglich, und darum geht seine Rechtspflege mit verbundenen Augen einher! Deshalb kann auch der menschliche Richter eine Tat als Verbrechen strafen, die, ihm unbewußt, die reinste Frucht der Tugend ist. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den besten Teil ihres Wissens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir nach seiner Ansicht im Rechtsfache Barbaren und die Richtersprüche meistens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Los über Einsicht geht. Das positive Recht erscheint ihm viel zu gekünstelt und von dem wirklichen Rechte entfernt. Er erstaunt über das feine, bunte Flechtwerk altrömischer, altdeutscher, altkanonischer und neuphilosophischer Satzungen, die ihm am Ende bloß geschaffen scheinen, den Entwickelungsgang des Menschen je nach ihrem Stand und ihren Würden einzuhägen oder zu sperren. Er weiß nicht, ob er sich ärgern oder lachen soll, wenn er bemerkt, daß vielen Juristen das ewige Urrecht der Menschheit ungefähr so verächtlich oder verdammlich vorkommt, wie vielen Theologen die eigene Vernunft. Daneben glaubt er auch zu erkennen,

daß eine gute Zahl der Kathederweisen ihre Rechtsbegriffe dienstfertig modeln und zuschneiden, wie es dem weltlichen und geistlichen Arm eben bequem und anschaulich ist, alles Amtes und Brotes oder Titels und Rufes wegen. Sehr wenig sagt ihm das Geschäft eines Rechtsanwalts zu; gehört doch zu ihm nach seiner Meinung hauptsächlich Rabulisterei, und macht es hartherzig! Auch behagt ihm das Leben hinter den Aktenschanzen der staubigen Schreibstube gar wenig.

Die Naturwissenschaften anlangend, so warnt Zschokke ihre Jünger vor einer Überschätzung der Erfahrungsgesetze im Gegensatz zu den Vernunftgesetzen. Indem er an die oben festgestellte Verwandtschaft zwischen Geist und Natur erinnert, kommt er zu dem Ergebnis, daß die auf Naturerscheinungen angewandten Vernunftgesetze das Ansehen von Naturgesetzen haben können, denen sich alle Erfahrung zu unterwerfen hat, und zwar in dem Grade, daß beim Widerspruch beider nicht das Gesetz, sondern die Erfahrung als Irrtum verworfen werden muß. Deshalb werden die Naturforscher wohl der Vernunft ein Plätzchen bei ihren Schmelztiegeln und galvanischen oder elektrochemischen Apparaten einräumen müssen und dürfen sie nicht die Erfahrung hoch über alle Gesetze der Erkenntnis stellen. Und wenn sie am Ende auch die Gleichartigkeit des Geistes und der Natur, beide als Wesendes, oder daß der Geist in seinem Wissen das Bewußtsein der Natur sei, nicht gelten oder etwa dahingestellt sein lassen wollen, so werden sie doch eingestehen müssen, daß sie ohne die Erkenntnisgesetze des Geistes gar keine Erfahrungen machen könnten. Sie werden nicht leugnen, nicht einmal zweifeln, daß sie vermittelst ihrer Sinnesempfindungen von äußeren oder stofflichen Gegenständen überall nichts gewahren als ihre Ausdehnung, Form, Farbe und ihre aufeinander folgenden gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Veränderungen. Selbst was sie darin Wirkung und Ursprung nennen, ist Sache und Zugabe des Geistes, Folgerung aus dem Gesetz des Erkennens, dem die in Gedankliches verwandelten Naturerscheinungen notwendig unterworfen bleiben. Ohne solches Gesetz würde ein Lavoisier, ein Berzelius so

wenig wie ein vernunftloses Tier Versuche anzustellen imstande sein. Allerdings gehören zur Erkenntnis der Natur sinnlich gegebene Erscheinungen. Ohne Kunde vom Vorhandenen oder Bewirkten ist kein Wissen von ihm möglich. Das Mangelhafte der Erkenntnis von Tatsachen gewährt mangelhafte Erkenntnis von Ursachen. Da diese aber zu jenen vom Gesetztum des menschlichen Geistes gefordert werden, behelfen wir uns im Notfall auch wohl mit Voraussetzungen von Ursachen oder Verhältnissen, um vorläufig den Zusammenhang der Dinge zu erklären. Alle Voraussetzungen zur Erklärung von Naturerscheinungen umspannen eine gewisse Summe von Erfahrungen und stützen sich auf sie. Sie haben darin einige Ähnlichkeit mit bloß abgezogenen Begriffen. Die Voraussetzung kann, wie der abgezogene Begriff, bald zu weit bald zu eng sein und steht oder fällt mit neuen Erfahrungen, die übereinstimmend oder widersprechend sind. Die eigentlichen, allgemeinen Naturgesetze sind von allen Erfahrungen so unabhängig, wie das Gesetztum des Denkens unabhängig vom Wechsel der Vorstellungen ist. Freilich gelangen wir durch Vorstellungen erst zum Wahrnehmen des Denkgesetzes und durch Erfahrung zur Vorstellung der allgemeinen Naturgesetze. Aber Erfahrungen können so wenig die Richtigkeit und Wahrheit der Naturgesetze als Vorstellungen an sich die Richtigkeit der Denkgesetze beweisen. Vielmehr wird die Richtigkeit der Erfahrung und aller Erkenntnisurteile erst durch Übereinstimmung mit der Vernunft und dem mit ihr gleichartigen allgemeinen Naturgesetz dargetan, die das Unwandelbare im Wandelbaren sind. Das unabwehrbare Wissen vom Wesenden ist die Idee. Aber Erscheinungen in der Sinnenwelt oder Vorstellungen von derselben sind keine Ideen, wie Unendlichkeit, Heiligkeit usw., sondern nur Erfüllung der Idee durch das Bedingte und Endliche in den Erscheinungen und Vorstellungen.

Wir haben bereits Zschokkes Ansichten von den Krankheiten kennen gelernt. Mit diesen ist naturgemäß seine Auffassung von der Heilkunde aufs innigste verflochten. Eine ungewisse Kunst wird die des Arztes nach seiner Meinung wohl

immerdar bleiben, weil sie auf Erfahrungen beruht, deren Wiederanwendung und Ergebnis durch vielerlei unerforschbare Zustände und Verhältnisse fast überall anders bedingt ist. Und wie genau schon unsere Kenntnis vom Bau und Bestand, Bestimmung und Zusammenhang der äußeren und inneren Gliedmaßen des Menschenleibes sein mag, und obwohl wir selbst der zartesten Nerven Richtung, Gewebe und Verflechtung beobachten, so erblicken wir doch nur das tote Stoffliche, nicht dasjenige, dessen Träger es ist, nicht das geheimnisvolle Spiel der bewegenden Kräfte, nicht die durch sie vom Lebens-chemismus bewirkten Verwandlungen der Stoffe, nicht Bedeutung der Nerven-Häufungen und -Verzweigungen und was sie bewegt oder lähmt, zumal als Organe der Innen-sinne des Seelischen. Noch ist dies geheimnisvolle Reich von undurchdringlicher Finsternis bedeckt. Wird je ein Strahl der Wissenschaft da hineinleuchten? In der unterbrochenen Wechselerregung zwischen uns noch zu wenig bekannten mannigfaltigen Artungen der Stoffe und Bewegkräfte sowie dieser und des Lebens, des Seelischen und Geistigen bleibt uns selbst der erste, eigentliche Quell der meisten Krankheiten des Lebens verborgen. Deshalb begegnen wir in unserer Unwissenheit dem Übel erst da, wo es sich hervorbrechend äußert. An der homöopathischen Behandlung lobt er den richtigen Gedanken, daß sie der Natur des Kranken zu seiner Selbstheilung mehr vertraue als der Kunst und die Tätigkeit des in seinem Gebilde schaffenden Lebens durch naturgemäßere und behutsam gewährte Erregungsmittel unterstütze. Aber er erklärt es für verfehlt, diese Behandlung auf alle Fälle anwenden zu wollen. In unserer Unbekanntschaft mit den innersten Vorgängen des menschlichen Organismus, in dieser ewigen Nacht, mit der die Natur nach seiner Ansicht jene bedeckt hat, erblickt Zschokke eine Mahnung für das menschliche Geschlecht, daß es das einzige, allein wirksame Mittel ergreife, naturgemäße Einfachheit der Lebensweise in Nahrung, Trank und Befriedigung der Triebe, Verhütung der Ehen unter Ungesunden oder in zu naher Blutsverwandtschaft, Mäßigung in allem. Nur Rückkehr zur Einfalt der

Natur, nicht Kampf wider ihr unabänderbares Gesetz rettet vom Elend der Krankheiten. Und darum erscheint ihm die Prophylaxe d. h. die Erforschung der Natur des einzelnen Menschen und seine Bewahrung vor Krankheit durch angemessene Lebensordnung der wichtigste Teil der Tätigkeit des Arztes und empfiehlt er angelegentlich die Einsetzung von Gesundheitswächtern in Städten und Dörfern.

Auf dieser Auffassung beruht es auch, daß wir in Zschokkes Schriften mehrfach kleine humoristische Ausfälle gegen die Ärzte und ihre Kunst antreffen, welche meist auf den Gedanken hinauslaufen, die Natur sei der bessere Heilkünstler. Nichts wäre aber verfehlter, als daraus schließen zu wollen, Zschokke suche das Volk von ihrer Zuziehung in Krankheitsfällen abzubringen. Im Gegenteil wirkt er, wie es bei einem solchen Manne nicht anders sein kann, auch in dieser Beziehung aufklärend. Gegen eine solche Auffassung spricht auch laut das außergewöhnlich schöne Verhältnis, das zwischen ihm und seinem treuen Hausarzte und vieljährigen Freunde Dr. Heinrich Schmuziger obwaltete, dem er an jedem Neujahrsmorgen einen poetischen Gruß übersandte und dem er auch die große Erzählung „Addrich im Moos“ widmete. In einem jener Neujahrsgedichte heißt es:

Dein göttlicher Beruf als Heiland vieler Kranken!
Du säest Heil, du erntest Segen ein.
Kein goldner Regen kann der Tugend danken,
Wo ihren Dank dir tausend Herzen weihn.

Aber bei aller Anerkennung der hilfreichen Tätigkeit des vielbewährten Freundes bringt Zschokke in seinem nicht zurückzudrängenden Freimut auch in diesen Gedichten zum Ausdruck, daß im letzten Grunde nicht so sehr die Kunst des Arztes als der ewig gleiche Mut und die Gottergebenheit die Engel sind, welche alle Schmerzen und selbst den Tod vertreiben. Er selbst hat, wie bereits erwähnt, einen unüberwindlichen Ekel vor Menschenleichnamen auf Hygieens Altar

und deshalb sich nie entschließen können, an den medizinischen Studien teilzunehmen. Als vielleicht nicht uninteressante Einzelheit mag zum Schluß noch erwähnt werden, daß er ein eifriger Anhänger der Überimpfung von Kuhpocken auf den Menschen ist, und daß er ihren Entdecker, Dr. Jenner, für einen der größten Wohltäter des Menschengeschlechts ansieht und ihn mit de l'Epée, Pestalozzi und Rumford zu den Männern rechnet, die ohne Teufelskünste Engel sind, weil sie sich dem Heil der Welt aufopfern.



VII.

Das Schöne. Verhältnis zur Kunst.

Der Sinn für das Schöne, diese dem Gemüte gewordene reinste Gabe, ist, wie religiöser Sinn, allen Völkern des Erdbodens gemein; er ist der erste Keim des Menschlich-Großen, der sich im Wilden entfaltet und ihn menschlicher macht. Das vernunftlose Geschöpf empfindet kein Wohlgefallen am Schönen. Wie arm aber ein Wilder noch an Begriffen und Worten auch sein möge, so äußert er schon Lust an Pracht und Glanz der Farben, Widerwillen gegen Abscheuerregendes; er selbst will dies nicht für andere sein. Seine Eigenliebe verlangt, daß sein Wert auch von anderen anerkannt, bewundert, geliebkost werde. Es empört ihn, Gegenstand der Verachtung oder des Ekels zu sein. Und wenn er es wird, was er doch nicht zu sein wünscht, oder wenn er sich bewußt ist, das schmeichelnde Lob nicht zu verdienen, dessen er doch wert sein möchte, fühlt sich in ihm die Selbstliebe gedemütigt, und dies Gefühl geht in leisen Schmerz der Beschämung über. Schamhaftigkeit ist das Gewissen der menschlichen Selbstliebe, die Erfinderin vom Feigenblatte der ersten Eltern im Paradiese, die früheste Warnerin, das zu entfernen, was die Sinne anderer beleidigt, die Führerin zum Liebenswürdigen und Edlen. Fehlt sie dem Menschen, so lebt er entweder noch im Zustand unmündiger Kindheit oder in dem noch schlimmeren einer selbstverschuldeten Verworfenheit, wo

er, ohne Achtung vor sich, gleichgültig gegen die der anderen, schamlose Frechheit für Selbstgefühl seines Wertes gibt.

So liegt das Gefühl für das Anmutige, das Streben nach ihm in jedem Menschen.

Wie bereits in dem Kapitel „über die drei menschlichen Ideale" gesagt, findet allein in dem Urbild des Schönen, in dem unbedingt und unendlich Schönen eine Verschmelzung der drei Ideale, eine höhere Gefühle anregende Einheit des Heiligen, des Wahren und des Anmutigen statt. Darum gefällt es; nicht eines andern Zweckes willen, sondern durch sich selbst, weil es eben das Ziel aller Sehnsucht unseres Gemütes ist. In sinnlicher Darstellung wird das Anmutigste unschön, sobald es das Zartgefühl des Heiligen empört. Wir können nicht lieben, was wir als Schändlichkeit verabscheuen. Aber auch die Darstellung der tugendhaftesten Tat ist unschön, wenn sie mit ekelerregenden Gegenständen verknüpft gegeben wird. Und gleichgültig läßt uns, was auch Heiliges und Anmutiges hingebildet werde, wenn es ungemäß dem Erkenntnisgesetz verworren, zusammenhangslos, unverständlich dasteht ohne Einheit im Mannigfaltigen, ohne Schein von Wahrheit, als in sich Unmögliches. So sind nicht Anmut, nicht Wahrheit, nicht Tugend einzeln für sich das Schöne, sondern erst in ihrer Vereinigung, als göttliches Geschwister.

Der rohe, noch dem Tiertum nahestehende Mensch nennt schön, was seine Sinne reizt, wie roh es auch sei. Kindern gefallen brennende Farben, rauschende Klänge. Der Wilde schmückt sich mit bunten Federn, die rohe Bäuerin mit flatternden Bändern, die geschmacklose Weltdame mit einer Modetracht, wie entstellend sie auch sein möge. Der reifere Verstand fordert mit Anmut verbundene Einfalt, Klarheit, Ebenmaß, Einheit im Mannigfaltigen, Wahrscheinlichkeit. Der höhere sittliche Mensch aber findet nicht mehr schön, was nicht auch gut ist oder gar dem Gefühl des Heiligen feindselig entgegensteht.

Doch eins wie das andere trägt nur dann erst das Gepräge echter Schönheit, nicht wenn es vom Verstand dafür

erkannt wird, sondern, im Gemüt empfangen, höhere Gefühle entzündet, höhere, als die in der tierischen Natur entzündbar sind, höhere, weil sie Gegensatz und Abglanz des Wahren und Heiligen und Anmutigen im Seelischen werden. Eben durch die Anregungen des Geistes in der Klarheit seines Bewußtseins wird, wie bereits an anderer Stelle hervorgehoben, die menschliche Seele mit allen ihren Sinnesvermögen veredelter, als sie im unbegeisteten Tier erscheinen kann, ungeachtet sie wesenhaft eins und dasselbe in beiden besteht.

Diese Grundsätze geben Zschokke den Maßstab für die Beurteilung aller Kunstwerke. Dabei ist er sich aber dessen wohl bewußt, daß das Werk des glücklichsten Künstlers allzeit tief unter seinem Ideale liegt, und deshalb hält er sich auch von aller unfruchtbaren Kritik fern. Er ehrt die menschliche Kunst und bewundert ihre Werke, wiewohl sie der göttlichen Kunst der bildenden Natur unendlich nachstehen. Die glänzendste Kunstschöpfung des Pinsels steht nach seinem Geschmack dürr und arm neben der lebendigen Natur und ihrer Unerschöpflichkeit in Formen, Farben und Gedanken, und er hört viel lieber eine Nachtigall singen als einen wunderbaren Künstler, der ihr glücklich nachpfeift. Gerade daß das Wesen der Natur die absichtsloseste Unschuld und ein reines Selbstgefallen an ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit ist, macht sie ihm so schön und bewunderungswürdig. Bei den menschlichen Kunstwerken dagegen trübt ihm der finstere Gedanke den Genuß, daß sie alle doch nicht Werke der harmlosen Liebe zum Schönen seien, sondern nur Schöpfungen menschlicher Hoffart und Fußgestelle eitlen Stolzes. Doch hindert ihn dies keineswegs, die Wichtigkeit der Pflege der Künste in gleicher Weise, wie diejenige der Wissenschaften, anzuerkennen, und er trägt kein Bedenken auszusprechen, daß ohne sie kein Reich blühend, kein Fürst groß werden könne, und daß sie deshalb eine der ersten königlichen Sorgen sein müsse.

Er warnt mittelmäßige Talente davor, die Ausübung der Kunst zum Lebensberufe zu machen, und rät, sich mit

ihr auf die von anderer Beschäftigung freigelassenen Mußestunden zu beschränken; denn während Mittelmäßigkeit des Talents überall sonst in der Welt eine brauchbare und glückliche Rolle spielen könne, sogar oft eine glücklichere als das glänzendste Genie, stehe sie im Gebiete der Kunst völlig verlassen. Hier gelte nur: entweder alles oder nichts.

Bei einem Dichter bedarf es keiner Begründung, wenn wir die Dichtkunst voranstellen.

Der enge Zusammenhang aller Kunst mit der Religion ist bereits angedeutet worden, und so führt Zschokke auch seine eigenen ersten poetischen Versuche auf den Drang zurück, dem gepreßten Herzen Luft zu machen in Unterredungen mit Gott. Unwillkürlich stellt sich da die Notwendigkeit heraus, in edlerer Sprache zu reden. So entstehen Verse, möglichst getragen und in der Art des Kirchenliedes. Dies scheint Zschokke der Ursprung aller Poesie zu sein. Der Geist schafft, was ihm die Sinnenwelt nicht zeigt und doch Gegenstand seines ewigen Sehnens bleibt, in sich selber, indem er seine Ideen umkörpert, in sinnliches Gewand hüllt, aus den Schätzen des Gedächtnisses, aus allen Bildern, allen seinen Erfahrungen eine neue Welt baut, geordnet nach dem Gesetz der Vernunft, eine Welt der Wahrheit und Heiligkeit, von Anmut umflossen. Diese Art und Richtung der Geistestätigkeit wird Dichtungsvermögen (oder Imagination) genannt. Im Denken steigt der Geist von den gegebenen und im Gedächtnis bewahrten Erfahrungen zu seinen Urideen empor; im Dichten senkt oder versetzt er seine höchsten Ideen in das Irdische nieder, als wären sie in der Außenwelt Gegebenes. Im Denker wie im Dichter offenbart sich des Geistes schöpferische Kraft, nur in entgegengesetzten Richtungen. Jeder große Denker ist zugleich dichtend; jeder große Dichter zugleich denkend. Alle Dichtungen sind zwar Einbildungen, aber verschieden wie Imagination und Phantasie; jene ist das willkürliche Erfinden, Ersinnen, Dichten des Geistes, diese mehr unwillkürliches, seelisches Einbilden. Dichtungen entstehen durch Einwirkung des sich bewußten, wählenden

Geistes auf das ihm dienstbare Gedächtnis; bloße Einbildungen sind unwillkürliche Einwirkungen der Seele auf den Geist vermittelst Erinnerungen oder Erregungen des Gedächtnisses. Ohne Gedächtnis besteht weder Einbildung noch Traum noch Dichtung. Daher, wenn in der Kindheit das Gedächtnis arm und leer von mannigfaltigen Eindrücken der Sinnenwelt ist oder wenn im hohen Alter die spröde gewordenen Organe des Gedächtnissinnes ihre Erregbarkeit eingebüßt haben, wird die Schöpferkraft des Dichters wie des Denkers vermindert. Dem Dichter ist das mittlere, männliche Alter holder, in welchem bei ganzer Lebensfülle und Reizbarkeit der Nerven im Gedächtnis ein Reichtum der Kenntnis und Erfahrung prangt, dem Denker aber das spätere, erfahrungsreichere Mannesalter, in welchem sein Geist weniger von Bewegungen im Gemüt und Einwirkungen der allzu erregbaren Innensinne in seinem ernsten Geschäft gestört oder betrogen und irregelockt wird.

Wie alle Kunst, muß die Dichtkunst völlig frei von jedem äußeren Zwange ausgeübt werden, um wirklich Vollendetes hervorzubringen. Von Dichtungen auf höheren Befehl, die er erzwungene Arbeiten nennt, will er nichts wissen; denn die Musen und Nachtigallen singen, wie man wisse, immer am schönsten in der Freiheit, und die königlichsten Geschenke können keinen Funken Begeisterung erkaufen.

Reine, zarte, kunstlose Empfindung, Natürlichkeit muß in der Dichtung zum Ausdruck kommen; alle Ziererei, alles Erkünstelte, aller leere, klingelnde, unverständliche Wortschwall ist ihm ebenso zuwider wie alle Modepoesie.

Der Dichter ist ihm ein geborener Anbeter des Erhabenen und Schönen. Ein echtes, rechtes Dichterleben schildert er uns in der kurzen Lebensbeschreibung des früh verstorbenen Dichters Schulze von Celle, jenes „nordischen Ariosto", der nach seinem Urteil, alles Zaubers deutscher Sprache und schönen Versbaues mächtig, mit Ossians wehmütigem Ernst Wielands reizende Gewandtheit und Schillers Wunderklang in deutscher Zunge verbindet und beide in Tiefe und Innig-

keit des Gefühls, in zarterer Farbengebung, in Schilderung der Natur und Taten übertrifft.

Zur Hervorbringung großer poetischer Kunstwerke bedarf der Geist des Dichters nach seiner Meinung großer Taten, gewaltiger Schicksale eines Volkes, Leidenschaften, Untergänge und Triumphe der Menschheit als Vordergrundes; Landschaften bilden ihm trotz aller seiner Vorliebe für die Natur nur den leblosen Hintergrund jener. Ohne freies, öffentliches Leben verschimmelt die Volkskraft in Spießbürgertum. Der schöne Dichtergeist beschäftigt sich dann höchstens noch mit Blumen und Bächen, Liebe und Tränen. Aber freilich gilt dies ebenso wie für den Dichter auch für die Ausbildung des Genies auf anderen Gebieten; es verkümmert in kleinen Verhältnissen. Es wäre aber falsch, hieraus zu schließen, Zschokke würdige den Wert kleinerer Kunstwerke, die eines solchen großartigen Vordergrundes entbehren, nicht. Widerspricht dem schon seine eigene dichterische Betätigung, die sich mit wenigen Ausnahmen auf das letztere Gebiet beschränkt, so zeigt ebendasselbe vor allem die hohe Schätzung der von ihm ins Deutsche übertragenen oder vielmehr nachgebildeten Genfer Novellen von Töpffer. Diese kleinen, auf alles Großartige völlig verzichtleistenden Erzählungen gewähren ihm durch den in ihnen verbreiteten Reiz von Natürlichkeit, Feinsinn und Anmut so reichen und reinen Genuß, wie selten eine der „neueren“ Gaben der Tagesliteratur. Es sind ihm „zarte Abspiegelungen des innersten Seelenlebens, in denen man nicht selten, überrascht und lächelnd, sich selber wiedererblickt mit seinen eigenen träumerischen Zuständen, Stimmungen, Verstimmungen und geheimen Selbsttäuschungen, die man niemandem gestehen mag und für die das Geständnis auch nicht leicht das richtige Wort findet“, kleine niedliche Seelengemälde.

Eifrig warnt er davor, die Parallele zwischen älteren und neueren Dichtern zu ziehen oder auch nur zwischen Dichtern aus verschiedenen Sprachen. Denn immer werde das Urteil durch Nebenumstände bestochen, die der Beurteiler

oft selbst nicht ahne. Die deutsche Sprache insbesondere erklärt er für noch nicht reif; sie sei in sich selber noch ungewiß, unbestimmt, nicht fest geordnet. Sie schwanke noch in ihren Bedeutungen wie in ihrer Rechtschreibung. Sie überlade sich mit Wörtern fremder Zungen und baue ihre Rechtschreibung bald nach lateinischer bald nach französischer Art. Die hervorragendsten Geister in Deutschland hätten das Wesentlichste für ihren eigenen Ruhm vergessen, nämlich eine reine deutsche Sprache zu bilden, und sich in der Sprache zum gemeinen Haufen niedergelassen, statt diesen zu sich zu erheben und erst sprechen zu lehren. Sie schrieben in einem wunderlichen Mischmasch von Wörtern, die ebenso oft französisch, griechisch, italienisch, lateinisch und englisch wie deutsch seien. Jede Sprache sei schön, wenn sie, ihrer Natur und Eigentümlichkeit getreu, nur diese entfalte, nicht fremden Putz. Die deutsche Sprache aber sei nicht schön, sondern krank; ihre Fülle sei keine strotzende Gesundheit. Deshalb würden auch die Werke der großen deutschen Schriftsteller früh veralten mit der noch allzu wandelbaren Sprache.

Von seiner eigenen dichterischen Tätigkeit urteilt er allzu bescheiden, daß es sich dabei nur um flüchtige Spiele seiner Mußestunden handle, und daß, Vollendetes zu liefern, es ihm an Lust, an Zeit, an Beharrlichkeit, am Bewußtsein des Mangels höherer Weihe gefehlt habe. „Wessen Harfentönen nicht die Jahrhunderte mit Entzücken zuhören mögen, der verschwendet sein Leben umsonst in Klimpereien.“ Für ihn lag, wie er eingesteht, nun einmal die höchste Würde des Schriftstellertums im Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit, Menschenrecht und Geistesveredelung der Zeitgenossen. Dafür mußten selbst die dichterischen Gebilde dienen, in die er seine Erfahrungen und Ansichten hüllte, wie der Arzneihändler seine Pillen in Goldschaum oder Zucker. Mit ihnen schmuggelte er so manche Wahrheit in die Welt ein, so manche Erinnerung ins Herz, die von Kanzel und Katheder herab sich zu Tode fällt. Bloße Gaukelspiele des Witzes und Luftsprünge der Einbildungskraft, wieviel sie der sogenannten poetischen Höhe und Tiefe haben

mögen, genügten ihm nicht. Was nicht auf eine oder andere Art den Menschengeist emporlüpft, trägt nach seiner Ansicht nicht das reine Gepräge des Schönen, ist nur Seiltänzerei der Phantasie. Diese auf seiner oben wiedergegebenen Bestimmung des Schönen beruhende Auffassung gibt seiner Dichtkunst die Richtung, und zwar auf das Volkstümliche, allerdings in einem höheren Sinne, als er damit gemeinhin verbunden wird. Diesem Zwecke diente vor allem das Volksblatt „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote", dem er, genau angepaßt der Bildungsstufe des Volkes, die Charaktermaske eines treuherzigen Plauderers gab, der mehr zu wissen scheint, als er eben sagt, und wie unabsichtlich mit schlauer Einfalt und kindlicher Gutmütigkeit Wahrheiten zu Markte trägt. So fallen bei Zschokke im Grunde genommen seine Tätigkeit als Volkslehrer und die als Dichter zusammen. Daß er für das Verständnis des Volkes und seiner geistigen Bedürfnisse sowie für ihre Befriedigung eine hervorragende Befähigung mitbrachte, ist unleugbar und beweist auch die ungeheure Verbreitung gerade seiner Volksschriften. Aber auch bei den gebildeteren Ständen erzielte er als Dichter und Schriftsteller großen Erfolg. Er selbst schildert im „Besuch im Marienbade" humoristisch die Unbequemlichkeiten, welche ihm auf der Reise aus seiner Berühmtheit erwuchsen. Und auch heute noch werden seine Novellen gern gelesen, am liebsten wohl von dem heranwachsenden Geschlecht, für das sie auch ihres zugleich belehrenden und zum Idealen anregenden Inhalts wegen am meisten bestimmt sind. Vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, mag diese Tendenz der Belehrung allerdings als Nachteil empfunden werden. Aber uns will der Standpunkt, den Zschokke zur Dichtkunst einnimmt, doch als der erhabenere dünken, um so mehr als in den meisten seiner Erzählungen die Tendenz keineswegs aufdringlich hervortritt, vielmehr in durchaus künstlerischer Weise so in das Ganze hineingewebt ist, daß sie den meisten Lesern überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt. Ein sich aus dieser Richtung ergebender Mangel bleibt freilich auch nach unserer Meinung bestehen. Viele seiner Helden, welche die gerade zu veran=

schaulichende Idee verkörpern, sind mit allzu großen Geistes-, Gemüts- und auch körperlichen Gaben ausgestattet und allzu sehr Idealgestalten, als daß sie unseren Herzen wirklich nahe treten könnten. Aber finden wir diesen Fehler nicht auch bei hervorragenden Dichtern, die den sogenannten rein künstlerischen Standpunkt vertreten? Daß Zschokkes Auffassung von der Dichtkunst trotz erheblicher Verschiedenheiten auch wesentliche Ähnlichkeiten mit der des Matthias Claudius, namentlich in der Zuweisung anderer als rein künstlerischer Aufgaben und der damit zusammenhängenden volkstümlichen Richtung aufweist, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein. Sein „Schweizerbote" gleicht, wenn auch nicht dem Inhalte, so doch der Absicht und ganzen Art nach dem „Asmus" des Claudius, der teilweise zur selben Zeit erschien, fast aufs Haar.

Mit seiner Richtung auf das Volkstümliche hängt die hohe Schätzung zusammen, welche er den Volkssagen und Volksliedern sowie dem Märchen angedeihen läßt. Finden wir in ihnen doch immer einen Abdruck der Gemütsgestaltung der Völker wieder, wodurch sie zu wesentlichen Beiträgen für die Menschenkenntnis und Sittengeschichte werden! Auch seine hohe und eigenartige Würdigung des Wertes der Satire und der Aufgabe des Satirikers steht mit der Richtung seiner Dichtkunst in engem Zusammenhange. Zur Satire gehören ebensowohl Herzensgüte wie Witz. Der spottende Scherz, welcher die menschliche T o r h e i t belachen will, ohne dem Menschen wehe zu tun, ist oft das Eigentum der besten Seelen und himmelweit von jener Satire befreit, die aus Schadenfreude hervorgeht und Bitterkeit auf den Lippen trägt. So wie der gesunde Mutterwitz gewöhnlich das Abstechende gelehrter Albernheiten am richtigsten und geschwindesten erkennt, fühlen unbefangene, kindliche Gemüter das Sonderbare und Widerspruchsvolle der Meinungen, Sitten und Handlungsarten am lebhaftesten, weil sie von Natur schon denselben am fremdesten sind.

Was die einzelnen Vertreter der Dichtkunst anlangt, so stehen ihm „unsere herrlichen Alten", Klopstock, Schiller, Wie-

land, Goethe, Bürger, Salis, am höchsten; zu ihnen rechnet er aber auch z. B. den vorgenannten Schulze von Celle, Sonnenberg und Körner, deren frühes Dahinwelken er als ein schweres Verhängnis für Deutschlands Musenhain empfindet. Schiller ist ihm noch lieber als Goethe. Dieses Kunstgewandtheit und Talentgröße staunt er mit Bewunderung an, Schiller aber muß er mehr als bewundern, muß er lieben, weil sein Sang naturwahr aus der Tiefe deutschen Gemüts, begeisternd ans Herz der Hörer, nicht nur ans kunstrichternde Ohr schlage. Goethes „Idee von der chemischen Seelen-Wahlverwandtschaft der Menschen, die er mit seinem Roman als eine gar bequeme Entschuldigungslehre in den Kreis unserer Mädchen und jungen Frauen einführen wollte", scheint ihm weiter nichts als ein närrischer Einfall — ein Urteil, das uns im Munde eines Mannes, der überall die moralische Seite so stark hervorkehrt, nicht befremden kann. Sehr hoch schätzt er, wie natürlich, Uhland, „den deutsch-gemütlichen Sänger der Natur", den bereits genannten Salis-Seewis, „dessen Lieder so gemütvoll und einfach sind, wie er selbst war", vor allem aber Jean Paul. Ihn nennt er einen der Männer seines Herzens. Uns scheint auch eine gewisse Ähnlichkeit mancher Zschokkeschen Schriften mit denen Jean Pauls unverkennbar.

Musik ist noch Seelensprache, obgleich nicht mehr reine Stimme der Natur, doch durch menschliche Kunst im Gang und Wechsel, Steigen, Fallen, Zusammenklang, Übergang und Zeitmaß der Töne ein Gleichartiges geworden, eine Malerei der Empfindungen und Gefühle unter dem adelnden Einfluß des Geistes, durch Wahl, Ebenmaß und berechnete Ordnung des Ganzen und der Teile Werk seines Wesens. Zschokke besaß offenbar von Natur eine starke Empfänglichkeit für die Wirkungen der Musik. Denn, wie er uns erzählt, berauschte ihn schon als Knaben die geheimnisvolle Gewalt der Töne jedesmal bis zur vollen Selbstvergessung. Unbekümmert um die Anwesenden weinte er sich dann satt, ohne zu wissen warum, und schwamm in Seligkeit und Tränen. Trotzdem mußte der Klavierunterricht mangels jeglichen Erfolges wieder aufgegeben werden. Aber jenes natürliche Ge-

fühl für die Musik, jene ungekünstelte innige Freude an ihr blieb auch in späteren Jahren, und oft war die Musik das einzige Mittel, den finsteren Geist der Schwermut zu bannen. Deshalb schildert er die Einwirkung der Musik auf das menschliche Gemüt auch besonders gern und häufig in seinen Schriften, sei es als zartes Annäherungsmittel zwischen Liebenden sei es als Trostmittel in großem Schmerz, als wirksames Bannmittel schwermütigen Geistes oder endlich als Mittel zur geistigen Erhebung in schönen Stunden. Immer ist für ihn Musik Seelenwein, der den Seligen traurig und den Traurigen selig macht und so zur wahren Mutter der Lebensweisheit wird; denn in frohen Stunden auch des Schmerzes eingedenk sein und in Tagen des Schmerzes lächeln können, das bewahrt uns in edlem Gleichmut gegen den Übermut und den Kleinmut. Bringt er es auch nicht unmittelbar zum Ausdruck, so sind wir doch berechtigt anzunehmen, daß er, wie Claudius, die Musik nur um dieser ihrer seelischen Einwirkung willen schätzt, und daß er in der Erreichung dieses Zieles, nicht aber einer möglichst großen Kunstfertigkeit ihre Aufgabe erblickt.

Auch den National*tänzen* legt er, wie den Volkssagen und Volksliedern, eine große Bedeutung für die Äußerung der Gemütsgestaltung eines Volkes bei. Keineswegs ist die dem Tanze zukommende Aufgabe begrenzt in der Freudenäußerung der liebelustigen Jünglinge und Mädchen, jungen Frauen und jungen Männer in Walzer, Polonaisen usw., zu welcher sie heutzutage zusammengeschrumpft ist. Bei den Naturvölkern ist der Tanz noch etwas Ernstvolleres, Sinnigeres; sie tanzen zu allen ihren großen Begebenheiten und Handlungen im Leben. Schon die Namen sagen, was das für Tänze sind: der Opfertanz, der Hochzeitstanz, der Lanzentanz, der Heimkehrtanz, der Kriegstanz, der Totentanz usw. Auch bei allen Nationen des Altertums war der Tanz bedeutsamer, weil sie der Natur näher standen und ihre Gefühle auf eine verschönerte Weise auszudrücken strebten. Er erinnert daran, daß noch König David, der Held, vor der Bundeslade hertanzte, recht religiös tanzte, und fragt: „Wel-

cher König könnte noch in so heiligem Entzücken vor seinem Volke, ja, nur welcher Generalleutnant vor seinen Regimentern, welcher Pfarrer vor seiner christlichen Gemeinde tanzen? Man würde es sehr albern und unanständig finden. Man sagt: unsere Sitten sind ganz verschieden von den Sitten jener Nationen des Altertums und Naturtums. Ich glaube es wohl. Der Tanz aber ist so wenig bloße Sitte, als die Musik, die Poesie, als die Beredsamkeit, als die Baukunst. Nur die Anwendung der Künste hängt von der Sitte ab, und die Schuld und Unschuld der Sitte entspringt aus der Schuld und Unschuld der Gemütsweise des Volkes".

Nirgends findet sich nach Zschokkes Urteil eine innigere Vereinigung aller Künste als auf der Schaubühne. Das war es, was den jungen Zschokke anlockte, wenn auch nicht zur unmittelbaren Betätigung auf ihr, so doch zum unmittelbar praktischen Wirken für sie und in ihrem Dienste. Zweifellos steckte in ihm ein starker Sinn für das Romantische. Das zeigt uns nicht nur seine hohe Schätzung des Dichters Wieland, sondern auch eine größere Anzahl seiner eigenen Dichtungen wie überhaupt seine Weltanschauung, welche bei aller Verstandesklarheit manche kühne, gewagte Annahme enthält, ja sogar bisweilen einen Hang zum Wunderbaren verrät. Das soll beileibe nicht einen Tadel bedeuten; dafür ist Zschokke Dichter, und auch nach unserer Meinung trifft ein phantasievolles Schauen häufig eher das Richtige als ein rein verstandesmäßiges. In demselben Maße aber, wie sich hieraus seine von ihm selbst bezeugte Begeisterung für die Schaubühne herleiten läßt, scheint uns in seiner gesamten Denkweise begründet das im ganzen doch wenig günstige Urteil, welches er über die Schauspielkunst und namentlich über ihre Vertreter fällt. Schon die Bestimmung ihrer Hauptaufgabe läßt dies erkennen. Sie besteht für ihn darin, durch den Schein die Zuschauer für einige Zeit der Wirklichkeit zu entrücken und ins schöne Wunderland der Phantasie zu entführen. Vor allem stößt ihn die Abhängigkeit des Schauspielers vom Publikum zurück, die eine Abhängigkeit ist nicht nur von einem zartfühlenden, gebildeten

Publikum mit geläutertem Geschmack, sondern von der gemischten Menge, welche sich zum Schauspielhause drängt. Es kann nicht fehlen, daß ein Mann, der, wie Zschokke, gerade im Gegensatz zu der Wirkung durch den Schein überall die Natürlichkeit, die Individualität und die Notwendigkeit des Geleitetwerdens der Phantasie durch den Verstand hervorkehrt, im Grunde seines Herzens der Ausübung einer solchen Kunst ferner steht. Deshalb scheut er nicht vor dem scharfen Urteil zurück: „Die besten Schauspieler sind am Ende doch nur geschickte Affen der Natur." Die Hauptgefahr aber besteht nach seiner Ansicht für den Schauspieler darin, daß sich sein Charakter an allerlei Rollen, die er gespielt, so glatt abschleift, daß sich darin kein eigentümliches Merkmal mehr wahrnehmen läßt. Dieser Übelstand, der allerdings nicht so sehr die Schauspielkunst oder ihre Vertreter als solche, wie als Menschen betrifft, wiegt naturgemäß bei einem Beurteiler sehr schwer, der überall die moralische Seite in den Vordergrund zu stellen gewohnt ist. Hinzu kommt, daß Zschokke, wie mehrfach hervorgehoben, das Leben der Schauspieler außerhalb der Bühne, sozusagen hinter den Kulissen, und zwar gerade in seiner wenigst schönen Beziehung hinreichend kennen gelernt hat. Seitdem ist seine Auffassung, als hange am Schauspieler auch im Alltagsleben etwas von der Glorie, mit welcher ihn der Dichter auf den Brettern erscheinen läßt, gründlich geschwunden. Ihr Hadern und Zanken über gegenseitige Intriguen und Kabalen, ihr Jagdmachen auf Gönner, Liebschaften, Schmaus- und Trinkgelage, ihre Verstellung im alltäglichen Verkehr, ihr Schuldenmachen lassen sie ihm durchaus nicht mehr als Schillers „Menschen mit dem Palmenzweige" erscheinen. Um aber voreiligen Schlüssen hieraus vorzubeugen, müssen wir daran erinnern, daß es Schauspieler niederen Grades waren, mit denen Zschokke zusammenkam und an denen er diese Beobachtungen machte, meist arbeitsscheue Gesellen, entlaufene Weiber, ungeratene Söhne, gefallsüchtige Mädchen, verdorbene Studenten, wie er selbst sie nennt. Sie können nicht als Repräsentanten des ganzen ehrenwerten Standes gelten,

der überdies heutzutage eine gänzlich andere soziale Stellung einnimmt. Die geschilderten Auswüchse bei einer umherziehenden Schauspielertruppe treffen deshalb weder die Kunst noch ihre berufenen Vertreter, um so weniger als sie wohl gerade in erster Linie auf dem Wanderleben und der schlechten sozialen Stellung dieser Art von Schauspielern beruhen. Daß auch Zschokke dies erkannt hat, zeigt seine hohe Schätzung Molières als Schauspielers wie als Menschen und sein Urteil, daß die Bühne nicht nur der Späße und Schwänke wegen da sei, bei denen man sich satt lachen könne, sondern daß sie, richtig geleitet, auch imstande sei, eine Schule der Sitten zu werden.



VIII.

Vaterland. Staat. Politische und soziale Ansichten.

Weil Zschokke sein Vaterland aufgab und sich verschiedentlich freimütig aussprach, könnte der Anschein entstehen, als sei er im Innern seines Herzens vaterlandslos, als passe zu seiner Anschauungsweise nicht die Liebe zum Vaterlande. Dem ist aber keineswegs so. Freilich, eine so sehr auf das Ewige im Menschen gerichtete Denkweise muß in letzter Linie Gottes Welt als das Vaterland aller gottgeschaffenen Wesen und diese selbst als Brüder betrachten; sie muß imstande sein, alle von den Menschen errichteten Schranken zu überfliegen. Wie der Religionshaß, so muß ihr auch der Nationalhaß im Innersten zuwider sein. Aber diese Auffassung schließt, wie uns das erhabene Beispiel Christi lehrt, nicht aus, daß wir, so lange wir hier auf Erden wandeln und allen Anforderungen der Körperwelt unterworfen sind, wie in der Familie mit unseren Angehörigen, so auf vaterländischem Boden mit unseren Volksgenossen uns in engerer Gemeinschaft zusammenschließen. So aufgefaßt, kommt in Zschokkes Schriften sehr häufig eine gesunde, warme Vaterlandsliebe zum Ausdruck, der das Heimische, wo irgend angängig, immer an erster Stelle steht und die nichts davon weiß, aus mißverstandenem Gerechtigkeitsbestreben fremde

Sitte und fremde Kultur der einheimischen voranzustellen. Die Liebe zu dem Lande, welches uns von der göttlichen Vorsehung zur Heimat gegeben ist, und zu seinem Volke erscheint ihm als etwas Selbstverständliches; sind wir doch ein Glied dieses Volkes und durch unlösliche Bande aufs engste mit ihm verknüpft! Der rohe Mensch freilich liebt, wie das wilde Tier, noch kein Vaterland, sondern nur Heimat und Höhle; deshalb bekämpft Zschokke aufs eifrigste den Wahlspruch: „ubi bene, ibi patria", der ihm eitel Selbstsucht ist. Das innige Gefühl der Zugehörigkeit zum Ganzen, Gemeinsamen, die wirkliche Vaterlandsliebe wird erst zugleich mit höherer Geistes- und Gemütsbildung entzündet; nur der freie Mensch hat ein Vaterland. Sie besteht nicht in der Verachtung anderer Völker — Nationalstolz und Nationalhaß sind Bastarde der Vaterlandsliebe und Barbarei —, sondern in der Achtung der Eigentümlichkeiten und Vorzüge des eigenen Volkes und in dem Bestreben, diese zum Besten und Ruhme des Vaterlandes überall geltend zu machen und die im eigenen Volke schlummernden Kräfte zur Vollkommenheit auszubilden. So wird in einem Volke jener Stolz erweckt, der sich schämt, etwas seines Ruhmes Unwürdiges zu tun, der echte Nationalstolz, ein Stolz, der auch der Tugend erlaubt ist, indem sie Hochachtung vor sich empfindet und nicht unter die errungene Höhe niedersinken möchte. Das ist wahrer Nationalsinn, wahrer Gemeingeist, zu dessen Entfachung alle Vaterlandsfreunde ihre ganze Kraft einsetzen müssen, und ohne den es nur Weltbürger gibt, deren Eigentümlichkeit darin besteht, gar keine Eigentümlichkeit zu haben. Nur durch ihn kann ein Volk groß werden und Großes leisten.

Es bedarf hiernach kaum noch der Hervorhebung, daß Zschokke aufs allereifrigste gegen alle fremdländische Bildung eintritt zu Gunsten einer volkstümlichen, aus Kraft und Leben des Volkes hervorgegangenen. Diese ist eigentümlich, naturgemäß, darum fest; jene fremdartig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Er zweifelt zwar nicht daran, daß das Volkstümliche über den Fremdling schließlich immer den Sieg davontragen muß, erblickt aber doch in zeitweiser

Annahme ausländischer Bildung eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den Zustand eines Landes. Deshalb erscheint es ihm nötig, daß ein Volk auf sich selbst stehe, und rät er, sich lieber mit dem Schlechteren zu begnügen, wenn es nur vaterländisch ist, vor fremdem Einflusse sich aber zu bewahren. Man wird bei einem Manne von der Denkart Zschokkes dies nicht engherzig dahin auffassen, daß er vor der Aneignung irgend welcher Bildungskeime von anderen Völkern her abrät; er bekämpft solche vielmehr nur, soweit sie das Wesen des Volkes berührt, zu seiner Eigentümlichkeit in Widerspruch tritt. Interessant ist zu sehen, wie schon er für die Reinigung der deutschen Sprache von französischen Worten eintritt; so spricht er von „Hochstraßen, von den Deutsch-Franzosen sonst Chausseen genannt". Namentlich auf die Bedeutung einer nationalen Dichtkunst weist er hin, und ihr vor allem schreibt er die Erweckung deutschen Wesens im Anfange des 19. Jahrhunderts zu. Man dürfte mit der Annahme nicht fehlgehen, daß Zschokke nur eine nationale Dichtkunst anerkennt, jedenfalls, daß nur sie nach seiner Ansicht die höchste Stufe zu erreichen vermag. „Jedes Land hat seine ihm eigentümliche Kunst, wie seine Natur; der Süden Palmen, der Norden Eichen."

Bei dieser Auffassung wird es uns nicht in Erstaunen setzen, wenn Zschokke sogar Gemeinnützigkeit für die oberste aller Tugenden eines Bürgers erklärt. Es mag diese starke Betonung zum Teil ihren Grund haben in dem Elend seiner Zeit, das er mit Recht auf das Ersterben jedes Gemeinsinnes zurückführt. Aber auch abgesehen hiervon muß eine auf so idealer und strengsittlicher Grundlage beruhende Weltanschauung, wie die Zschokkes, zu diesem Ergebnis führen. Gemeinnützigkeit ist ihm eine immerwährende tätige Geneigtheit, für den Wohlstand und die Ehre des Vaterlandes alles beizutragen, so weit unsere Kräfte reichen, ja das Gemeine befördern zu helfen, selbst wenn es unser eigener Schade wäre. Vaterlandsliebe und Selbstsucht schließen sich als das gerade Gegenteil nach seiner Meinung aus. Durch Bürgertugend, durch Bürgermut wird alles beschirmt, was ein Volk

Edles hat: seine Wissenschaft, sein Reichtum, sein Leben. Bürgermut besteht aber nicht allein in der Abhärtung gegen Gefahren des Krieges, in Entschlossenheit, für das Vaterland Gut und Blut hinzuopfern, sondern auch in Entschlossenheit gegen die Gefahren des Friedens, als da sind Erschlaffung, Üppigkeit, Hintansetzung der Landesehre um des Eigennutzes willen. Oft findet man weit zahlreichere Streiter gegen einen auswärtigen Feind als gegen inländische Gebrechen; denn es ist weit leichter, andere zu bekriegen und zu überwinden als sich selbst. Begeistert schildert er das Hervortreten dieser Bürgertugend im Beginn des Freiheitskrieges, „dem größten und glänzendsten Augenblick in der Geschichte Preußens, wo alles nur dem Vaterlande gehörte und das Vaterland in allen lebte". Daß Zschokke insbesondere eifrig für Sitteneinfalt im Vaterlande eintritt, versteht sich nach seiner weiter oben geschilderten Auffassung von selbst.

Diese Ansichten Zschokkes gewinnen dadurch erheblich an Wert, daß sie für ihn nicht nur solche geblieben sind, sondern daß er sie auch, wo es ging, in seinem Leben betätigt hat, wie überhaupt schwerlich ein Mann von größerer Überzeugungstreue gefunden werden wird. Innige Liebe hat er seinem zweiten Vaterlande, der nach seinem Urteil Deutschland an Sprache, Gemüt und Sitte am engsten verwandten Schweiz, sowohl im Liede wie als Bürger entgegengebracht. Niemals hat er sich, getreu seinem Grundsatz, um ein öffentliches Amt oder um Ehrenstellen beworben, aber ebensowenig dem Vaterlande entzogen, wenn es seiner bedurfte. In gleichem Maße hat er sein Lebenlang seinem eigentlichen, deutschen Vaterlande seine treue Liebe und Anhänglichkeit bewahrt. Dies zeigen deutlich die rührenden Dankesworte, mit denen er seiner Vaterstadt Magdeburg die Selbstschau widmet als Gegengabe für die Erneuerung des Bürgerbriefes. Weit mehr noch zeigt es uns der Umstand, daß sein ganzes Denken und Fühlen deutsch geblieben ist und ebenso sehr dem alten wie dem neuen Vaterlande gilt. Er wählt als Helden für seine Erzählungen mit Vorliebe Deutsche und gibt seinem Stolz Ausdruck, wenn er als Geschichtsschreiber einen hervorragen-

den Deutschen schildert. Wie sehr ihm auch alles deutschtümelnde Wesen, das damals zeitweise gerade ebenso Modesache war wie in unseren Tagen, zuwider ist, und obwohl er z. B. die sogar von bedeutenden Männern vertretene Ansicht, als sei der Protestantismus eine Blüte gerade germanischer Art, kopfschüttelnd zurückweist, so stößt man in seinen Schriften gelegentlich der Vergleichung des Wesens der verschiedenen Völker immer wieder auf die reinmenschliche Neigung, bei aller Bemühung zur Unparteilichkeit deutschem Wesen den Vorzug zu geben. Man mag das eine kleine Ungerechtigkeit nennen; es ist aber nach unserem Empfinden eine Ungerechtigkeit, die seinem Charakter Ehre macht und die um so unschädlicher ist, als er auch die Schwächen deutschen Wesens keineswegs verschweigt.

In Übereinstimmung mit der Anschauungsweise seines Jahrhunderts geht Zschokke bei der Betrachtung der Grundlagen des Rechtes und damit zugleich des Staates von der Annahme eines sogenannten Natur- oder allgemein gültigen, wahren Rechtes im Gegensatz zum positiven Recht aus; er spricht von einem „allgemeinen, naturgemäßen Menschenrecht", dem „ewigen, an sich selbst unbedingten, göttlichen Recht der Menschheit". Dies ist das „unwandelbare, auf der heiligen Grundlage der Moralität, des praktischen reinen Christussinnes d. h. des der gesamten Menschheit vom Schöpfer verliehenen Vernunftgesetzes" beruhende Recht, das göttliche Gesetz in unserer Vernunft, das Urrecht. Wie alles im Wesen des Geistes, wie jede ursprüngliche Idee, jedes Ideal, ist es an sich unbedingt, zersplittert sich aber draußen in bedingte Rechte; jedoch nur in seiner Ausübung erleidet es Beschränkungen, und zwar teils durch die Naturnotwendigkeit, zu deren Gebiet der irdische Leib gehört, teils durch das freie Wollen des Geistes. Um die zahlreichen Hilfeleistungen und Vorteile der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, begrenzen wir willig gegenseitig unsere natürlichen Befugnisse; ohnedem würde Krieg aller gegen alle eintreten. Durch Vernunft begrenzen wir die maßlose Ausübung unseres Urrechtes; denn jeder erkennt im anderen das Dasein des

nämlichen Vernunftgesetzes, der gleichen Würde, der gleichen angeborenen Befugnisse an. Indem sich die Beisammenlebenden nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse über Ausübung ihrer natürlichen Rechte verständigen und vertragen, entsteht zwischen ihnen der Vertrag oder die Verschmelzung des Willens vieler zu einem einzigen, gemeinsamen Wollen. So entsteht das positive Recht, welches nichts anderes ist als ein durch Einwilligung der Vertragsgenossen bewilligtes Recht. Weil der Wille jedes Vertragsgenossen darin erfüllt ist, wird der Wille eines jeden sein eignes Gesetz. Zschokke läßt also alles positive Recht wie auch den Staat durch Vertrag entstehen, eine Ansicht, die zu seiner Zeit die herrschende war, heutzutage aber fast allgemein aufgegeben ist und auch, wie man anerkennen muß, zu schweren Bedenken Anlaß gibt.

Zwischen jenem Urrecht und diesem positiven Recht ist naturgemäß, da jenes göttlichen, dieses aber menschlichen Ursprungs ist, ein wesentlicher Unterschied. Jenes ist in allen Sterblichen, in allen Jahrtausenden und Weltgegenden das gleiche und darf durchaus nicht dem menschlichen Willen unterworfen, der Wille vielmehr soll ihm untergeben sein. Das menschliche Gesetz hingegen ist eine durch Zeit und Umstände geforderte Begrenzung der natürlichen Rechte der Vereinsgenossen zum Wohl des gesellschaftlichen Beisammenseins, gleichsam nur die verständige Vollziehungsordnung des Vernunftgesetzes für besondere Zustände und Bedürfnisse des Gesellschaftskörpers. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit nicht nur seine Wandelbarkeit, sondern sogar das Erfordernis seiner Anpassung an die veränderten Verhältnisse und Bedürfnisse und damit seiner häufigeren Abänderung. Sein festgehaltener Fortbestand im Widerspruch mit den veränderten Zuständen der Gesellschaft wird eine Tyrannei des Gesetzes d. h. Natur- und Vernunftverletzung. Deshalb ist für Zschokke derjenige der Revolutionär, der diese Tyrannei ausübt, und sind Revolutionen der Staaten, wie Erdbeben, Pestilenzen usw. physische, gleichsam moralische Naturereignisse, nach denen jedesmal ein neues Rechtsverhältnis gemäß dem veränderten Bedürfnis der Gesellschaft aufgestellt werden muß.

Ein geschichtlich überkommenes, historisches Recht erkennt Zschokke nur insoweit an, als es mit dem Vernunftgesetz, mit dem ewigen Naturrecht übereinstimmt, d. h. er erkennt es als Recht überhaupt nicht an, sondern nur als Herkommen. Denn Recht sei kein Natur-, sondern ein Geistesergebnis, keine blinde Natur-, sondern Vernunftnotwendigkeit. Deshalb gebe es kein unsittliches Recht. Wäre es auch durch Herkommen und Übung eines Jahrtausends geweiht, es bleibe doch nur das fluchwürdige tausendjährige Unrecht. Auf die Anerkennung, ja sogar Bevorzugung, welche man dem sogenannten historischen Rechte angedeihen lasse, führt er den Stillstand in der Entwickelung der asiatischen Völker zurück.

Das Verhältnis zwischen Sitte und Gesetz bestimmt Zschokke dahin, daß Sitte und Bedürfnisse eines Landes dessen Gesetz machen, nicht umgekehrt das Gesetz die Sitte und Bedürfnisse.

Es wäre aber durchaus verfehlt, hieraus sowie aus der dargestellten theoretischen Bestimmung von Recht und Gesetz zu schließen, daß Zschokke die Bedeutung des Gesetzes und den Wert fester und für alle Staatsangehörigen verbindlichen Gesetzesbestimmungen unterschätze. Innerhalb des vorgezeichneten Rahmens bekundet er vielmehr häufig seine Überzeugung von der Notwendigkeit und dem Segen solcher und fordert unbedingte Achtung vor dem Gesetz. Steht ihm auch das positive Recht nicht so hoch wie das unerreichbare Ideal, das Naturrecht, so verkennt er doch nicht, daß, wofern nicht Kriege und Staatsumwälzungen auf Erden von Dauer sein sollen, endlich eine Zeit kommen müsse, wo das durch die Gewalt der Umstände Erzwungene, mag es auch nicht jenem Ideal entsprechen, zum rechtsgültigen Zustand werde. Seine vorgeschilderte Auffassung kann deshalb nur dahin verstanden werden, daß das Vernunftrecht stets für das positive Recht den Maßstab abzugeben habe. Nur darauf also sucht Zschokke im Grunde genommen hinzuwirken, daß das positive Recht möglichst mit der Moral d. h. den Lehren des praktischen Christentums in Einklang gebracht werde, und weil er sieht, daß es an dieser Grundlage in den europäischen Staaten noch sehr fehlt, bekämpft er vor allem das historische Recht, das

nach seiner Meinung gegenüber den Geboten der Vernunft allzu stark in den Vordergrund geschoben wird.

> Und ewig ist das heil'ge Recht:
> Was recht ist, muß recht bleiben.
>
> — — — — — — — — — — —
>
> „Was allen wohltut, das ist recht!
> Was dir allein nützt, das ist schlecht!"

Natur und Geist, welche sich beide im Menschen vereinigen, weisen ihn auf seine Aufgabe hin: Mensch zu sein. Ihr Gesetztum gibt ihm, um dieser Aufgabe gerecht zu werden, das Recht zur Überwindung der widerstrebenden Hindernisse. Dies ist der Kern des Urrechts der Menschheit, dessen sich der Mensch bewußt ist. Das Tier fühlt nur seine Lebenstriebe; es ist keine Person, weil es keinen Geist hat. Sachen haben keinen Willen, also auch keine Rechte. Sie sind nur Mittel zu den Zwecken der Natur und des menschlichen Geistes. Personen dagegen sind nicht Mittel, sondern Selbstzwecke. Der Mensch kennt auf Erden kein erhabeneres Gottesgeschöpf, für dessen Zweck er nur als totes Mittel vorhanden wäre.

Ist hiernach das höchste, allgemeinste und unvertilgbarste Recht jeder Person, daß sie ein Mensch sein darf in vollem Sinne des Wortes, so ist dieses Recht die alleinige Stammwurzel aller übrigen einzelnen Rechte, vor allem der drei allgemeinsten Rechte, welche die Quelle aller weiteren Rechte bilden. Denn wer das Recht hat, Mensch zu sein, besitzt damit notwendig auch das Recht auf eigene Persönlichkeit oder Selbständigkeit, auf Freiheit und auf Eigentum.

Freilich hat das Wort und der in seiner Schale wohnende Begriff „Freiheit", wie Zschokke durchaus anerkennt, das Schicksal einer Münze, welche lebhaft umläuft und in tausend Händen und Taschen endlich Form und Gepräge einbüßt. Eben deswegen wissen so viele Freiheit nicht leicht von Unabhängigkeit, Ungebundenheit, Selbstbestimmung und dergl. mehr zu unterscheiden. Der Robinson auf seiner unbewohnten

Insel ist, wie der Weise im Horaz, Schuster und König, durchaus frei. Die Grenzen der Natur sind die Grenzen seiner Willkür, seiner Launen. Willkürlich und nach Laune etwas tun und lassen können, heißt aber nur Ungebundenheit; etwas Unvernünftiges wollen und tun können, heißt wahnsinnig oder tierisch sein können.

Des Menschen Freiheit besteht in der harmonischen oder vernunftgemäßen Befriedigung der Triebe unserer dreifachen Natur, nämlich der sinnlichen, der sittlichen und der denkenden. Der nächste Zweck, welcher vor ihm liegt und dem er schon mit aller Kraft entgegensteuert, ehe er ihn deutlich erkennt, ist, zu leben, zu entfalten die Anlagen, welche ihm beiwohnen, das zu werden, was er nach seiner Organisation werden kann. Haben die Triebe unseres dreifachen Lebens volle Befriedigung, das heißt, setzen sich unserer sinnlichen, sittlichen und intellektuellen Vervollkommnung keine anderen Schranken entgegen als die notwendigen der Natur selbst, sind wir in der Lage, ungehindert aufzublühen und zu dem zu reifen, was wir nach unserer Organisation sein können, so sind wir frei. Diese Freiheit empfängt nach besonderen Beziehungen besondere Bezeichnungen. Verhältnisse, welche den Forderungen unserer sinnlichen Natur Erfüllung gewähren, wie Sicherheit des Lebens, des Eigentums, der Nahrung usw., machen uns sinnlich frei. Werden die Triebe unserer moralischen Natur gestillt, das heißt, vollstrecken wir das Sittengesetz der Vernunft, entreißen wir uns der Herrschaft der sinnlichen Begierden, so sind wir sittlich frei. Lähmen keine willkürlichen (das heißt, keine anderen als die durch die Naturnotwendigkeit gegebenen) Fesseln unseres Geistes Kraft zur Entwickelung seiner Anlagen, zum Urteilen, Denken, Glauben, werden wir nicht durch willkürliche Gewalten an gewisse Formen und Meinungen und ein non plus ultra des Forschens gebunden, so genießen wir Denkfreiheit. Hieraus ergibt sich, daß die Freiheit nicht nur in sich Verschiedenheiten trägt, sondern auch ebenso relativ ist, wie die Ausbildung der Triebe des dreifachen Lebens bei den Sterblichen überhaupt. Der Wilde, welcher nichts von

den Forderungen seiner (in ihm vorhandenen, aber schlummernden) höheren Natur ahnt, lebt frei, sobald er nur in sinnlicher Behaglichkeit leben kann. Ein Europäer hingegen, der alles, was Sinnlichkeit schmeichelt, so gut wie jener Wilde besitzt, aber durch willkürliche Gebote in Bezug auf die Triebe seiner höheren Natur darben und schmachten muß, ist nichts weniger als frei zu nennen. Im Urteile über die Freiheit der Völker dürfen wir diese mit keinem anderen Maßstabe als dem ihrer eigenen Entwickelungsstufe messen.

Der Zweck des Individuums, zu leben und sich als das zu erhalten, was es nach der Natur aller ihm innewohnenden Anlagen ist und sein soll, ist im Stande der Gesellschaft ebenso heilig, wie im Stande der Einsamkeit; denn um dieses Zweckes willen tritt der Einzelne in die Gesellschaft. Da jeder einzelne Mensch für sich kein höheres Ziel kennt, so hat auch die Gesellschaft an und für sich kein höheres. Der Staat ist daher nur Form und Mittel, der bürgerlichen Gesellschaft das Geschäft und Streben des dreifachen menschlichen Lebens zu erleichtern und zu befördern. Unsere Menschheitsrechte haben wir also nicht für den Staat, sondern der Staat ist erschaffen für sie. Der Staat ist nur eine Schöpfung des menschlichen Geistes. Dieser ist das Unbedingte, Ewige, jener nur seine veränderliche Schöpfung, bedingt durch Örtlichkeit, Klima und Kulturstufe des Volkes. Wer den Staat zum Zweck, den Geist der Völker dagegen zum bloßen Hilfsmittel für ihn macht, verdreht auf unnatürliche Weise die Ordnung der Dinge.

Dreifach ist daher die Aufgabe des Staates.

In erster Linie hat er das unveräußerliche Recht des Individuums zur Erhaltung und Ausbildung seiner Sinnlichkeit, vor allem seines Lebens, Eigentums, Wohlseins usw. zu befördern. Wir fügen an dieser Stelle Zschokkes Gedanken über das positive Recht, soweit sie im Vorstehenden noch nicht berührt sind, ein, da dieses hauptsächlich der Aufgabe dient, die äußeren Güter des Menschen zu schützen.

Wenn Zschokke auch, wie wir gesehen haben, keinen einzigen Sterblichen, wofern sich ihm nur Gelegenheit zum

Sündigen bietet, für sündenlos erklärt, so ist er sich doch völlig klar darüber, daß das Vergehen nicht nur nicht ohne obrigkeitliche Ahndung bleiben darf, weil Straflosigkeit die Pflegmutter der Verbrechen ist, sondern auch vom moralischen Standpunkte aus jedes Einwilligen des Geistes in die vernunftlose Übermacht einer Leidenschaft Strafe verdient. Es gibt nicht zweierlei Sittenlehre, nicht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. Unter welchem Volk auf Erden wir auch leben, sind wir seiner Ruhe und Glückseligkeit das Opfer unserer Neigungen schuldig; denn die Glückseligkeit aller gilt mehr als die Befriedigung unserer Eigenliebe. Aber die Glückseligkeit eines Volkes hängt an seinen Begriffen, wie mangelhaft diese auch sein mögen, und an den Ordnungen, die es sich gesetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Das Schwert der bürgerlichen Gerechtigkeit wird für den verwilderten Menschen Leitungsmittel zu gesetzmäßigem Betragen und ist ebenso unentbehrlich, wie für die Erziehung der unmündigen Menschheit die Lehre von der einstigen Übereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseins es ist.

Als Zweck der Strafe sieht Zschokke, wie bereits hervorgehoben, den Schutz der Mitglieder des Staates, vor allem aber die Besserung des Verbrechers an. Diesen letzteren heiligen Zweck lehrt die Natur. Sie drängt, wie bereits ausgeführt, den irren Geist des Sterblichen überall zu seiner Veredelung. Die Naturstrafen rufen deshalb überall zur Besserung. Sie sind nicht Wirkungen des Zorns oder der Rache. Diese Leidenschaften, fern von der sündlosen Natur, sind nur Früchte m e n s c h l i c h e r Begierden und Urteilsverwilderungen. Jemandem, der uns beschädigt hat, ein Übel zufügen, ist bloß Rache ohne edleren Zweck, bloße Vergeltung des Bösen mit Bösem, wie von vernunftlosen Tieren auch geschieht, bloße Sättigung des viehischen Zornes. Wir aber sollen nicht tierähnlich bleiben, sondern gottähnlich zu sein trachten. Am wenigsten sollen Gesetzgeber und Richter tierisch denken. Sie sollen deshalb, wie Gott es durch natürlich folgende Übel und Schicksale und wie die Eltern es tun,

nur aus Liebe zur Rettung des Sünders und aus Liebe zu den Mitbürgern und der Sicherheit ihrer Rechte willen strafen.

Durchaus verkehrt erscheint aber Zschokke der Standpunkt eines Staates, der sich damit begnügt, begangene Verfehlungen zu bestrafen. Seine Aufgabe ist es vielmehr, gleichwie auch die vornehmlichste Kunst des Arztes im Vorbeugen besteht, durch weise Einrichtungen die Verbrechen zu mindern und aus den Tiefen der Seelenkunde Hilfsmittel zu schöpfen, welche geeignet sind, die Harmonie des menschlichen Wesens unverletzt und vor moralischer Verstimmung und Krankheit zu bewahren. Weil dies vielfach nicht beachtet wird, spricht er bitter von „Verbrechen schaffenden Gesetzgebungen“. Wird doch vielfach das Laster nicht eher bestraft, als bis es verbrecherisch den Rechten anderer geschadet hat, ja sogar mit schonender Nachsicht ermuntert! Man nennt es gern nur eine Schwachheit, sogar „eine liebenswürdige Schwäche“, wenn es nicht zu ekelhaft ist oder nicht „den guten Ton“ verletzt. Man belohnt es sogar, wenn es öffentlichen Vorteil bringt, baut ihm sogar, wenn es die Staatseinkünfte vermehrt, eigene Lasterschulen in Spielhäusern, Branntweinschenken, Bordellen, Lotterien usw. Nur dann erst, wenn Ausschweifungen des Lasters, wenn Überreizungen der Seelenvermögen den Lebensbau des Menschen ausgezehrt, verwüstet, das zarte Nervengespinst verwirrt und zerrissen haben, spricht man von Gemüts- und Geisteskrankheiten und baut Apotheken, Irrenhäuser, Lazarette oder aber bestraft man in Zuchthäusern und Kerkern.

Die Todesstrafe verwirft Zschokke gänzlich als ungeeignetes Strafmittel, und er ist fest von ihrer dereinstigen Abschaffung überzeugt. Der Tod an sich ist kein Übel, sondern, wie das Geborenwerden, göttliches Gesetz der Natur, dem alle Menschen unterworfen sind. Nur die Furcht vor ihm ist das Übel, und dieses verschwindet ja eben mit dem Schluß des Lebens, der die Strafe sein soll. Dies Übel aber wird dem Sünder ganz zwecklos zugefügt; denn der Zweck der

Strafe, seine Besserung, wird mit dem Tode unmöglich gemacht. Abgesehen davon, daß kein Staat ein Recht hat, das erste und heiligste der Menschenrechte zu vernichten, bleibt jedes Strafgesetz verwerflich, welches, falsch angewendet, keine Möglichkeit irgend einer Vergütung erlittenen Unrechtes für den unschuldig Bestraften zuläßt. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Todesstrafe keineswegs die Zahl der Verbrechen vermindert; im Gegenteil werden, wo die früher häufig gewesene Todesstrafe seltener wird, auch schwere Verbrechen seltener. Die Herleitung der Notwendigkeit der Todesstrafe aus dem alten Testamente kann vor der Lehre Christi nicht bestehen, welche gebietet, auch im Feinde noch den erstickten Gottesfunken zu lieben und nicht den Tod des Sünders, sondern sein Leben und seine Besserung zu wollen. Das Beste, was zu ihrer Entschuldigung noch vorgebracht werden kann, ist, sie eine Notwehr gegen unverbesserliche Verbrecher zu nennen, welche Krieg gegen die bürgerliche Ordnung und öffentliche Sicherheit führen, oder ein bloßes Notmittel in Ermangelung anderer Mittel, zu deren Einrichtung der Staat zu arm ist. Doch auch dies ist nur ein Scheingrund. Denn Notwehr hört auf, sobald man den Verbrecher eingefangen hat. Er ist wehrlos, unschädlich. Warum ihn noch töten? Man tötet auch entwaffnete Kriegsgefangene nicht mehr. Freilich, der Eingekerkerte kann entwischen und neues Unglück stiften. Dann ist's aber Schuld des Staates und seiner mangelhaften Strafanstalten. Aus Versäumung eigener Pflicht kann ihm aber nimmermehr das Recht erwachsen, Menschen töten zu lassen und sich so aus der Ewigkeit einen festen Kerker zu bauen, aus dem niemand wieder ausbrechen kann.

Fordert aber der Bildungsstand eines Volkes noch die Beibehaltung der Todesstrafe, so mache man sie wenigstens nicht zu einer gräßlichen Komödie und zur Belustigungsgelegenheit für den Pöbel aller Stände, sondern man umgebe sie mit allem Grauen und Entsetzen, deren sie für das Gemüt des großen Haufens fähig ist. Man dehne nicht die Todesangst und Todesqual des Verurteilten aus durch An-

wendung völlig unangebrachten Prunkes, durch Herbeirufen einer großen Volksmenge, durch Begleitung Geistlicher, von deren Gebeten und Ermahnungen er doch nichts versteht. Alle diese zwecklosen und grausamen Vorbereitungen erreichen sogar das Gegenteil der auf die Zuschauer beabsichtigten Wirkung. Das ernste Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung, veranstaltet, um vor den Folgen der Verbrechen zu warnen, wird erfahrungsgemäß häufig die Veranlassung zu neuen Vergehungen. Wie oft ist es vorgekommen, daß an der Richtstätte Diebstähle begangen wurden, wie oft sind Unfug, Unzucht und sogar Bluttaten die Folge der sich an die öffentliche Hinrichtung schließenden Volksbelustigungen! Vielmehr soll man den Augen der Menge nach Zschokkes Vorschlag wenigstens die Vollstreckung des Todesurteils entziehen und an sie das Schreckliche des Geheimnisvollen knüpfen. Sie werde in einem Kerkersaal, vor amtlichen Zeugen, in der Stunde der Mitternacht vollzogen, wenn der Tag vom andern scheidet. Sobald Leib und Seele des Sünders voneinandergehen, verkündige durch die Finsternis der Nacht das Läuten oder dumpfe Schlagen einer Totenglocke über Stadt und Land hinaus den grauenhaften Augenblick, der gekommen und vorüber ist. Jeder Schlag der Glocke wird durch das bange Herz der Horchenden dröhnen. Am folgenden Tage mag dann der Leichnam des Hingerichteten zur Schau gestellt und verscharrt werden.

Als Ersatzmittel für die Todesstrafe könnte, wie Zschokke allerdings nur andeutet, die Blendung des Verbrechers in Betracht kommen, welche das Altertum bereits kannte. Sie erscheint ihm jedenfalls weniger schrecklich als die Todesstrafe, weil der Bestrafte immer noch Lebensglück genießen kann und nur durch seine Schuld geworden ist, was viele Tausende durch Geburt sind, und zweckmäßiger als jene, weil er kein Gegenstand des Befürchtens mehr ist, sondern nur des Mitleidens, wie es jeder Verbrecher sein soll. Kann auch dem Geblendeten im Falle seiner Schuldlosigkeit das Augenlicht nicht wiedergegeben werden, so kann er sich doch der feierlichen Anerkennung seiner Unschuld noch freuen und kann

der Rest seiner Tage durch den Staat vergütungsweise noch versüßt werden.

Ebenso wenig, wie von der Todesstrafe, will Zschokke von der Prügelstrafe etwas wissen. Denn mit Schlägen mache man den Menschen nicht menschlicher und mit Entehrung nicht ehrliebender. Die Knute zeige niemals den Weg zur Civilisation.

Sehr streng ist er in der Beurteilung der in Trunkenheit begangenen Vergehen. Trunkenheit darf nach seiner Ansicht keinen Milderungsgrund bilden; denn jeder Mensch sei Herr und Meister darüber, daß er sich nicht selber zum Vieh herabwürdige. Jeder könne es verhüten, in einen Zustand zu geraten, in welchem er nicht mehr wisse, was er Schweres und Folgenreiches begehe. Auch lehre die Erfahrung, daß die Trunkenheit von den Verbrechern absichtlich herbeigeführt werde, um die Begehung der Tat zu erleichtern. Kein alter Verbrecher gehe so leicht an die Tat, ohne sich vorher Mut getrunken zu haben.

Den Zweikampf verwirft er unbedingt als „Überrest des tollen Faustrechts aus dem Mittelalter" und meint, Duellanten gehörten entweder ins Irren- oder ins Zuchthaus. Entgegen der herrschenden Auffassung, welche den Zweikampf als Ehrensache ansieht, billigt er das amerikanische Gesetz, wonach er unehrlich und jedes Amtes verlustig mache.

Wie Zschokke dem auf Arbeitsscheu beruhenden Bettelunwesen zu Leibe gehen will, ist im einzelnen genau beschrieben in den Kapiteln 26 bis 28 der überhaupt in sozialer Beziehung bemerkenswerten Erzählung „Das Goldmacherdorf". Es würde zu weit führen, diesen Vorschlag hier ausführlich wiederzugeben, und es erübrigt sich dies auch um so mehr, als jeder ihn dort ohne Mühe im Zusammenhange findet. Er kommt ebenfalls auf den bereits dargestellten Grundsatz Zschokkes hinaus, daß Verhütung wichtiger als Bestrafung sei. Zu Grunde liegen ihm die Gedanken, daß, wen die Gemeinde versorgen müsse, den zu beaufsichtigen sie auch das Recht habe, damit er sich selbst erhalten und versorgen

lerne, und daß es im wesentlichen nur gelte, die gute Natur des Menschen durch Furcht vor Strafe einerseits und durch Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage andererseits hervorzulocken. Almosengeben am unrechten Orte dagegen, alle Privatwohltätigkeit, alle Gemeinde- und Staatseinrichtungen, welche auf andere Versorgung arbeitsscheuer Armen abzielen, sind nach seiner Meinung die rechten Hilfsmittel zum Großziehen der Armut und Bettelsucht.

Was das Gerichtsverfahren betrifft, so tritt er unbedingt für Öffentlichkeit und Mündlichkeit, für Abschaffung oder wenigstens Einschränkung der Eidesleistung vor Gericht, die ihm eine schrecklich-wichtige Handlung ist, endlich für Beschleunigung und Vereinfachung des Verfahrens ein.

Die zweite Aufgabe des Staates ist die Gewährung des Rechts zur Erhaltung und Ausbildung der moralischen Natur, Freiheit der Tugend, Ausübung der Sittlichkeit.

Die dritte Aufgabe des Staates ist, ebenfalls entsprechend dem Bedürfnis des menschlichen Wesens, Erhaltung und Ausbildung der intellektuellen Natur des Menschen, mithin Gewährung von Freiheit des Denkens, Glaubens usw. Wir haben bereits weiter oben Zschokkes Auffassung kennen gelernt, daß Volksglück allein durch Volksfreiheit und Volksfreiheit wieder nur durch Geistesfreiheit der Menge, nicht durch die äußere Form der Staatsverfassung geschaffen werden könne. Die Gewährung der Denk- und Gewissensfreiheit bildet daher einen Eckpfeiler jeder richtigen Staatsverfassung im Sinne Zschokkes. Die weltgeschichtliche Entwickelung der Denkfreiheit teilt Zschokke in fünf Epochen. Zuerst genoß nur die Geistlichkeit solche, darauf erhielten sie die Könige und Fürsten, dann die reichen Landesfürsten, dann infolge der Erfindung der Buchdruckerkunst die Gelehrten. Diese lehrten so wirksam, daß bald alles Volk in Stadt und Land buchstabieren, lesen und sogar denken lernte. Nun herrschte beschränkte Denkfreiheit für alle, nicht aber Sprechfreiheit des Volkes. Dieses ist aber mündig geworden und will mitreden, und somit stehen wir (zu Zschokkes Zeit) am Beginn

der sechsten Epoche. Von dem Fortschreiten dieser Entwickelung verspricht sich Zschokke, wie schon an anderer Stelle angedeutet, die schönsten Früchte. Er sieht durchaus optimistisch in die Zukunft. Zwar hält er es wohl für möglich, daß mitten in Europa einzelne Staaten auf ihrer Gesittungsstufe durch Kunstmittel, wie Censuren, Bücherverbote, Verwahrlosung der Volksschulen, Verbannung verständiger Lehrer usw., eine Zeitlang festgehalten werden. Aber, wie dies für solche einzelnen Staaten durchaus kein Gewinn sein, sondern ein zeitweises Zurücktreten hinter den übrigen Staaten oder gar den Untergang bedeuten wird, so ist im ganzen ein Stillstand oder gar Rückschritt undenkbar und werden je länger, desto mehr die ohnmächtigen Versuche einzelner, das Zeitalter wie eine Uhr zu richten oder rückwärts zu stellen oder sich und das Volk über das Zeitalter zu betrügen, lächerlich werden. Denn die große Erfindung des Volksschulunterrichts, durch welche die Massen hell werden, ist nun einmal gemacht. Zu verhindern ist nichts mehr. Sie kann nur noch benutzt werden. Niemand kann fortan stehen, niemand schlafend bleiben. Es erwacht einer um den andern. Man sinnt sich müde nach Mitteln, große Staatsverwandlungen zu verhüten. Das Einfachste aber wird vergessen, das in eines jeden Macht liegt: vorsichtig mitzugehen, wohin alles geht. Denn kein Sterblicher hält die Menschheit, keiner den Lauf der Natur fest. Wir wandeln an der Grenzscheide zweier Weltalter. Es graut nur dem bei diesem wunderbaren und verhängnisvollen Schauspiel, der nicht vollen Herzens an Gott glaubt, und der nicht an ihn glaubt, weil er ihn nicht erkannt hat.

Meinungsstreit, selbst der heftigste, muß also nach Zschokkes Ansicht im Staate nicht nur erlaubt sein, sondern er ist geradezu eine Notwendigkeit, da ohne ihn das Leben der Wahrheit und des Rechts nicht bestehen kann. Ohne Kampf der Überzeugungen und Ansichten ist der Irrtum Meister, ohne Bewegung ist der Tod vorhanden. Deshalb hält er auch das Vorhandensein einer Opposition für ersprießlich. Das Volk hat, wie der Obrigkeit zu gehorchen und sie in ihrem Geschäft zu unterstützen, so auch das Recht, seine

Meinung über Mängel der Regierung oder behufs Abstellung erwiesener Fehler zu offenbaren, jedoch immer nur mit derjenigen Achtung, welche die Nation sich selbst schuldig ist. Es ist eine falsche und gefährliche Ansicht vieler hochgestellten Menschen, daß sie, nur weil sie obenan stehen, alles am besten verständen und, wenn die gesamte Menschheit willenlos, zum Marionettenkram ihrer Hände würde, die Arbeit unseres Herrgotts vollenden und die beste der Welten schaffen würden. Sie vergessen, daß nur die Gärung gesunder Kräfte das Leben emporhält, indem sie die schädlichen Stoffe ausscheidet. Freilich gibt es auch eine andere Gärung, welche nach Entweichung des Lebens und Geistes erfolgt, den Leichnam der Staaten, wie der Sterblichen, aufzulösen. Eine Opposition, die sich gegen Dinge richtet, wider welche unter vernünftigen Wesen keine Opposition stattfinden kann, die sich gegen die sittliche Natur, gegen das Göttliche und Heilige empört, erregt Entsetzen und ist verdammenswert.

Neben Denkfreiheit muß unbedingte Öffentlichkeit, öffentliches Leben in einem gut eingerichteten Staatswesen herrschen, wie sie bereits oben für einen Teil desselben, die Rechtspflege, gefordert worden ist. Zwar denkt Zschokke von dem Urteil des großen Haufens gering, vor allem wegen des Wankelmuts des Volkes und der Beteiligung des Pöbels. Er ist der Ansicht, daß, wie der geistvollste Mann auf Erden immer noch aus früheren Jahren seine Dosis Aberglauben und Vorurteil habe, ebenso auch das gesittungs- und bildungsreichste Volk seinen bildungs- und sittenlosen Pöbel von allen Ständen, in Seiden und Zwilch besitze. Bei genauerer Betrachtung könne man in den jetzt lebenden Nationen noch die Vorstellungs- und Denkarten sämtlicher verflossenen Jahrhunderte erkennen, welche zur Erziehung der Nation wirkten und jedesmal einen Bodensatz zurückließen. Deshalb hätten wir unter uns nicht bloß Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, sondern lebten unter uns noch die Heiden aus der Druidenzeit, die Kannibalen von den Völkerwanderungen, die Schwärmer der Kreuzzüge, die Faustgerechten der Ritterwelt, die Fanatiker der Reformation usw. Daraus erkläre

sich der Wechsel in der Auffassung, der sich im Staatswesen geltend mache; es komme eben nur darauf an, welches von den vielen heute lebenden Jahrhunderten gerade die Oberhand habe und das Wort führe. Daher gibt er im allgemeinen auch nicht viel auf das Urteil der Menschen, namentlich des Publikums, das nach seiner Ansicht meist nach sich urteilt und deshalb von anderen niedrig denkt. Ja, er meint sogar, daß in unseren Tagen mit der sogenannten „Stimme des Publikums“ oder „öffentlichen Meinung“ eine unleidliche Abgötterei getrieben, oft ein bloßes in Herrschaft gesetztes Vorurteil, eine ganz gemeine Klatscherei von den Götzendienern auf den Thron ihrer Verehrung gesetzt werde. Andererseits kann aber eine Weltanschauung, welche in den übereinstimmenden Äußerungen der menschlichen Vernunft die Richtschnur und die Wahrheit erblickt, nicht umhin, der öffentlichen Meinung in weiterem Umfange, nämlich der dauernden übereinstimmenden Meinung des gesitteten Teils eines Volkes oder eines noch größeren Kreises auch in politischer Beziehung eine erhebliche Bedeutung beizumessen. Und in diesem Sinne erklärt Zschokke, daß er die öffentliche Meinung ehre, jedoch nicht mehr als die eigene Vernunft, und daß beide einander gegenseitig ergänzen müßten. Das Gewissen, die eigene Vernunft lehre, w a s der Mensch zu seiner Heiligung tun soll; das Urteil der Welt aber, w i e er es, den Umständen angemessen, vollbringen soll. Wer ohne alle Rücksicht auf Verhältnisse nur einzig der inneren Überzeugung folge, laufe Gefahr, wie jeder blinde Schwärmer, mit edlem Willen verderbenschwere Taten zu vollbringen. Wer hinwieder keine andere Richtschnur als das Urteil der Welt kenne, werde zum Mörder des inneren Friedens und Lebens, um Spielball der Zufälle zu bleiben. Die öffentliche Meinung in diesem Sinne bildet für Zschokke die Verkörperung der Wahrheit auf Erden. Sie kann wohl fehl gehen, so lange sie sich auf einzelne Zeiten und Völker beschränkt. Ist sie aber von Dauer und umfaßt sie die Mehrheit oder gar Gesamtheit der gesitteten Welt, so wird sie zu Gottes Stimme. Sie bildet deshalb gegenüber der Anschauung der einzelnen Staats-

verwaltungen oder Höfe das bleibende und wertvollere Moment. Denn Nationen entscheiden mit weltbürgerlichem Sinn nach Eingebungen des reinmenschlichen, religiösen Gefühls, nach ewigen Gesetzen der Vernunft; Staatsverwaltungen und Höfe hingegen mit Hinblick auf Bedürfnis und Kraft ihrer Staaten, auf Stellung der Nachbarreiche, kurz auf die gerade gegenwärtigen Verhältnisse. Letztere haben es daher mit dem Spiel der Umstände, mit störenden Zufällen zu tun und sind dadurch mehr dem Irrtum unterworfen. Glücklich deshalb diejenige Staatsverwaltung, derjenige Hof, die sich rühmen dürfen, ihr Interesse nicht von dem der gesitteten Welt getrennt zu haben! Aus diesem Grunde ist auch innerhalb eines Staatswesens die öffentliche Meinung heutigen Tages die beste Wächterin der Freiheit. Ohne freies, öffentliches Leben verschimmelt die Volkskraft in Spießbürgertum. Wird es gewaltsam unterdrückt, so entwickelt sich leicht ein geheimes Leben, das der Regierung, wenn es sich einmal zur unrechten Zeit kund tut, sehr gefährlich wird.

Öffentliches Leben ist ohne die Buchdruckerpresse nicht denkbar, und wir haben oben gesehen, daß Zschokke eine freie Presse zu den Mitteln der öffentlichen Erziehung rechnet, welche geeignet sind, ein Volk zur wahren, nämlich der geistigen und sittlichen Freiheit zu führen. Nur wenn sie frei ist, kann sie die Wahrheit finden und sagen, und nur diese kann zur Veredelung des Volkes dienen. Furcht, Preßfreiheit zu gewähren, verrät nach seiner Ansicht stets das Dasein von Fesseln, welche entweder von der Obrigkeit getragen werden, oder welche sie den Untertanen anlegen möchte, und es gibt kein untrüglicheres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines lesekundigen Volkes zu betrügen, als Preßzwang. Der einfältigste Bauer denkt: wer recht tut, hat das Licht nicht zu scheuen. Keiner läßt sich vorschreiben, was er für Wahrheit halten soll. Überdies nimmt sich die Regierung, welche Preßzwang einführt, die Möglichkeit, das kennen zu lernen, was im Volke vorgeht. Deshalb sind alle Censurgesetze nicht nur gefährlich, sondern auch

zwecklos, nichts anderes als armselige Feuerpolizei gegen die Wahrheit, welche mit keinem Wasser gelöscht wird, sondern dadurch nur immer heller und lebhafter brennt. Sie hindern nicht die Verbreitung gefährlicher Grundsätze und Wahrheiten; denn selten weiß ein Censor selber, welche Grundsätze und Wahrheiten gefährlich sind, und die übrigen Leute wissen deren schon zu viel oder haschen desto lieber nach verbotenen Früchten. Andererseits hindern sie die Verbreitung böser Nachrichten nicht; denn diese erscheinen bald in ausländischen Zeitungen oder gehen von Briefen in Briefe, von Lippen zu Ohren über und wirken als verbotene Gerüchte nur schärfer und übler. Es versteht sich aber von selbst, daß Zschokke keineswegs einer zügellosen Presse das Wort redet und etwa alles Gedruckte gutheißt. Nur diejenige Presse verdient jene Bezeichnung, welche das Werkzeug der Wahrheit, des Lichts, der Belehrung über Nationalangelegenheiten, der Erweckung und Stählung der Vaterlandsliebe ist. Davon, daß *sie* stets endlich als Siegerin aus dem freien Wettstreit hervorgehen werde, ist er überzeugt. Gegen jene Afterpresse, welche sich zum Werkzeuge frecher Lästerung, persönlicher Rache oder rohen Anstürmens mache, findet er Worte des bittersten Zornes, und ebenso spricht er sich derb-ironisch aus über das Gebaren mancher Zeitungsschreiber und die in ihren Geisteserzeugnissen zutage tretende Verkehrtheit. So tadelt er die Oberflächlichkeit vieler, ihre Gewohnheit, „altklug, wie immer," bei jeder Gelegenheit sofort Zeter zu schreien, und kommt schließlich resigniert zu dem Ergebnis, daß das, was man beim Lesen der Zeitungen denke, oft mehr wert sei, als was man liest. Vor allem aber ist ihm der in den Tagesblättern hervortretende Parteigeist und ihr leidenschaftlicher Parteisinn zuwider.

Vom politischen Parteiwesen will Zschokke überhaupt nichts wissen. Es erscheint ihm geradezu als ein Unglück für die Menschen wegen der mit ihm verbundenen Erregung der Leidenschaft und Unduldsamkeit. Die Wallungen des Parteigeistes ersticken in manchen Menschen sogar das schöne Gefühl der Menschlichkeit und verführen zur Vaterlands-

losigkeit und zum Verrat am Vaterlande, wie die Geschichte lehrt. Jedenfalls machen sie den Menschen, weil sie ihn hindern, die Grenze der Mäßigung und Gerechtigkeit innezuhalten, zum Auffinden der Wahrheit ungeeignet. So hat das Parteiwesen im Grunde nur die Wirkung, das durch das Gefühl gegenseitigen Bedürfnisses geschlungene Band zwischen Staatsoberhaupt und Volk zu zerreißen. Die große Masse des Volkes ist, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbsttätige Partei und kann es nie sein, weil sie durch die natürliche Liebe zur Ruhe, zur Gewohnheit, zur Eigentumssicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schoße der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben treten die Parteien ans Tageslicht. Sie sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesamtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten und verursacht, daß man von den Wünschen der Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt es, daß Parteien selten oder doch nie lange ihr Ziel erreichen und behaupten, weil sich die Volksmenge am Ende von ihren übertriebenen Forderungen lossagt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen beider unmäßigen Wünschen, innerhalb deren der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag. Deshalb ist es nach Zschokkes Meinung für jeden wahrhaft großdenkenden, weisen Mann, vor allem aber für einen Staatsmann der richtige Standpunkt, nur sich selber, nur seinem Vaterlande, keiner der ringenden, schwankenden Parteien anzugehören, mit einem Worte über den Parteien zu stehen und das einmal für recht Erkannte ohne Rücksicht auf ihre wechselnden Zwecke und Ziele, ohne Voreiligkeit und Vermessenheit, aber auch ohne Menschenfurcht und Zaudern unermüdlich zu fördern. Wohl aber erkennt er im Gegensatz zu diesen Parteien, die nichts mehr sind als

flüchtige Ergebnisse der Zeit und der in ihr sich bestreitenden Meinungen und Bedürfnisse, die ewigen Menschheitsparteien an d. h. die Vertreter des Guten und die des Bösen, wie wir bereits oben gesehen haben. Erstere wollen Herrschaft des gesunden Menschenverstandes, Grundsätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit anstatt der „Konvenienz-Politik", Verhütung des militärischen Despotismus und der kirchlichen Priestermacht, den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürsten gegen andere begründet, keine Schoßkinder und keine Stiefkinder des Staates, Erleichterung des Druckes, unter welchem die Völker seufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weise Sparsamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtstuer, Gesetzlichkeit statt Willkürlichkeit, Staatsverfassung statt Eigenmacht, Achtung der Volksstimme in des Volkes Angelegenheit und überall weniger Politik, mehr Religiosität in öffentlichen Handlungen und Verträgen. Allein eben das ist wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen, und so treiben die Parteien ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menschheit Fittiche ankleben, daß sie schneller dem Urbilde des Besten nahe komme, und verzweifeln über ihren Stillstand. Aber sie steht nicht still, so wenig wie die Sonne, die niemand von der Stelle rücken sieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die anderen wollen alles ins Alte zurückdrängen und täuschen sich wie unerfahrene Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzustoßen glauben, während sie das Schifflein und sich vorwärts treiben. Es ist eben ein schweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu versöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht.

Hiernach ist Zschokkes politischer Standpunkt im allgemeinen deutlich. Seine antikonservative Gesinnung folgt mit Notwendigkeit aus seiner gesamten Weltanschauung, und er spottet über die Konservativen, welche „sich so nennen, weil sie für sich das Bessere, für andere das Schlechtere konservieren wollten". Aber wenn sich auch seine Anschau-

ungsweise in ihren Grundzügen noch am besten derjenigen politischen Auffassung einreihen läßt, welche wir die liberale zu nennen gewohnt sind, so trifft dies eben nur auf die großen Gesichtspunkte und den ganzen Charakter seiner Anschauungsweise zu. Völlig unzutreffend wäre es, ihn weitergehend als Herold einer Partei in Anspruch nehmen zu wollen. Zschokke war ganz und gar kein Parteimann, und eine Einschachtelung seiner Ansichten in ein Parteiprogramm erscheint auch bei der Selbständigkeit seiner Denkungsart völlig undurchführbar. Er nimmt einen völlig freien, durch keine Parteibrille getrübten Standpunkt auch in politischer Hinsicht ein oder, wie er selbst sagt, eine ruhige Haltung, ohne welche niemand mit Würde urteilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann. Wie es bei einer leidenschaftslosen, das Ganze stets im Auge behaltenden Betrachtungsweise nicht anders sein kann, und wie wir auch an anderer Stelle bereits gesehen haben, verwirft er jede gewaltsame Änderung und empfiehlt ruhiges, allmähliches Fortschreiten als den naturgemäßen Gang. Dies muß um so mehr betont werden, als aus seiner bereits erwähnten und späterhin noch weiter auszuführenden rein theoretischen Auffassung, nach welcher eine nicht mehr den Verhältnissen gemäße Staatsverfassung abgeändert werden muß, mißverständlich leicht das Gegenteil gefolgert werden könnte. Es erscheint ihm durchaus als der richtige Standpunkt, zu den Gemäßigten zu gehören, und auf Grund gereifter Lebenserfahrung gelangt er dazu, Weltverbesserung, nicht Weltumkehrung zu lehren. Der frischen, einherstürmenden Jugend zwar steht das Schwärmen wohl an, und es wäre falsch, sie deswegen zu tadeln. Es genügt, sie von jedem Einfluß in der Leitung der Staatsangelegenheiten fern zu halten. Der gereifte, am Staatsleben teilnehmende Mann aber bedenke, daß wohl Vernunftwahrheiten an sich etwas Unbegrenztes, Bedingungsloses in unserem Geiste sind, in der Wirklichkeit der irdischen Welt dagegen alles einander beschränkend und bedingend dasteht und deshalb auch kirchliche und politische Freiheit nicht ohne Schranken in der bürgerlichen Gesellschaft erscheinbar sind. Deshalb müssen

wir unsern Kopf nach der Wirklichkeit richten, nicht umgekehrt die Welt nach unseren Idealen und Schulbegriffen schulmeistern. Wer das nicht tut, der ist nach Zschokkes Meinung im besten Falle ein unverbesserlicher Systemfabrikant, ein Phrasenmacher, meist aber sogar ein politischer Schwindler, der mit seiner grünen Weisheit über alles Bestehende abspricht und schlechterdings mit seinen fixen Ideen eine Rolle spielen will, bis er sich die Hörner an den festen Mauern der bürgerlichen Ordnung abgerannt hat, die er für Scheinwerk hält, und dann hintennach wieder sein Gegenteil wird.

Von der Notwendigkeit einer festen Ordnung für das Bestehen der Welt ist Zschokke im innersten Herzen überzeugt, und er fordert deshalb unbedingte Achtung vor der Obrigkeit, welche sie zu schützen berufen ist, wie er sie oben vor dem Gesetz gefordert hat. Ohne Ordnung, ohne Erhaltung des Ganzen im festen Geleise des Rechts muß frevelhafte Willkür an die Tagesordnung kommen und kann selbst die gutgemeinte Tat sich zum Verbrechen verirren. Deshalb hat jeder die Verhältnisse, in denen die Welt und ihre Ordnung allein bestehen kann, also die bestehende Ordnung der Dinge, so lange sie durch die öffentliche Meinung als solche aufrecht erhalten wird, zu ehren, selbst wenn es nach seiner Überzeugung Vorurteile sind. Dies ist die notwendige Folge des Beisammenlebens und Gemeinsamhandelns einer Menge von Menschen zur Erreichung ihres Zweckes. Denn wenn viele Menschen untereinander wohnen, als lebten sie mit keinen Menschen oder mit sich in keiner Verbindung, so befinden sie sich sämtlich in der Einsamkeit, im Stande der Anarchie. Aus dem Zusammenleben folgt weiter die Notwendigkeit, daß sich die Glieder der Gesellschaft in ihren Beschäftigungen teilen. Deshalb kann nicht das Ganze oder jedes Individuum die Verwaltung der Gesellschaftsordnung besorgen, sondern muß die Staatsführung einem Teile der Glieder übertragen werden. Eine Panarchie, in welcher die größte Masse des Volkes oder gar jedes Individuum die Ordnung des Ganzen unmittelbar verwaltet, ist wiederum Anarchie. Das Volk als Untertan selbstbewilligter, vernunftgemäßer Gesetze ist viel-

mehr verpflichtet, diesen zu gehorchen und die verordneten Gewalten in ihrem Geschäft zu unterstützen. Treuer Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit ist ein Erfordernis vaterländischen Gemeinsinnes. Die Obrigkeit und die Menschen, welche sie gegenwärtig vertreten, sind nicht ein und dasselbe, und die letzteren sind den übrigen nicht als Menschen vorgesetzt, sondern als Obrigkeit. Alle Obrigkeit aber ist von Gott d. h. göttliche Einrichtung. Jene einzelnen Menschen vergehen und sterben, sie empfangen ihre Strafe oder ihren Lohn, je nachdem sie ihre Pflichten erfüllt haben oder nicht; das obrigkeitliche Amt bleibt unabhängig davon in alter Ehrwürdigkeit. Weil die Obrigkeit aus Menschen besteht, so kann sie irren. Ja, es wird, wenn es auch gewiß unberechtigt ist, die Obrigkeit stets und ständig für alles verantwortlich zu machen, doch anderseits die Hauptschuld an dem Rückgange eines Landes einer schlechten Obrigkeit zuzuschreiben sein. Das Volk als Null anzusehen, die Obrigkeit dagegen als die Zahl, welche jenem erst Bedeutung gibt, ist nicht nur eine verkehrte, sondern geradezu eine verhängnisvolle Auffassung. Dagegen müssen Regierungen auf eine Art von Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Untertanen gibt; denn nichts schadet obrigkeitlichem, namentlich fürstlichem Ansehen im Volke so sehr wie vorschnelles Urteilen in Meinungssachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Aus der Wichtigkeit obrigkeitlichen Amtes ergibt sich ohne weiteres die Notwendigkeit und Bedeutung sorgfältigster Auswahl derjenigen Personen, welche es zu vertreten haben. Zschokke geht dabei von dem unzweifelhaft richtigen, aber keineswegs immer beachteten Satze aus, daß der Mann das Amt ehren soll, nicht umgekehrt dieses ihn. Deshalb muß man bei der Auswahl gerade auf diejenigen achten, welche sich nicht zu Ehrenstellen drängen. Denn die, welche um solche werben und anderen den Rang ablaufen wollen, haben gewöhnlich Nebenabsichten. Sie wollen nicht das Beste der Gemeinde, sondern Befriedigung ihres Ehrgeizes oder Vorteils. Vor allem gefährlich erscheint ihm

die Wahl von Wirtshausbesitzern; ihr Interesse erschwert ihnen die richtige, uneigennützige Ausübung des Amtes allzusehr. Das erste und wichtigste Erfordernis ist ein redliches Herz, das zweite ein guter Kopf, das dritte Unabhängigkeit, insbesondere Freiheit von Schulden. Mit Humor geißelt er den Gebrauch, Leute zu wählen, welche die zur Ausübung des Amtes erforderlichen Kenntnisse in keiner Weise besitzen, so wenn in einer Republik ein Metzger zum Ober-Schulrat, ein Barbier zum Ober-Postmeister, ein Garkoch zum Ober-Schatzmeister bestellt wird. Dies befördere eine Mannigfaltigkeit der Geistesbildung, welche sonst nirgends leicht gefunden werde, und bewähre auch immerdar das alte, sinnvolle Sprichwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand.

Drei voneinander unabhängige Gewalten, die nur durch den gemeinschaftlichen Zweck miteinander verwandt sind, werden notwendig zu einer richtig eingerichteten Staatsführung: eine gesetzgebende, eine richtende und eine vollstreckende Gewalt.

Die gesetzgebende Gewalt ist notwendig, nach den Bedürfnissen der Gesellschaft Ordnungen zu veranstalten. Ein gesetzloser Staat ist kein Staat. Die gesetzgebende Gewalt ist selbst den Gesetzen unterworfen.

Um die Glieder der Gesellschaft nach den gegebenen Vorschriften zu richten, um zu verhüten, daß Ausnahmen vom Gesetz (Privilegien) entstehen, welche der Freiheit des Ganzen nachteilig wären, ist notwendig eine richtende Gewalt.

Die Gesetze endlich selbst anzuwenden, um durch sie öffentliche Ordnung oder Sicherheit des Staatszwecks zu erhalten und zu befördern, ist notwendig eine vollstreckende Gewalt.

Die richtende Gewalt steht also zwischen dem Gesetz und Gesetzgeber, zwischen dem Gesetz und Gesetzvollstrecker. Ist das Gesetz die Ägide der Volksfreiheit und Landeswohlfahrt, ist die vollstreckende Gewalt der Arm, welcher die heilige Ägide

trägt, so ist die richtende Gewalt die Seele, welche den Arm und die Ägide gegen den Feind des Staatszwecks lenkt.

In einem Staate, in welchem die gesetzgebende und die richtende Gewalt ungetrennt sind, stehen dem Herrscher die Tore zur unbeschränkten Tyrannei offen. Er kann Gesetze geben für das Volk und sich selbst von ihrer Verbindlichkeit lösen. Niemand kann ihn hindern, auch seine Laune zum Gesetz zu machen oder den Gesetzen zu unterwerfen und zu entziehen, was ihnen nicht unterworfen und entzogen werden darf.

In einem Staate, in welchem die richtende und die vollstreckende Gewalt verbunden sind, können die beklagten Vollstrecker nicht nur in ihrer eigenen Sache richten, sondern auch Fälle den bestehenden Gesetzen unterwerfen und danach aburteilen, die nicht dahin gehören.

Insbesondere das Verhältnis zwischen Fürst und Volk anlangend, äußert sich Zschokke folgendermaßen. Der Landesfürst bleibt jederzeit der reichste Eigentümer. Seine Hand spendet allein öffentliche Ehren, Wohltaten und Genüsse jeder Art. Darum wird ihm freiwillig und zu allen Zeiten Unterwürfigkeit und natürliche Ehrfurcht gezollt. Seine Krone ist der Schlußstein im Gebäude des Staates, von dessen Dasein das Eigentum des einzelnen abhängt; darum kommt ihm freiwillig, auch in den gebildetsten Nationen, die Treue aller entgegen. Doch ist der Landesherr nur Landes-, aber nicht Menschen-Eigentümer; er hat daher kein Recht, einen Teil seiner Bürger — etwa Soldaten — an einen anderen zu verkaufen oder zum Dienst anderer Staaten zu vermieten. Die Gleichstellung des Fürsten mit dem Staat (l'état c'est moi) muß nach seiner Meinung zum Despotismus führen, wie andererseits die Gleichstellung des Volkes mit dem Staate Anarchie bedeutet. Ein Haupt ohne Rumpf ist ebenso ohnmächtig wie ein Rumpf ohne Haupt. Fürst und Volk, durchs Gesetz umfaßt und verbunden, sind der Staat und sind in sich am vollendetsten dann, wenn sie einander durchdringen und erfüllen, jener das Volk mit Einheit des Geistes und

Willens, dieses den Fürsten mit Mannigfaltigkeit der Ansichten und Einsichten. Immer jedoch muß die Person des Fürsten von der Regierung getrennt werden, und deshalb sind die Beamten Diener des Staates, nicht des Fürsten. Wie alle Obrigkeit, so ist auch der Fürst für das Volk da, nicht umgekehrt das Volk für den Fürsten. Es liegt in der gesamten Anschauungsweise Zschokkes begründet, daß er nicht die Meinung Claudius' zu teilen vermag, wonach die Fürsten Menschen edleren Geblütes sind, sondern daß er den Standpunkt des Kaisers Joseph II. vertritt, der von sich selber sagte: „Nur ein Mensch wie ihr alle!" Deshalb erachtet er auch jede Hervorhebung des Königtums von Gottes Gnaden für nicht nötig; ist doch jeder Mensch nach seiner Ansicht an die Stelle, die er im Leben einnimmt, von Gott gesetzt. Nicht im Herausheben der Fürsten aus der Reihe der übrigen Menschen, nicht Entfaltung von Pracht und Luxus zu diesem Zwecke oder ängstliche Abschließung vor dem Volke gibt dem Throne Glanz und Ansehen, sondern Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität des Inhabers. Dieser hohen Aufgabe werden, wie Zschokke freudig anerkennt, viele Fürsten in den civilisierten Staaten gerecht. Sie halten die rechte Mitte und üben in gleicher Weise, wie oben von dem großen Teile des Volkes im Gegensatz zu den wenigen neuerungs- und selbstsüchtigen Parteivertretern ausgeführt ist, Mäßigung und wollen das Beste ihres Volkes. Wie väterlich ehrwürdig, ruft er begeistert aus, stehen die deutschen Fürsten, die Könige von Preußen, Württemberg, Sachsen und andere gute und wackere Fürsten da, schlicht in der Mitte ihrer Untertanen, und dennoch, wie sind sie geliebt und groß! Besonders wertvoll und bezeichnend für seine gerechte Würdigung aller in Betracht kommenden Umstände und seine abgeklärte Lebensanschauung erscheint uns sein Urteil über Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Er bringt wohl die hervorstechendste Charaktereigenschaft dieses Monarchen, seine „furchtbare Willensstärke", mit großer Schärfe zum Ausdruck und zeigt, wie böse Folgen aus ihr entstehen, ja tadelt sie sogar, erkennt aber doch, entgegen vielen weniger weit-

blickenden Urteilen, die gute Absicht und die Herzensgüte an, welche überall der äußerlich schroffen Handlungsweise des Königs unzweifelhaft zu Grunde lag. Wenn Zschokke trotzdem so eifrig, wie selten jemand, gegen den Despotismus und auch gegen den Absolutismus eintritt, so wirkt dies um so mehr, weil es auf keineswegs persönlichen, sondern rein sachlichen Gründen beruht, und weil es in maßvoller Weise und gleichsam von einer höheren Warte herab geschieht. Despotie gilt ihm überhaupt nicht mehr als Staatsform, sondern als Vernichtung aller gesetzlichen Ordnung durch die Regierung selbst, wie Anarchie solche durch die Regierten ist. Sklaven haben keinen Monarchen, sondern einen Leib- und Halsherrn. Es gibt keinen legitimen Despotismus. Das göttliche Recht in der Brust des Menschen geht ewig dem Faustrecht des Unterdrückers vor. Der Feind eines Volkes kann nie die legitime Obrigkeit eines Volkes sein. Es entspricht nur Zschokkes bereits geschilderten Ansichten, wenn er für die Einführung des Despotismus das Volk selbst verantwortlich macht. Dieses ist es, welches sich Tyrannen zu Herren setzt. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, so kann er doch kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Aber auch der Absolutismus erscheint ihm naturwidrig. Es darf niemand auf Erden ungebundenen Willen und ungebundene Macht haben, oder er besitze zugleich die göttliche Heiligkeit. Ein mit absoluter Machtvollkommenheit ausgestatteter Mensch ist eine Gottheit mit Launen und Leidenschaften. Mag auch des edelsten absoluten Herrschers einziges Streben dahin gehen, Zufriedenheit im Glück seiner Untertanen, wie ein Vater im Glück seiner Kinder, zu finden, so besteht immer noch ein wesentlicher Unterschied: ein Vater hat über sich das Gesetz Gottes, die bürgerliche Obrigkeit, und mehr als alles, ihn binden die Bande der Natur an seine Kinder. In einem Lande, in welchem der Fürst zu allem, auch zum Bösen und Verderblichen das Recht hat, in welchem ihn kein Gesetz beschränkt, weil er selbst das Gesetz ist, gibt es für Leben und Eigentum der einzelnen keine wahre Sicherheit, weil alles

in des Machthabers Macht liegt. Zschokke ist aber weitsichtig genug, diese Wirkung nicht so sehr dem bösen Willen des Fürsten zuzuschreiben als vielmehr der Selbstsucht und der Feigheit derjenigen, welche ihn umgeben. Absolutismus bildet sonach auch fast stets die Vorstufe zum Despotismus. Endlich erscheint die häufig infolge des Thronwechsels eintretende Änderung in der Art des Regierens Zschokke ein arger Übelstand absoluten Regiments; das Volk muß dann plötzlich im Trab oder Galopp linksum andere Richtung nehmen, wie ein wohldressiertes Roß, in dessen Sattel sich ein neuer Reiter geworfen hat. Das Naturgemäße erscheint ihm vielmehr im Gegensatz zum Absolutismus, daß das vom Volke selbst durch seine Redlichsten und Einsichtsvollsten gegebene Gesetz herrsche, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, daß der Fürst aber die Heiligkeit des Gesetzes bewache und seine Wirkungen befördere. Dann ist bleibende und feste Herrschaft und Ordnung vorhanden, bleibend und fest wie das Interesse der Millionen von Untertanen, aus denen sie hervorstieg, und so schwer abzuändern, wie der Wille und die Ansichten der aus dem Volke hervorgegangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen sind. Er ist der Überzeugung, daß dem Fürsten die Hingebung einiger Rechte der selbstherrlichen Unberschränktheit weit größeren Vorteil gewähre, als irgend das hingegebene Recht geben konnte: festeren Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtigere und gerechtere Beamte, folglich größere Zufriedenheit der Untertanen und innigere Liebe derselben zum Fürsten, ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer an seinen Rechten bringe, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gebe, indem der Fürst bisher doch ebenfalls nur durch die Beratungen seiner Minister und Hofleute zum Handeln bestimmt wurde. Auch wird unzweifelhaft der Rat vielseitiger und belehrungsvoller, wenn er von Männern von Erfahrung und Geist aus allen Ständen des Volkes, aus allen Provinzen des Landes hervorgeht.

Man sieht, Zschokke erblickt auf gegenwärtiger Bildungs-

stufe der Menschheit, wenn nicht überhaupt, so wenigstens für Deutschland in der konstitutionellen Monarchie, in welcher die Krone, alle umfassend, als der feste Bindepunkt aller dasteht, die richtige Staatsform. Der Fürst muß gleichmütig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien stehen. Tut er dies nicht mehr, folgt er den Eingebungen der einen oder der anderen allzu leichtgläubig, so hört er auf, gerechter Vater der übrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Immer aber müssen wir dessen eingedenk bleiben, daß für eine Anschauungsweise, wie die Zschokkes, die Staatsform nur äußere Hülle, und daß es nach ihr eine arge Verkennung der wirklichen Verhältnisse ist, sie für das Wesentliche zu halten. Zu allen Zeiten ist die Form der bürgerlichen Gesellschaft ein naturnotwendiges Ergebnis der gleichen oder ungleichen Verteilung des Vermögens und der Geistesbildung. Wie die Staatsform eine Folge des Kulturzustandes, der Bildungsstufe eines Volkes ist, so hat sie auch nur im Zusammenhange mit diesen wirklichen Wert. Entspricht sie ihnen nicht, wird sie ohne Zusammenhang mit ihnen gewaltsam herbeigeführt, so kann nichts Ersprießliches erwachsen. Plötzlicher Übergang aus Nacht in Tag, aus Knechtschaft in Losgebundenheit kann nur verhängnisvolle Wirkung haben, nämlich die, daß die Hefen des Volkes, vom allgemeinen Sturm angeregt, in die Höhe steigen und die wenigen Guten und Weisen untergehen. Der nahe Aufruhr in der Ideenwelt eines solchen Volkes wird der Quell bürgerlicher Verwirrungen, Faktionen und Parteienkriege. Nicht auf die Form kommt es deshalb im wesentlichen an, sondern auf den Geist, der die Form beherrscht, und ein solcher wieder ist abhängig von der Bildungsstufe des gesamten Volkes. Ein freier Regierunsgeist wird nicht da herrschen, wo Gesetz und Regierung das Nützliche und Bessere mit Kerkern und Landjägern beschützen müssen, oder wo es die Geistlichkeit mit den Freuden des Himmels und den Schrecken der Hölle beliebt machen muß, sondern da, wo alle Bürger das Bessere

selber fordern, wo jeder von ihnen, unaufgeboten, als Schutzengel des Gesetzes dasteht und in und außer dem Hause Wächter für öffentliche Ordnung, Sittenstrenge und Sicherheit wird. Das heißt mit anderen Worten: nur ein innerlich freies, nur ein mündiges Volk hat auch eine wahrhaft freie Verfassung. Deshalb muß in erster Linie die Aufgabe aller Regierungen, aller Menschenfreunde auf Thronen und in sonstigen Lebensstellungen die Beförderung der Volksbildung sein, und deshalb erscheint es Zschokke töricht, allzuweitgehende Hoffnungen schon an die bloße Verbesserung der Verfassung eines Landes zu knüpfen; noch viel besser als Konstitutionenmacherkünste sind Lehren, welche den Menschen selbst besser und gebildeter machen. Ob republikanische oder monarchische Form, darauf kommt an sich wenig an. Republik und Monarchie sind gleich ehrwürdig, weil gleich naturgemäß. Jedes von beiden hat seinen Vorteil und seinen Nachteil, wie alles in der Welt seine Doppelseite trägt. Steht nur dabei ein Staatsgrundgesetz fest, der jeweiligen Volkskultur angemessen, welches die natürlichen Rechte aller Bürger gleichmäßig beschränkt, nicht dem Geist des Jahrhunderts aus der Ferne nachhinkt, so kann man zufrieden sein. Die Welt hat in Monarchien alle Glückseligkeit erblickt, die auf dem Boden der Freiheit irgend blühen kann, und in Republiken alle Greuel des Despotismus, alle Schanden der Knechtschaft. Es ist nur eine Täuschung, wenn man Unterwürfigkeit, Titel- und Ordensucht u. dergl. als Folge monarchischer Staatsform ansieht. Mensch bleibt Mensch, und deshalb macht in wohleingerichteten Republiken ein Ende Band im Knopfloch nicht geringere Wirkung als in Monarchien. Ein Freistaat kann in Wahrheit nur bestehen, so lange unter allen Bürgern der Wohlstand nicht allzu ungleich ist. In dem Augenblick, da der Reichtum in den Händen weniger Einwohner und die Mehrheit des Volkes arm ist, trachten jene zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel nach Gewalt, und der Pöbel wird zu allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heute denen zu, die bestechen können, morgen denen, die

nichts haben und mit mehr Kehlen lärmen können. Ist das Volk selbstherrlich, so hat es dasselbe Schicksal, wie der absolute Monarch: es wird von Ratgebern und Günstlingen umschmeichelt, unwissend erhalten, nach deren Privatinteressen geleitet und nicht selten betrogen. Innerhalb der republikanischen Staatsform gibt Zschokke entschieden der Demokratie vor allen anderen Unterformen den Vorzug; denn sie gewährt, ebenso wie die Monokratie, die Möglichkeit, ohne andere Rücksicht diejenigen zu den höchsten Stellen zu erheben, deren Tauglichkeit oder Tugend des höchsten Zutrauens wert sind. Ja, darin steht sogar die demokratische Staatsform der monarchischen voran, daß in ihr nicht das Amtsvorrecht zu einer Art persönlichen Ranges und Vorrechts wird. Reichtum, für sich betrachtet, kann nur durch Bestechung mächtig sein, und, ohne mit dem Geist gepaart zu stehen, ist er allein unfähig zu regieren. Indessen hängt ihm doch eine gewichtvolle Wirklichkeit an. Die größten Eigentumsbesitzer eines Landes sind dessen Privatherren und haben somit ein Recht, zur öffentlichen Verwaltung mitzusprechen, weil, was geschieht, sie am meisten betrifft. Es läßt sich demnach eine Aristokratie des Reichtums entschuldigenswert finden, wenn auch die Aristokratie der Geistes- und Tugendgröße die allein würdige ist. Die Aristokratie der Geburt aber ist die verwerflichste, weil sie ihr Recht weder auf eine geistige noch irdische Überlegenheit, sondern auf ein bloßes Vorurteil begründet. Zwar sind in der Monokratie wie in der Demokratie der Fürst wie das Volk erbliche Landesherren durch Geburtsrecht; doch sie sind nur Landeseigentümer und daher Herrscher, selten aber die unmittelbaren Verwalter und Regenten. In der Aristokratie durch Geburtsrecht hingegen ist der Adel zugleich selber Regent und Verwalter, als ob die Fähigkeit zu dem Beruf willkürlich geboren werden könnte. Jede Aristokratie muß ihrem Wesen nach das fürchten und vernichten, was die Demokratie und Monokratie vernunftgemäß sucht und befördert; sie muß den Reichtum der Untertanen, der den ihrigen überwachsen kann, eben so sehr wie ihre überlegene Kenntnis und Geistesstärke scheuen

und verhüten. Denn beides endet ihre Hoheit und leitet zur Demokratie über. Ja, sie muß selbst in der Mitte ihrer Körperschaft (d. h. der Reichen oder des Adels) diejenigen zu unterdrücken streben, welche durch Geistesgröße, Reichtum und Volksvertrauen zu sehr emporragen, weil solche Eigenschaften den Weg zu einer, wenn auch nur vorübergehenden, Monarchie bahnen. Alle Staatsgebilde ohne Ausnahme, wenn sie zu Gunsten einzelner die Mehrheit des Volks in Entfaltung seiner höheren Anlagen und Kräfte hemmen und eine geistige Verzwergung der Nation begünstigen oder erkünsteln, sind nicht bloß mangelhaft, nein, sie sind gottlos und Verbrechen gegen die Majestät der Menschheit. Am meisten werden diese Majestätsverbrechen durch die Hierarchien und Aristokratien verübt. Jede Monarchie ist solchen Republiken vorzuziehen; denn sie läßt, wenigstens im heutigen Europa, den Geistern das Recht, sich frei in ihren Sphären zu bewegen. Doch auch Monarchien, sobald sie mit hierarchischen und aristokratischen Triebfedern gemengt sind, werden eben so bald National-Verkrüppelungsanstalten, wie jene Republiken. Die besten Staatsverfassungen und Gesetzgebungen werden auch immer die einfachsten und dem Urverhältnisse der menschlichen Gesellschaft verwandtesten sein. Je tierischer d. h. unwissender und sinnlicher ein Volk wird, um so künstlicher, zusammengesetzter und naturwidriger wird seine Staatseinrichtung wie sein Kirchentum. Aus dem barbarischen Mittelalter, dessen Aberglauben, Unwissenheit und Brutalität stammen die innere Zerfallenheit und bunt zusammengeflochtene Menge der Rechte, die zuletzt alles Recht vernichten, und die Freiheiten, die zuletzt alle Freiheit aufheben. Je gebildeter der Geist eines Volkes ist, desto mehr strebt er zum Wahren, Natürlichen und Einfachen d. h. zur Annäherung an das Urverhältnis menschlicher Gesellschaft zurück. Die beste Regierungsform ist, ohne daß es auf den Namen ankommt, diejenige, durch welche das Volk am sichersten der vollkommenen Freiheit und dem Zweck des Menschen und Staates entgegengeführt werden kann, und durch welche es am schwersten aus einem Untertan der Ord-

nung und Gesetze zum Untertan und Hab und Gut eines oder einiger Menschen wird, was der urrechtlichen Gleichheit widerstreitet. Wohleingerichtet ist derjenige Staat, in welchem nichts durch Willkür und Eigenmacht der einzelnen, sondern alles auf dem Wege des Rechts geschieht.

Das Gleichgewicht der Pflichten und Rechte der einzelnen Glieder des Staates sowie ganzer Volksklassen gegeneinander ist die Basis einer vernünftigen und vollkommenen Gesetzgebung. Dies Gleichgewicht muß bestehen einmal darin, daß die Pflichten des einzelnen Gliedes nie schwerer als die Summe seiner Rechte sind (denn sonst wäre es nur das lasttragende Tier der Gesellschaft), oder daß die Rechte eines Individuums nicht über die Summe seiner Pflichten gegen alle steigen, sodann aber auch darin, daß die Pflichten und Rechte besonderer Volksklassen in Gleichheit mit denen anderer Volksklassen bestehen.

Kein Teil der Gesellschaft darf zum Schaden eines andern Vorrechte behaupten. Deshalb dürfen die wichtigsten Rechte nicht zum ausschließlichen Eigentum einer gewissen Volksklasse gemacht werden z. B. das Recht auf Erwerb. Noch unzulässiger ist es, die Pflichten ungleich zu verteilen z. B. die Armen und Reichen mit gleichen Abgaben zu beschweren oder gar die Lasten allein auf die Schultern der arbeitenden Klasse zu wälzen und einen privilegierten Stand von allen Beschwerden auszunehmen.

Zu jedem Gewerbe oder Amt muß jedem Bürger der Zugang offen stehen, damit er an die Stelle gelangen kann, an welcher er dem Staate am meisten zu nützen vermag. Kein Gewerbe, kein Amt ist daher auch in bürgerlicher Hinsicht edler oder unedler, ehrlicher oder unehrlicher als das andere, weil jedes, sobald es dem Gemeinwesen nützlich oder notwendig ist, eben dadurch geheiligt wird.

Weder Ehre noch Schande darf erblich sein. Wenn hier Ausnahmen erlaubt sein dürften, so fänden sie allein bei denjenigen Wohltaten oder Belohnungen statt, die der Staat dem Verdienste weiht, ohne daß sie die Rechte anderer kränken oder Vorrechte enthalten.

Die bürgerliche Freiheit darf durch die Gesetzgebung schlechterdings an keinen bestimmten Grad festgebunden werden, sondern soll eine fortschreitende Annäherung zur vollkommenen Freiheit sein und dieser Vollkommenheit vermöge der Verfassung entgegenreifen können. Ein anderes ist es mit der Wahl der Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse des dreifachen Lebens. Diese können allerdings bestimmt werden. Die Freiheiten und Rechte der Individuen im Stande der Gesellschaft dürfen einander nur begrenzen, aber nie zerstörend durchkreuzen.

Wenn Zschokke hiernach durchaus eine gleiche Behandlung aller Bürger vom Staate verlangt und alle künstliche Ungleichheit eifrig bekämpft, so rechnet er zu den Vorteilen, welche für den einzelnen durch die Verbindung der Gesellschaft entspringen, doch nicht solche, welche von dem einzelnen durch besonderen Fleiß oder durch besondere Talente und Fertigkeiten ohne Nachteil der anderen gewonnen werden, wie Vermögen, Ehre usw.; denn solche gewährt nicht der Staat an und für sich, sondern die verschiedene Befähigung der Menschen. Überhaupt liegt Zschokke nichts ferner, als eine schablonenhafte Gleichheit aller Menschen anzuerkennen, wie z. B. die Sozialdemokratie heutigen Tages es verlangt. Gott selbst legte vielmehr — so meint er —, wie uns schon die oberflächliche Beobachtung und noch deutlicher die Vernunft zeigt, die unendlichste Mannigfaltigkeit in das Reich des Erschaffenen, also, daß selbst kein Blatt dem andern von demselben Baume gleich ist. Unter den vielen Millionen Menschen, die auf der Erde gelebt haben und noch heute leben, hat man noch nicht zwei gefunden, die sich einander vollkommen gleich gesehen hätten. Es besteht daher neben jener urrechtlichen Gleichheit der Sterblichen, welche in der Brust jedes Menschenkindes unausrottbar ist, andererseits auch eine natürliche Ungleichheit der Menschen rücksichtlich ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihrer Schicksale, Neigungen, Tüchtigkeiten, Beschäftigungsarten, Lebensweisen und übrigen Verhältnisse. Eben in dieser Ungleichheit liegt der geheime Zauber, durch welchen Menschen mit Men-

schen verbunden werden, einer dem andern dienstbar und hülfreich wird, einer nach dem strebt, was ihm im andern Gegenstand der Hochachtung wird. Wir lieben in anderen nur uns selber, aber nicht als das, was wir schon sind, sondern durch sie noch werden möchten. So ergänzt sich gleichsam einer durch den andern und fügt zu dem, was ihm Natur und Schicksal verliehen hat, den Genuß dessen, was ihm versagt ist und anderen gehört. Deshalb erblickt Zschokke, wie in der Familie, aus deren Gesamtzahl das Volk besteht, so in der Ungleichheit der Stände eine notwendige, göttliche Einrichtung. Soll nicht steter Unfriede herrschen, so müssen Gehorchende und Befehlende, Arme und Reiche, Dienstleute und Herrschaften, Unwissende und Kenntnisvolle sein. Die Folgen künstlicher Gleichheit der Menschheit schildert er humorvoll in folgenden Versen:

Wäre jedermann so reich,
Als wohl jeder wünscht zu werden;
Nun, dann würden wir auf Erden
Uns als Lumpen alle gleich.
Weil, um Lohn, des andern Bürde
Niemand auf sich laden würde,
Müßte jeglicher allein
Sein höchst eigner Diener sein;
Selber sein Paar Strümpfe stricken,
Möcht' er nicht gern barfuß gehn:
Selber Rock und Hosen flicken,
Möcht' er nicht wie Adam stehn;
Müßte kochen, braten, backen,
Liebte er gesunde Kost;
Wäre er kein Freund vom Frost,
Müßt' er selber Holz sich hacken.

Alle auf Herstellung einer künstlichen Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft gerichteten Bestrebungen, mit denen menschlicher Unverstand von Zeit zu Zeit glaubte die ewige Weltordnung verbessern zu können, verwirft er demgemäß als naturwidrig; denn sie führen zu allgemeiner Verarmung, bürgerlichen Unruhen und zum Untergang des Staates.

Wie Zschokke in der Familie überhaupt das Vorbild der Stände, in ihrer Einrichtung einen Beweis für die Notwendigkeit dieser erblickt, so stellt er sich auch die Stände gern in dem Rahmen der Familie vor und bildet sie ihm gleichsam eine Vorschule für die Erlernung der Aufgaben, die jedem der Staat stellt. Aber in gleicher Weise, wie er zwar die Verschiedenheit der Glaubensparteien für notwendig hält, trotzdem energisch gegen allen Glaubenshader eintritt und Duldung predigt, ist ihm auch die Zerreißung eines Volkes durch Standesvorurteile im innersten Herzen zuwider und lehrt er gegenseitige Wertschätzung der Volksgenossen. Von dem Wachsen der Volksbildung, mit der das Erstarken der Macht des Throns und der Staatsgewalt Hand in Hand gehe, verspricht er sich auch in dieser Hinsicht viel. Denn sobald ein Volk zu der Überzeugung gelangt sei, nur vom Thron und Staat, nicht von Vermögen und Einsicht einiger Stände abhängig zu sein, vermischen sich nach seiner Meinung die Stände. Das Volk als Inhaber der wahren Kraft des Staates nimmt diejenige Achtung für sich in Anspruch, welche es einst denen gezollt hatte, die vor Zeiten Inhaber der Staatskraft waren. So verflattern, wie sehr man auch abwehrt, die Vorrechte der Geburtskasten immer mehr trotz dem historischen Rechte. An die Stelle des Erbadels rückt der Naturadel weiter vor, der Edelteil jeder Nation, das heißt der Mittelstand nimmt immer mehr Raum ein. In seiner vielseitigen wissenschaftlichen Bildung, in seinem wachsenden Reichtum, in seiner gewerblichen Tätigkeit konzentriert sich die eigentliche Kraft, der wirkliche Glanz des Staates. Den Vorzug und Wert des Mittelstandes vor den höheren und tieferen Ständen findet Zschokke bei der Betrachtung der Weltgeschichte immer von neuem bestätigt. Er vertritt gleichsam das Vernunftgemäße, Göttliche in der Geschichte der Menschheit. Fast immer, so meint er, hat man bei großen Veränderungen der Reiche wahrgenommen, daß die mittleren Stände dabei am reinsten von grober Ausschreitung und herrschendem Verderben blieben. In ihnen war gleichsam der wahre Geist und Wert der Nation am

reinsten dargestellt, in ihnen ward jederzeit die meiste Ordnungsliebe, Rechtlichkeit und Religiosität gefunden. Dieses Ergebnis findet Zschokke auch durchaus natürlich und erklärlich mit Rücksicht auf die Stellung des Mittelstandes, seine gleichweite Entfernung von nackter Dürftigkeit und prunkendem Überflusse. Man würde aber völlig irregehen, wollte man Zschokke ein warmes Herz für die unteren Stände, die sogenannten arbeitenden Klassen, wie Tagelöhner, kleinen Bauern und kleinen Handwerker, absprechen. Gerade ihrer nimmt er sich mit besonderem Eifer gegen Bedrückung durch ungerechte Steuern und andere Benachteiligungen an.

Wohl ist auch ihm die Eigentümlichkeit der meisten Menschen bekannt, mit dem eigenen Stande unzufrieden zu sein und seine Schattenseiten als besonders groß zu empfinden. Aber er tut diese Klagen kurz damit ab, daß, wer mit seinem Stande, in den ihn Gott berufen hat, unzufrieden sei, auch in jedem anderen unzufrieden wäre; denn nicht die Art der Geschäfte, welche man treibt, sei die Quelle unseres Glückes, sondern das Herz allein sei es, welches man zum Stande bringt, und somit die Art, w i e man sie treibt.

Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche anlangend, so fordert Zschokke nicht nur, wie wir bereits gesehen haben, daß der Staat volle Gewissensfreiheit gewähre, sondern auch, daß er keine Religion hinstelle als die herrschende gegenüber anderen nur unter lästigen Bedingungen geduldeten. Die Religion darf niemals zur Staatsdienerin, zum Werkzeug des Staates gemacht werden; denn sie ist etwas viel Höheres als dieser, sie ist Kern und Seele der gesamten bürgerlichen Gesellschaft, von wo aus alles andere hervorgeht und bewegt wird.

Aus der oben festgestellten Aufgabe des Staates folgt mit Notwendigkeit, daß ein Staatswesen, welches dieser nicht gerecht wird, als untaugliches Mittel Vernichtung verdient. Die in der menschlichen Gesellschaft herrschenden Vorstellungen und Begriffe ändern sich in deren Vorwärtsschreiten zur Vollendung stetig. Während nun so unvermerkt unter dem Finger der Jahrhunderte der Stoff verwandelt wird,

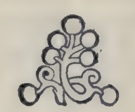
müssen auch die äußeren Formen, die ihn umfassen, entsprechende Änderungen erleiden; denn sie beruhen auf den Vorstellungen der Menschen, und mit der Meinung von ihrem Wert vergehen die alten Grundpfeiler ihres Bestandes. Das ist das Naturgesetz der Weltgeschichte. Die Pflicht und damit auch das Recht, die Staatsform zu verwandeln, sobald diese den Zweck der Gesellschaft nicht mehr erreicht oder ihn wohl gar zerstört, steht dem Landesherrn (Fürst, Volk usw. je nach der Verfassung) zu. Der einzelne hat nur das aus der Vertragsnatur des Staates sich ergebende Recht, aus dem Staate auszutreten. Weise Regierungen erkennen und ehren die ewige Entwickelung der Kräfte und gesellschaftlichen Verhältnisse im Menschengeschlechte; sie leiten milde den Strom, welchen sie nicht dämmen und sperren können; so werden Barbaren gesittet, Sklaven frei und Bevogtete mündig. Versäumt aber die Regierung beharrlich die Anpassung an die veränderten Anschauungen und Verhältnisse, so macht sich jenes die Welt beherrschende Naturgesetz gewaltsam Bahn. Völlig verkehrt wäre es aber, wie bereits angedeutet, in Zschokke einen Verteidiger und Beschöniger der gewaltsamen Staatsumwälzung zu erblicken. Davor müßten ihn schon seine vorgeschilderten Ansichten, insbesondere über die Notwendigkeit der Ordnung in der Welt, über das Verhältnis zwischen Obrigkeit und Untertanen, zwischen Fürst und Volk, über die Parteien und über den ruhigen Fortschritt als das Naturgemäße, bewahren. Auch ausdrücklich spricht er sich oft gegen die Revolution aus und schildert ihre Greuel in den düstersten, abschreckendsten Farben.

Es ergibt sich von selbst, daß die Zustände, wie sie in den europäischen Staaten zu seiner Zeit bestanden, an den vorstehend geschilderten Ansichten gemessen, Zschokke nicht befriedigen konnten. Die Wurzel alles Übels erblickt er, wie beim einzelnen Menschen, so auch beim Staatswesen in der Entfremdung von der Natürlichkeit. Wie wir ihn dort die unselige Richtung aller Geistestätigkeit zum Dienst des tierischen Lebens aufs eifrigste bekämpfen und an Rückkehr zum Wahren und Natürlichen, an Verachtung des Entbehrlichen

und Wiederliebgewinnung des Unentbehrlichen, des Göttlichen mahnen sahen, so hält er es für das Grundübel des Staates bei civilisierten Nationen, daß er dieser falschen Richtung allzu sehr Rechnung trägt und dadurch sich an ihrer Verbreitung mitschuldig macht. „Zurück zur freien Entfaltung des wahren Christentums, wie Christus es gelehrt hat, zur Durchdringung des Staatswesens mit diesem!“ so ertönt sein mahnender Ruf. Wenn auch für ihn der einzelne Mensch die Hauptsache ist und er von dessen Besserung und Veredelung zugleich die naturgemäße Besserung und Veredelung des Staatswesens erwartet, so unterschätzt er aber keineswegs, wie Claudius es tut, den Wert fester Staatseinrichtungen; denn nach seiner Meinung spiegeln Gesetze und Staatseinrichtungen, wie Glaubenssatzungen und Herkömmlichleiten, nicht nur den Bildungsstand eines Volkes wider, sondern wirken auch segensreich oder unheilvoll auf den einzelnen wie auf die Entwickelung des ganzen Volkes ein. Unbedenklich verdient diese Auffassung vor der Claudiusschen den Vorzug.

Auf der Forderung der Rückkehr des Menschengeschlechts zur Natur beruht auch Zschokkes hohe Schätzung der amerikanischen Staatseinrichtungen. Mehrere seiner Erzählungen klingen dahin aus, daß der Held, mit den Einrichtungen der europäischen Kulturstaaten in Widerspruch geraten, in Amerika seine Zuflucht sucht und findet. In dem neuen Lande mit seiner jungen Kultur erblickte Zschokke offenbar einen geeigneten Boden für eine schönere, höhere Entwickelung. Diese Anschauung, welche damals von vielen geteilt wurde, hatte, wie Zschokke selbst ausdrücklich hervorhebt, ihren alleinigen Grund einerseits in der jugendfrischen Entwickelungsstufe Amerikas andererseits in den außerordentlichen Begebenheiten, welche zu seinen Lebzeiten Europa durchzitterten und seine weitere Entwickelung in Frage stellten. Diesen besonderen Zeitverhältnissen muß man es zuschreiben, wenn Zschokke in einigen Beziehungen, so z. B. in der Annahme einer wachsenden Verarmung des Volkes, in seinem Urteil zu weit ging. Glücklicherweise hat ihm darin die Entwickelung

Europas und namentlich Deutschlands nicht recht gegeben, und er wäre gewiß heute der erste, dies freudig anzuerkennen; erklärte er doch schon trotz jener besonderen Zeitverhältnisse, er würde sich in Deutschland am behaglichsten fühlen, wo noch viel Herz, viel Wahrheit und Redlichkeit in der Masse der Nation, im Mittelstand des Volkes sei. Übertreibungen der vorgedachten Art in der Schilderung des politischen Zustandes Europas sind wohl nur aus dem eifrigen Bemühen zu erklären, eine bessere Zeit heraufführen zu helfen, wobei er an seinem Teil wacker mitgeholfen hat. Ganz verkehrt wäre es anzunehmen, daß Zschokke in politischer Beziehung verzweifelt oder verbittert in die Welt gesehen habe. Das ist bei einer Weltanschauung ausgeschlossen, die auf der Grundlage eines, wenn auch langsamen, so doch ständigen Fortschreitens der Menschheit ruht. Zschokke sah im Gegenteil frohgemut und voll Zuversicht in die Zukunft, er wußte, daß die von ihm vertretenen Gedanken im wesentlichen ihre Verwirklichung finden würden, mochte dies auch nicht gerade in der allernächsten Zeit geschehen. Und fast über Erwarten schnell sind die hauptsächlichsten von ihnen, wenn auch freilich nicht ganz in dem Sinne Zschokkes, verwirklicht worden. Ja, uns erscheinen heutzutage die meisten beinahe als selbstverständlich, sie sind uns sozusagen als notwendige Bestandteile des öffentlichen Lebens in Fleisch und Blut übergegangen. So ist Zschokkes politische Auffassung im Gegensatz zu der Claudius' durchaus modern und Zschokke einer der Wegweiser zur neuen Zeit, und zwar einer der weitsichtigsten.



IX.

Familienleben.

Wir haben Zschokkes Ansichten über fast alle Gebiete des menschlichen Lebens kennen und gewiß, gleichviel ob wir ihm immer beigepflichtet haben, Ehrfurcht vor diesem gewaltigen Geiste empfinden gelernt. Es bleibt übrig, ihm auch als Menschen in seiner Auffassung über das Familienleben näher zu treten und ihn im häuslichen Kreise zu beobachten.

Zschokke schätzt das Familienleben nicht geringer als Claudius und hat zu seinem Lobe nicht weniger anregende Worte gefunden als dieser. Nach seiner Empfindung sind häusliche Bande die heiligsten und teuersten von allen. In Liebe beständig unter seinen Lieben, abwesenden wie nahen, verstorbenen wie lebenden, im stillen, heimatlichen Sein zu walten, gilt ihm als der schönste, reinste und höchste Beruf des Menschen. Hier im Paradiese des gesunden, glücklichen Familienlebens, wo auch die Disteln ihre Rosen tragen, wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildet und das Geringste bedeutsam macht, ruhen die festen Wurzeln inneren Glückes. Jeder Winkel im Hause, jedes Plätzchen, jedes zum täglichen Gebrauch bestimmte Gerät wird durch eine Erinnerung an Vergangenes geheiligt und hat seine in der Familie mitredende Stimme. Da liegt auch in der Träne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Teures. Da

lernt man verstehen, daß der Mensch nicht zum einsiedlerischen Wesen, zum Nomaden- und Mönchtum, sondern zum geselligen Dasein geboren ist.

In voller Übereinstimmung hiermit hat Zschokke sein Leben, soweit es in seiner Macht stand, eingerichtet. Wie Claudius, findet er in dem stillen Hausglück, dem glanzlosen Stillleben, im Umgang mit den Seinen und einigen guten Freunden volles Genüge. Hier fühlt er sich reicher, als es ein König kann, und von hier aus baut er seine innere Welt ins vergängliche Leben hinaus, wie die Spinne ihr wunderbares Gewebe. Seine „Blumenhalde" ist uns eine ebenso vorbildliche Stätte wahren Familienglückes geworden, wie Claudius' Haus in Wandsbek.

Von dem sogenannten Gesellschaftsleben dagegen will er trotz seines obigen Urteils über die Natur des Menschen nichts wissen. Es kann ja nicht anders sein, als daß ein Charakter, wie der Zschokkes, gegen alles Ceremonielle, alles Formenwesen, gegen alles Leben nach der Meinung anderer einen tiefen Abscheu empfindet, und daß ihm aus Etikette, Ceremoniell und Ritualien zusammengesetzte Menschen im höchsten Maße zuwider sind. Das ergibt sich aus seiner Schätzung der Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit von selbst. Wenn er auch einsichtig genug ist anzuerkennen, daß aus dem Zusammenleben der Menschen die Notwendigkeit hervorgeht, in gewissem Maße Formen zu beobachten und sich Beschränkungen aufzuerlegen, und daß jene sich oft als Notbehelfe von unschätzbarem Werte erweisen, so sind die Formen doch immer nur Nebensache, ja, eine notwendige Plage. Ein offenes, unverstelltes Wesen, verbunden mit einem natürlichen Zartgefühl gegenüber allen Menschen, mit denen wir im Umgange zusammenkommen, wiegt ihm tausendmal alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Komplimente und Feierlichkeiten auf. Mit Bitterkeit beklagt er allen Zwang, alle mit der Vernunft nicht in Einklang zu bringenden Gepflogenheiten, alle Torheiten und Qualen der Menschen, welche sie sich mit leidenschaftlicher Verstandesverblendung

erschaffen durch die Überschätzung des Formenwesens, durch das übertriebene Gesellschaftsleben, und mahnt auch in dieser Beziehung wieder an Rückkehr zum Naturgemäßen. Wie über das Titelwesen, lacht er über das törichte Gebaren der Menschen in Geltendmachung des sogenannten feinen Tons, über ihr Hin- und Herkomplimentieren und demutsvolles Zurückweisen von Ehren, nach denen sie im Grunde doch schnappen. Besonders unangenehm sind ihm alle Förmlichkeiten und leeren Feierlichkeiten bei wichtigen Lebensabschnitten und Geschehnissen. Wie er selbst seine Vermählung in der allereinfachsten Weise und ohne alle fremden Zeugen, nur im engsten Familienkreise und ohne jeden Prunk feiert, ja alles Zurschaustellen, alle Glückwünsche Fernerstehender nur für geeignet ansieht, uns die reine Lust an solchen Tagen und ihre Andacht zu stören, so schildert er in „Herrn Quints Verlobung" in humorvoller Weise, wie eine Verlobung am schönsten und feierlichsten in der Einsamkeit durch das einfache Bekenntnis der Liebe, durch den Schwur, sich ewig anzugehören, gefeiert wird. Den Menschen kennen zu lernen, muß man ihn überhaupt sehen, wenn er sich allein glaubt. Jeder ist gefallsüchtig nach seiner Weise und macht, ehe er auf die Straße oder ins Gesellschaftszimmer tritt, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Diese Schaustellung moralischer Toilettenkünste und der Geistesaufwand für nichts, um müßige Stunden zu versüßen, lassen ihm die sogenannte große Gesellschaft als wertlos erscheinen. Zu lernen ist in ihr nichts; ja, er erklärt, nie in schlechterer Gesellschaft zu sein, als wenn er in großer sei. Das Gesellschaftsleben bildet daher für ihn nur eine Schaumspeise, welche nicht Nahrung, sondern nur Gaumenkitzel bietet. Gesunde Hausmannskost dagegen ist ein schlichtes Hausleben, wie es oben geschildert ist. Dazu gehört aber auch ein inniger, anregender Verkehr mit wirklichen, gleichgestimmten Freunden, mit denen ein veredelndes und förderndes Gespräch möglich ist. Es wäre deshalb verkehrt, in Zschokke einen Lobredner des Einsamlebens zu erblicken; denn dieses macht nach seinem Urteil einseitig. Immerhin zieht er es aber noch

dem Leben in der großen Gesellschaft vor, welches allzu vielseitig und abgeschliffen macht. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen Pflanzen in hohen Alpen, sie sind einfältig und schmucklos, aber kernhaft und kräftig. Stets auch muß geselliges Leben, soll anders es erquicken und nicht ermüden, nur als Erholung von der Arbeit angesehen, niemals aber darf es zur Hauptsache werden.

Einen gefährlichen Feind häuslichen Glückes erblickt Zschokke im Wirtshausleben. Wir haben gesehen, daß er einen guten Trunk im fröhlichen Kreise und zur rechten Stunde keineswegs verachtet und ihm sogar wohltuende Wirkung zuschreibt. Aber dies gilt nur, wenn Maß und Ziel gehalten wird. Alles übermäßige Trinken ist ihm nicht nur persönlich in innerster Seele zuwider, sondern birgt auch nach seiner Meinung eine der schwersten Gefahren für ein Volk in sich. Wie bereits erwähnt, urteilt er in dieser Beziehung sehr streng. Um dem übermäßigen Wirtshausbesuch zu steuern, empfiehlt er, abgesehen von den wohltätigen Wirkungen eines glücklichen Familienlebens, das sich ja nicht jeder schaffen kann, und abgesehen von der stillen Wirksamkeit jedes einzelnen in seinem Kreise, die Bildung von Vereinen, die sich die Darbietung edlerer Vergnügungen, aber auch die Gewährung des guten Beispiels ihrer Mitglieder zur Aufgabe machen. Diese müssen sich verpflichten, niemals selbst zum Trinken anzuregen oder bei ausschweifenden Zechgelagen zugegen zu sein, mit keinem notorischen Trinker öffentlich zusammen zu bleiben, vor allem aber niemand in ihrem Haushalt oder Gewerbe anzustellen, der Trinker ist. Vom bloßen Predigen und Ermahnen verspricht er sich keinen Erfolg; denn Krankheiten, Gebrechen und Fehler der Seele lassen sich so wenig durch bloße Worte heilen, wie Krankheiten des Leibes. Wohl aber sind nach seiner Ansicht Belehrung und Überzeugung nach allen Seiten hin unter Ausschließung jeden Zwanges neben jenen angedeuteten Maßnahmen von Wert.

Wie hoch er glückliches Familienleben preist, ebenso zuwider ist ihm aller Hausstreit, sei es zwischen Ehegatten,

zwischen Eltern und Kindern oder zwischen Herrschaft und Dienstboten. Wie Revolution schlimmer als Krieg mit einem anderen Volke, so erscheint ihm Hausstreit eine weit ärgere Hölle und auch vor der Welt viel schimpflicher als Streit mit einem Nachbar oder Fremden. Die Gründe für häusliche Uneinigkeit findet er, abgesehen von Vernachlässigung infolge zu großen Gesellschaftslebens oder häufigen Wirtshausbesuchs, hauptsächlich in der Launenhaftigkeit und dem Sich-gehen-lassen der einzelnen Familienglieder, welche nach und nach zu dem gänzlichen Schwinden jeder gegenseitigen Achtung führen und so ein glückliches Hauswesen unmöglich machen.

Die Grundlage des Familienlebens ist die Ehe, ohne welche das Menschengeschlecht verlöschen oder verwildern würde. Sie ist nach Zschokkes Meinung eine göttliche Stiftung, deshalb auch Naturnotwendigkeit und bei allen Völkern der Erde heilig, selbst bei den wildesten, deren Geist noch von keiner Offenbarung angeleuchtet wurde. Gott selbst legte in die Natur der Sterblichen den ewigen und heiligen Trieb zu gegenseitiger Vereinigung. Mann und Weib, in ursprünglicher Verwandtschaft eins und dasselbe und deshalb auch von jener Liebe zu einander erfüllt, mit welcher allezeit in der Natur das Gleiche vom Gleichen angezogen wird, werden noch stärker zueinander gesellt durch die Verschiedenheit der Anlagen, mit der sie für die Zeit ihres Erdenlebens umkleidet werden. Jedes Geschlecht ehrt in dem andern Vorzüge, welche ihm mangeln. Des Weibes holde Sanftmut und zartere Empfindung mildert des Mannes Ungestüm und Trotz, welche aus dem Gefühle seiner Kraft entspringen. Des Mannes Stärke und Mut hingegen beschirmt des Weibes Schwäche. Geleitet von den heiligen Naturtrieben nähern sich so Jünglinge und Jungfrauen, und aus ihrer Liebe blüht die Ahnung der göttlichen auf. Wenn es auch töricht wäre, die Macht des tierischen Geschlechtstriebes auf den Menschen hinwegzuleugnen, so ist die Liebe, welche Menschen zueinander führt, doch etwas ganz anderes. Sie steht so hoch über dem irdischen Drängen der Natur, wie der göttliche

Menschengeist über Polypen und Affen. Ja, wer liebt, fühlt durch den Gedanken an jenen Trieb sein Heiligtum entweiht.

Die Ehe ist, entsprechend der Innigkeit ihrer Grundlagen, das heiligste und engste Bündnis, welches Menschen miteinander auf Erden eingehen können. Leicht sind im Vergleich zu ihr andere Bündnisse gebrochen, selbst die zärtlichsten der Freundschaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum oder durch Ungleichheit des Standes und Vermögens oder durch bloße Verschiedenheit der Meinungen getrennt werden. Die Ehe aber wird durch die Natur, durch die gemeinschaftlichen Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gleichermaßen gestärkt. Darum ist keine andere menschliche Verbindung so wichtig, so folgenreich.

Wie die Ehe vermöge der Innigkeit ihres Wesens dem Menschen alles bedeutungsvoller macht und das ganze Leben durch sie neue Beziehungen gewinnt, so verbindet sie auch fester mit allen anderen Menschen und mit dem Vaterlande. Der Hagestolz, vereinzelt wie eine geborene Waise und immer auf das eigene, mit nichts anderm verwachsene Ich beschränkt, wird wider seinen Willen zum Selbstling, dessen Wichtigstes unterm Himmel nur immer er selbst bleibt. Er ist überall daheim, weil er überall ungeliebt, einsam wandelt.

Die Ehe vergrößert aber nicht nur auf diese Weise das Lebensglück, sondern auch dadurch, daß sie den Menschen wirklich frömmer und besser zu sein nötigt. Denn er macht durch seine Fehltritte nicht mehr sich allein, sondern auch das Herz unglücklich, welches sich ihm ergeben hat. Der ehelose Verbrecher ist verabscheut, der verehelichte ein Ungeheuer. Er reißt Gatten und Kinder mit sich in den Abgrund. Andererseits verhütet das unvermeidliche Beobachtetwerden im engen Beisammenleben manche Entartung. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert und beschränkt, den Tugenden leichtere Herrschaft.

Darum erblickt Zschokke in der *glücklichen* Ehe des irdischen Lebens höchstes Gut; nur durch sie wird, was der

Schöpfer Herrliches dem Menschen verleiht, zu einer genußvollen Gabe.

Die Tatsache, daß die Jünger Jesu unvermählt blieben, und ihre Äußerungen, welche später zur Höherstellung des ehelosen Lebens gegenüber der Ehe verwertet worden sind, erklärt er damit, daß die Apostel, welche sich ganz der Ausbreitung der Lehre Christi widmeten und die ihnen bevorstehenden Gefahren voraussahen, sich nicht durch Rücksichtnahme auf Weib und Kind stören lassen durften und lediglich aus diesem Grunde denen, die ihnen folgen wollten, die Ehelosigkeit empfahlen. Erst in den finsteren Nächten der Barbarei des Mittelalters, welche selbst das heilige Licht des jungen Christentums mit ihren Nebeln auszulöschen drohten, fand man in düsterer Überfrömmigkeit die Liebe der Jünglinge und Mädchen tadelhaft, hielt die Zertretung des Naturgesetzes für ein heiliges Werk und das ehelose Leben für ehrwürdiger als die Bande der Ehe. Wenn auch heutigen Tages noch Jünglinge und Mädchen der ehelosen Einsamkeit in Klöstern gewidmet werden, und zwar aus äußerlichen Rücksichten sei es auf ihre eigene Person sei es auf die Familie, so erblickt Zschokke darin nicht nur eine Entweihung der Kirche, einen Mißbrauch der Religion, sondern auch ein großes Unrecht an den davon Betroffenen; denn nur zu oft werden diese verleitet oder sogar gezwungen, das unzerbrechliche Gelübde in einem Alter abzulegen, in welchem sie weder vom Welt- noch vom Klosterleben richtige Vorstellungen haben können und ihr Verstand nicht reif genug ist, die Wichtigkeit des Schrittes zu beurteilen, der sich nie wieder zurücktun läßt. Mit Freude begrüßt er deshalb die neuere Gesetzgebung, welche derartige unwiderruflichen Erklärungen für nichtig ansieht. Wie er jede Verminderung der Eheschließungen beklagt und dem Verfalle der Sitten, namentlich dem Überhandnehmen des Luxus, wodurch manchem rechtschaffenen Manne das Heiraten unmöglich gemacht werde, der falschen Erziehung der Töchter und ähnlichen Gründen zuschreibt, so verwirft er auch jede gesetzliche Beschränkung oder Erschwerung der Eheschließungen als zwecklos, ja un-

heilvoll. Denn das Gesetz der Natur lasse sich nicht umstoßen, sondern werde durch solche künstlichen Mittel nur in falsche Bahnen gelenkt.

Bei genauerer Betrachtung findet Zschokke der durchaus glücklichen Ehen verhältnismäßig so wenige. Wenn er sich auch nicht verhehlt, daß dies häufig auf Fehlern, und sogar nur geringen Fehlern beruht, die bei Eingehung der Ehe erst im Keime vorhanden waren und sich allmählich verschlimmern oder die überhaupt erst durch das eheliche Beisammenleben störend werden, so erblickt er doch den hauptsächlichen Grund für diese Tatsache in der unvorsichtigen Wahl der Gatten. Zumeist wird die Ehe auf falscher Grundlage aufgebaut. Da werden Nebenzwecke, die nichts mit dem Wesen der Ehe zu tun haben, verfolgt ohne Rücksicht darauf, ob auch die künftigen Ehegatten geeignet sind, die weite Lebensreise freundlich und verträglich miteinander zu machen. Den einen ist es dabei um Befriedigung ihres Familienstolzes, den anderen um Vergrößerung ihres Vermögens zu tun. Oft werden auch die Eheschließenden aus solchen Gründen von unvernünftigen Eltern dazu gezwungen. Für solch unverständiges und gefährliches Handeln hat Zschokke Worte bittersten Tadels. In drastisch-humorvoller Weise zieht er in seinem „Schweizerboten“ gegen die Konvenienz-Heiraten zu Felde. Vielmehr muß nach seiner Meinung die Ehe einzig und allein aus der freien Neigung der Ehegatten zueinander hervorgehen; nur diese kann die wahre Grundlage der Ehe bilden. Daraus folgt von selbst, daß Zschokke unbedingt für die freie Entscheidung jedes Menschen in diesem Punkte eintritt und allen Zwang der Eltern gegen ihre Kinder verwirft; „das wichtigste Lebenslos muß jeder eigenhändig aus der Urne des Schicksals ziehen.“ Das schließt aber nicht das Recht oder, richtiger gesagt, die Pflicht der Eltern aus, ihren Kindern aus der Fülle ihrer Erfahrungen zu raten oder sie zu warnen.

Wir haben bereits kennen gelernt, daß Zschokke weit davon entfernt ist, in der Liebe einen bloß natürlichen, tie-

rischen Trieb, nämlich den Anziehungstrieb zwischen beiden Geschlechtern, zu erblicken. Beide sind nach seiner Meinung voneinander verschieden, haben sogar wenig miteinander gemein, wiewohl sie oft kaum voneinander zu unterscheiden sind. Jener Trieb herrscht allmächtig durch die weite Natur. In den Pflanzen besteht er ohne ihr Wahrnehmen, in den Tieren ist er zur Empfindung übergegangen, im Menschen mit Empfindung nicht nur, sondern auch mit Bewußtsein verbunden. Dieser Trieb aber ist, wie alles Tierische, selbstsüchtig und begehrt nichts für andere, sondern nur für sich und seine Beruhigung. Die Liebe dagegen gehört weder den Pflanzen noch den Tieren, sondern ist des Menschen ausschließliches Eigentum. Wohnt sie im Geiste allein, ist sie Achtung des Vollkommenen; spricht sie durchs Gefühl, wird sie Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes. So wenig kennt sie die Selbstsucht und so sehr ist sie jenem Naturtriebe entgegengesetzt, daß sie nicht nur nichts für sich selbst, sondern alles für den Gegenstand ihrer Verehrung begehrt, ihm alles und sogar die Befriedigung des Naturtriebes, also ihn selbst aufopfern kann, ohne Ersatz zu fordern. Aber jener Anziehungstrieb der Geschlechter wird oft der mächtigste Wecker der wahren Liebe in uns, die mit Recht den Beinamen der Himmlischen und Göttlichen verdient, weil das Streben nach dem Allervollkommensten das Grundgesetz im heiligen Geisterreich ist. In aller Zuneigung oder Liebe herrscht, wie in der Überzeugung von der Wahrheit, keine Willkür, sondern Naturzwang, Notwendigkeit. Die Erfahrung lehrt, daß häufig Personen, die sich nie gesehen haben, beim ersten Anblick von einer plötzlichen gegenseitigen Neigung entzündet worden sind. Wenn auch dergleichen Erscheinungen immer noch zu den Rätseln unseres Innern gehören, so ist Zschokke doch der Meinung, daß jene Notwendigkeit in der Eigentümlichkeit der Seelennatur liege, die, an sich selbst ohne Willkür, dem Naturgesetz unterworfen ist, wie alles. Nur der Geist des Menschen hat freien Willen, nicht die Seele, die seine nächste Hülle, sein empfindliches Organ ist. Nur jener hat Bewußtsein; die Seele kennt nur Empfindungen und Instinkte. Im

Geiste wohnt Sehnsucht nach Vollkommenheit, in der Seele wohnt die Liebe. Nicht aber sind es die Seelen, welche sich wechselseitig zur Liebe entzünden. Vielmehr weckt das Ideal des Schönen, welches, ihm unbewußt, in jedem Sterblichen lebt, endlich, wenn eine ihm mehr oder minder entsprechende Gestalt in der Wirklichkeit erscheint, die Sehnsucht der Natur zur Vereinigung mit derselben, oder es verwandelt der erwachte Naturtrieb, indem er die Sinne blendet, den ersten, besten Gegenstand der Wirklichkeit zum Ideal alles Schönen.

Von dieser Auffassung der Liebe ausgehend, welche, wie stets bei Zschokke, in gleichem Maße der körperlichen wie der geistigen Natur des Menschen Gerechtigkeit widerfahren läßt, lächelt er über die sogenannte platonische Liebe, indem er ironisch einwirft, es müsse mindestens auffallen, daß diese hohe platonische Liebe der Seelen nur in einem gewissen Lebensalter zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ihr Recht geltend machen wolle und sonst nicht. Man solle ihm doch einmal ein Mädchen nennen, welches mit dem vollen Entzücken der Seelenliebe an irgend einem alten Herrn alles göttlich und verschönt finde! Gegen diese falsche Vorstellung von der Liebe, welche den Menschen am liebsten von allem Körperlichen und Seelischen loslösen möchte, richtet sich die Novelle „Die isländischen Briefe".

Verschieden von der bräutlichen Liebe, wennschon auf demselben ewigen allgemeinen Naturgesetze beruhend, ist die Mutterliebe. Sie wirkt nicht, wie jene, auf die Einbildungskraft ein und durch sie, ist inniger, selbstloser und tiefer als jene; vor allem aber unterscheidet sie sich dadurch, daß Mutter und Kind sich nicht fremd, nicht zwei, sondern eins sind, das eben in zwei auseinander soll und darum süßen Schmerz fühlt. Die Liebe der Kinder zu den Eltern sowie der Geschwister untereinander betrachtet Zschokke als eine Anhänglichkeit, die weniger aus natürlichem Verbande als aus der innigsten Gewöhnung seit den frühesten Lebenstagen entspringt.

Auf der vorgeschilderten Auffassung von dem Wesen der Liebe beruht es, wenn Zschokke sie häufig als Krankheit,

namentlich als Seelenkrankheit bezeichnet, die den Menschen blind und abergläubisch mache und ihn falsch mit Zeit und Ewigkeit, Himmel und Erde haushalten lasse. Häufiger aber noch schildert er die erhebende, veredelnde Wirkung der Liebe mit der ganzen Begeisterung des Dichters. Sie ist ihm die Poesie der menschlichen Natur, die Krone des Menschentums; sie vergöttlicht den Staub und leitet das Himmlische auf die Erde herab. Sie macht alles in der Welt geistiger, reiner und glänzender. Schwindet ihre Wirkung von uns, so erscheint aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht weggewischt, so liegt alles geistlos, bedeutungslos vor uns. Der Baum wird ein grünendes Holz, die Nachtigall ein pfeifender Vogel, der liebliche See ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdrießt uns, die Welt zu sehen, sie ist ohne Neuheit, ohne Frische, wie ein altes Kleid. Deshalb meint er auch, daß es vielleicht wirklich für einen jungen Menschen von guter Erziehung kaum einen mächtigeren Schutzgeist der Gemütsreinheit und Unschuld nächst dem Gedanken an Vater und Mutter gebe als die erste Liebe zu einem weiblichen Wesen, in dessen Heiligkeit er sich selber heiligen möchte. Deshalb erklärt er es aber auch für das höchste Opfer, sein eigenes Herz freudig brechen zu lassen, indem man seine Liebe tötet. Zahlreich sind die Stellen, in denen er in zarter und zugleich fein-humoristischer Weise das Spiel der Liebe und ihr Wirken auf Erden beschreibt. Es braucht hier nur an allbekannte Erzählungen, wie „Kleine Ursachen", „Der Blondin von Namur", „Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen", „Herrn Quints Verlobung" und das mehrfach erwähnte „Tantchen Rosmarin" erinnert zu werden, um Zschokkes Meisterschaft in Darstellungen dieser Art klar hervortreten zu lassen.

Hiernach ist, wenn Zschokke auch die körperlichen Eigenschaften des Menschen, wie er in dem ergötzlichen Feenmärchen „Wie man lieben muß" des näheren dartut, keineswegs für unwesentlich erklärt, vielmehr in der Schönheit den natürlichen Magnet erblickt, welcher Mann und Weib zusammenzieht, die Annahme selbstverständlich durchaus ver-

kehrt, er sehe die äußere Schönheit gerade als die Hauptsache an. Schon an sich bedarf es, ganz abgesehen von der Vergänglichkeit menschlicher Schönheit, kaum der Erwähnung, daß einer Auffassung, wie der Zschokkes, nicht das Reinkörperliche, wie Haut und Haar, Wuchs und Farbe, dasjenige ist, was die menschliche Schönheit ausmacht, sondern vielmehr das Eigentümliche, die Seele darin, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und Freude und Trauer bezaubert. Diese aber ist wieder nur die Äußerung der Eigenschaften des Gemüts, und so sind letztere, also die Tugenden, die wahre Ursache der Liebe, weil sie die bleibende Schönheit, das bleibende Eigentum des Menschen sind. Nur die Liebe, welche aus dieser Quelle hervorgegangen, die Liebe des Herzens, der das Glück des geliebten Geschöpfes mehr gilt als das eigene, und die bereit ist, allen Schicksalen des Lebens mit ihm ruhig entgegen zu gehen, ist die bleibende, heilige Liebe. Jene auf Äußerlichkeiten beruhende, leidenschaftliche Liebe der Phantasie dagegen ergreift zwar uns Menschen alle im jugendlichen Lebensalter, ist aber doch immer nur vorübergehend und nur durch unsere eigene Leidenschaftlichkeit hervorgerufen. In Werther erblickt Zschokke in voller Übereinstimmung mit Claudius einen herzweichlichen Schwächling, der in seinem Fieber den Verstand verloren hat. Dringend warnt er davor, von der Liebe, die den schwarzen Staar habe, sich blindlings leiten und das ruhige Wohlgefallen in einer stürmischen Sehnsucht zu Grunde gehen zu lassen. Sei aber diese Leidenschaft einmal über den Menschen gekommen, so sei doppelte Vorsicht geboten, um die Eigentümlichkeiten des anderen klar zu erkennen und zu verhüten, daß eine unglückliche Ehe geschlossen werde. Zu dieser besonnenen Liebe hat auch er bei aller Wärme und Gemütstiefe sich gezwungen, als seine Nanny es ihm angetan hatte. So weit darf freilich die Vorsicht nicht gehen, wie manche sie treiben, die von dem Ehegatten sämtliche Tugenden und Vorzüge verlangen, welche es gibt, und die deshalb niemals zu einer Wahl gelangen.

Aber selbst wenn die Ehe nicht auf der rechten Grund-

lage gegenseitiger Neigung zustande gekommen ist, kann sie nach Zschokkes Urteil durch das Verhalten der Ehegatten glücklich werden, wie er andererseits anerkennt, daß auch durch die Hand der Liebe geknüpfte Ehebündnisse zu unglücklichen werden können. Wenn es auch gewiß zutreffend ist, daß die Ehegatten sich erst ineinander einleben, die gegenseitigen Gemütsarten einander anpassen müssen, so muß doch jeder Teil vom ersten Tage an bestrebt sein, ein gutes, edles Verhältnis herzustellen. Gesundheit des Leibes und der Seele, helle Laune, die sich immer gleich bleibt, sanftes Ertragen der Fehler des andern, die Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu breiten, Tränen hinwegzulächeln — das ist's, was in der Ehe vonnöten ist. Die Grundlage aller dieser Tugenden und damit der Glückseligkeit aber muß Religiosität sein, dieses allen Menschen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott. Daß Zschokke damit nicht Übereinstimmung des Glaubensbekenntnisses bei den Ehegatten, welche er allerdings für wünschenswert erklärt, als unerläßliche Vorbedingung einer glücklichen Ehe aufstellen will, bedarf nach dem weiter oben Gesagten nicht näherer Ausführung und hebt er auch selbst ausdrücklich hervor. Unermüdlich ist er, den Ehegatten darüber Ratschläge zu erteilen, wie sie die Ehe zu einer glücklichen gestalten können. So stellt er als Regel auf, daß die Ehegatten niemals, auch im bloßen Scherz nicht, miteinander zänkeln, wortwechseln oder gegen einander ein wenig böse tun dürfen. Ferner dürfen sie niemals vor einander ein Geheimnis haben, unter welchem Vorwande es auch sei. Dagegen müssen sie ihre inneren Haus-, Ehe- und Herzenssachen vor aller Welt, selbst vor den nächsten Anverwandten, geheim halten; denn jeder Dritte, den sie mit hineinzögen, würde Partei nehmen und zwischen beiden stehen, und das darf nicht sein. Weiter warnt er vor Luxus und Leichtsinn, rät aber andererseits dringend, sich ja nicht im Äußern gehen zu lassen, sondern immer dem andern Teile gefallen zu wollen. Stets müssen auch die Ehegatten gegen einander die äußerliche Achtung bewahren. Nach diesen Grundsätzen hat Zschokke selbst in glück-

licher Gemeinschaft mit seiner Nanny gelebt, wie er es in der Selbstschau beschreibt.

Anlangend die Stellung der beiden Geschlechter zu einander, so erhellt schon aus der obigen Auffassung von der Liebe, daß Zschokke der Frau eine erhabene, edle Aufgabe zuweist. Das Weib, welches dem Rein-Irdischen fremder gegenüber steht als der Mann, bringt zum Guten das Schöne und damit die Liebe in die Welt. Es vertritt gleichsam das Herz auf Erden, während der Mann den Verstand verkörpert. Beide können irren, aber mit dem Unterschiede, daß der Irrtum des Herzens seliger macht als die größte Wahrheit des Verstandes. Daher kommt es, daß das Weib gleichsam immer en detail, der Mann dagegen immer en gros handelt; jenes beurteilt die Dinge stets nur in einzelnen Teilen, dieser im ganzen. Darum ist der Mann fähig, Neues, Großes, Ganzes zu schaffen, das Weib hingegen geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Auf diesem Wege gelangt der sonst so moderne Zschokke zu dem heutzutage längst überwundenen Standpunkt, daß die Hauptbestimmung des Weibes im Hause liege, in der Pflege der stillen, heimatlichen Glückseligkeit, in der Erfüllung mühsamer, doch süßer Naturpflichten. Von diesem veralteten Standpunkte aus wagt er es sogar, diejenige Frau für die vollkommenste zu erklären, welche es am besten versteht, den Geist der Ordnung und seelenvollen Schönheit über ihr Hauswesen auszubreiten, unter deren Berührung sich alles veredelt, anmutsvoller und bedeutsamer wird. Neben den liebenswürdigen Kleinigkeiten eines solchen Hauswesens, in dem der Genius eines sinnvollen Weibes waltet, vergißt er herzlich gern die großen Gegenstände der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Deshalb will er von den „gelehrten Frauen“ nichts wissen, die, treulos ihrem wahren Berufe, in die Beschäftigungen des Mannes eingehen, und nennt er die berühmte Frau von Staël „eine reiche, eitle, wenn auch geistvolle Frau, welche für literarischen Flitterglanz und Schmeicheleien schöngeisternder Salons ihr Dasein vergeudete“. Deshalb zieht er ihr seine „einfache, edle Nanny“ vor und mahnt er immer wieder, die Mädchen in erster Linie zu tüchtigen

Hausfrauen heranzubilden. Daß aber ein Mann, wie Zschokke, nicht der Ausschließung des weiblichen Geschlechts von aller höheren Geistesbildung das Wort redet, bedarf nicht der Ausführung. Steht doch für ihn fest, daß des Weibes Geist, ebenso wie der des Mannes, Gott und die Ewigkeit anspricht und sich deshalb auch ebenso erheben soll, wenn er seine Schwingen fühlt. Ja, die Frau kann nur dann ihrer vorgeschilderten hohen Aufgabe gerecht werden, wenn ihr Geist sich zu der wahren Bildung emporgeschwungen hat.

So sind nach Zschokkes Auffassung durch die Natur beiden Geschlechtern die Grenzen ihrer Bestimmung festgesetzt: der Mann der kräftige Beschützer des schwächeren Weibes, dieses die liebevolle Pflegerin des Mannes, die ihm das Leben erst lebenswert macht. Und darum erklärt er kein Geschöpf für beklagenswürdiger als das schirmlose Weib, welches vor dem eigenen Manne unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfangen sollte. Sein Leben wird zum wahren Dornenwege.

Ist dies das naturgemäße gegenseitige Verhältnis beider Geschlechter und sind auch diejenigen Ehelosen und Einsamen, welche nicht durch eigene Schuld die Freuden des häuslichen Lebens entbehren müssen, lebhaft zu bedauern, so harren doch auch ihrer zwar andersgeartete, aber hohe, edle Aufgaben, deren Erfüllung das Leben glücklich zu gestalten vermag. Sie vor allem in ihren unabhängigeren Verhältnissen, nicht eingeengt von der Sorge um Weib und Kinder, müssen für das Wohl des gemeinen Wesens leben, ihre Kraft und den Überfluß ihrer Ersparnisse für dieses opfern. Stille Wohltätigkeit gegen wirklich Hilfsbedürftige, rastlose Sorge für das Glück und die Freude anderer, Schutz und Rat für die unerfahrene und daher leicht verführbare Jugend — das sind leuchtende Aufgaben insbesondere für den ehelos gebliebenen Teil des weiblichen Geschlechts, bei deren Erfüllung dieser, umringt von der Glückseligkeit der Schutzbefohlenen, in seinen schönen Schöpfungen nicht mehr einsam dastehen wird.

Wie wir aus der Lebensbeschreibung wissen, ist Zschokke schon sehr früh Waise geworden. Dies harte Los, dies Ent-

wehren, das sein Herz unaufhörlich wund machte, zumal ihn seine Geschwister nicht verstanden, hat ihn wohl besonders tief den Wert der Elternliebe empfinden gelehrt. Häufig begegnen wir deshalb in seinen Schriften der Schilderung von dem Elende eines Kindes, das von allen gleichgültig behandelt wird, das niemand an seine Brust zieht, dessen Tränen keine liebende Hand trocknet; jeder Tadel, den anderen Kindern das Wohlwollen der Eltern versüßt, behält für eine Waise ungemilderte Herbigkeit. Rührend ist es, in seiner Selbstschau zu lesen, wie er den Vater „den König seines damaligen Weltalls" nennt, oder in der schon 1789 ganz in der Art jener Zeit verfaßten künstlerisch unreifen „Wallfahrt zu dem Grabe meines Vaters" die starken Übertreibungen kindlichen Pietätgefühles, die aber um so wuchtiger wirken.

Von der Mutterliebe in ihrem Gegensatz zur bräutlichen Liebe ist schon an anderer Stelle gesprochen worden. Die dort wiedergegebene Auffassung zeigt uns, daß Zschokke, trotzdem er Mutterliebe an sich selbst niemals erfahren hat, doch ihre Kraft und ihren Zauber voll zu würdigen weiß. Eine Mutter, umringt von den Ihrigen, wie an einem blütenreichen Rosenstock eine abbleichende Rose von grünen, von schwellenden, von halbaufgebrochenen Knospen, ist ihm der schönste und ehrwürdigste Anblick.

Diese innige Auffassung des Verhältnisses zu den Eltern, die seinem Herzen Ehre macht, hat er sich durch sein ganzes Leben bewahrt. Das zeigen die Worte in der Selbstschau, welche seiner das ganze Vaterglück widerspiegelnden Empfindung bei der Geburt seines ältesten Sohnes Emil Ausdruck geben. Ganz in der Art Claudius' dichtet er eigens für die Kinder Wiegenlieder, poetische Erklärungen von Bildern und Gelegenheitsgedichte. Er unterrichtet sie selbst, solange es irgend angeht, nach den bereits geschilderten Grundsätzen und widmet sich ihnen in der mannigfaltigsten Weise.

Den schwersten Schlag, weit schwerer als alle Verleumdungen seiner Gegner oder als sonstige Leiden, die ihm nicht erspart geblieben sind, versetzt ihm der Tod mehrerer seiner

Kinder. In den Stunden dieser Heimsuchungen wankt anfänglich sein frommer Glaube; wird doch ihm, der keine Freude, keine Seligkeit auf Erden hat als sein Weib und seine Kinder, dieser einzige, enge Kreis gebrochen! Aber bald sammelt seine Kraft sich wieder. Bluten auch alle seine süßen Gewohnheiten, so wird er doch allmählich wieder im Innersten still; er ergibt sich schweigend und anbetend in den Willen Gottes, sein Geist hängt am Vater des Weltalls. Dieser Stimmung gibt das schöne „Beruhigung" überschriebene Gedicht Ausdruck, dessen erste Hälfte wir hierher setzen:

Warum, und lischt auch jedes Licht,
Zagt doch das Herz so schnell;
Die ew'ge Liebe zürnt ja nicht,
Sie macht es wieder hell.
Sie senkten dort mein Kind ins Grab;
Ein Engel schön und rein
Stieg auf, warf nur die Hülle ab,
Um bald bei Gott zu sein.

So ringt er sich auch in diesen schwersten Stunden zu der Überzeugung durch, daß der Tod, wie alles, was von Gott her erscheint, etwas Festliches, Großes ist, und so heiligt ihn der Tod seiner Kinder, indem er ihn immer mehr vom Gaukelspiel des Irdischen ab- und dem Göttlichen zureißt, ihm alle Gefühle, alle Gedanken läutert. Weit schwerer noch zu ertragen scheint ihm für ein Elternherz, sein Kind ungeraten zu sehen. Das ist ihm das größte Weh, das tiefste Herzeleid. Freilich ist er weitblickend genug, einzusehen, daß, wie die Tugenden der Kinder die schönsten Ehrensäulen der Eltern bilden, wegen schlechter Zucht nicht so sehr die Kinder als die Eltern anzuklagen sind. Der beste Vater ist nach seiner Meinung, wer liebreich und doch nicht schwach, streng und doch nicht hartherzig ist.

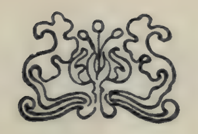
Wie fern auch Zschokke sich von dem großen Strom des Gesellschaftslebens hält, so bildet doch nach seiner Auffassung Geselligkeit im vertrauten Freundeskreise, der Verkehr mit

einem biedern, aufgeklärten Freunde, mit dem man höhere Gedanken wechseln kann, einen wesentlichen Bestandteil des häuslichen Glückes, wie wir bereits sahen. Seine Ansichten über die Freundschaft sind in Kürze folgende.

Zwar gebietet uns die Menschenliebe, niemand zu hassen, sondern mit freundlichem Gemüte das Beste und den Nutzen jedes einzelnen zu fördern, soviel in unsern Kräften steht. Aber dies hindert uns nicht daran, daß wir gewisse Menschen finden, denen wir mit einer besonders zärtlichen Zuneigung ergeben sind, für die unser Herz lebhafter schlägt, für die zu beten oder denen eine Freude zu machen uns selbst die höchste und innigste aller Freuden ist. Es gibt wohl auch keinen Menschen, der gänzlich ohne Freunde durchs Leben gegangen wäre. Freundschaft im engeren Sinne des Wortes, also unter Ausschluß des zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern oder zwischen Ehegatten bestehenden Bandes, hat Gleichheit nicht nur des Geschlechts und Alters zur Voraussetzung, sondern auch der Gemütsanlagen und Ansichten sowie des Standes. Ihre Grundlage ist die Tugend. Erscheint ihm die Liebe einer Flamme vergleichbar, so nennt er die Freundschaft ein ruhiges, alles verschönerndes Licht. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, sind die Krone des Menschentums. Sie machen uns frömmer, gläubiger, schonender, heimatlicher im Weltall und zuversichtlicher; wir dulden die Dornen am Wege, und auch die Wildnis glänzt schöner unter dem Schimmer einer in Liebe oder Freundschaft still lodernden Phantasie. Treue Freundschaft, die bis ans Grab hinaus lebt, die kein Schicksal, kein Tod ändern kann, ist für gefühlvolle Menschen eins der schönsten und bewunderungswürdigsten Güter des Lebens.

Es ist erklärlich, daß Zschokke bei dieser hohen Spannung des Freundschaftsbegriffes den meisten, und zwar gerade den schwärmerischsten Jugendbündnissen keinen erheblichen Wert beilegt, sondern ironisch meint, es pflege mit ihnen zu gehen, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen der Diplomaten, die auf ewige Zeiten geschlossen werden; andere Stun-

den, andere Menschen — andere Verhältnisse, andere Interessen. Andererseits weiß er aus seinem eigenen Leben von Freundschaften zu berichten, die, in der Jugend geschlossen, bis ans Lebensende gedauert haben. Wie innig der Freundschaftsbund zwischen ihm und seinem Hausarzte Dr. Schmuziger war, haben wir bereits oben hervorgehoben.



Schlußbetrachtung.

Wir sind am Schlusse unserer Darstellung.

Wie man auch sonst über Zschokkes Welt- und Lebensanschauung urteilen mag, wieviele auch die eigene Richtung hindern mag, sich ihr anzuschließen, was er selbst mehrfach betont, das eine wird man jedenfalls anerkennen müssen, daß es von hohem Interesse ist, sie kennen zu lernen, für jeden, der sich überhaupt mit solchen Fragen beschäftigt. Die Bedeutung wird man Zschokke nicht absprechen können, um so weniger als er namentlich durch seine „Stunden der Andacht" in der Tat großen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Aber auch heutzutage noch haben seine Schriften nicht bloß einen historischen Wert, sondern sind wohl imstande, heilsam auf uns einzuwirken. Wer sie aufmerksam liest, wird finden, daß er fast zu allen Fragen, die auch heute noch brennend und zum Teil ungelöst sind, Stellung nimmt. Deshalb kann Zschokke als durchaus modern bezeichnet werden. Ja, Zschokke ist, wie alle bedeutenden Männer, wenn er auch sich von den Ideen seiner Zeit keineswegs ganz frei machen konnte, ihr weit vorausgeeilt und dürfte von der heutigen Zeit noch nicht einmal eingeholt sein. Seine Welt- und Lebensauffassung behält daher auch für die Zukunft ihren Wert.

Zschokkes Bedeutung ist unseres Erachtens vornehmlich nach zwei Richtungen hin zu kennzeichnen.

Einmal beruht die Stärke seiner Denkungsart darin, daß er nirgends die von der Menschheit erkannten Grundwahrheiten anrührt, sondern sie überall voll bestehen läßt und, auf ihnen fußend, nur der Vernunft, keiner äußerlichen Nebenrücksicht folgend, in durchaus freier und selbständiger Weise seine Ansichten aufbaut, dabei stets aber die Bedürfnisse des Lebens berücksichtigt. Deshalb gelangt er überall zu befriedigenden Ergebnissen, niemals zu unhaltbaren Konsequenzen. Fern von Übertreibungen, von allem Verzerrten, bleibt er z. B. im Gegensatz zu Tolstoi in den wesentlichen Punkten stets mit der äußeren Ordnung der Welt in Übereinstimmung, will nichts überhasten, nichts gewaltsam ändern, sondern erwartet alles von der allmählichen Ausbreitung der Volksbildung. Diese ist ihm die wahre Weltverbesserung, für die er mannhaft und ohne Menschenfurcht durch Verbreitung seiner gewiß vielen unbequemen Ansichten kämpft. Überall tritt uns aus seinen Ansichten der verständige, einsichtsvolle Beurteiler menschlicher Verhältnisse entgegen, der sorgsam alle Seiten abwägt.

Den zweiten großen Vorzug erblicken wir darin, daß Zschokkes Anschauungsweise, indem sie in gleichem Maße, wie die Vernunft, so das Gemüt befriedigt, großartig und wohl geeignet ist, das Ideale im Menschen zu wecken. Auch hinter ihm lag, wie Goethe es von Schiller bezeugt, „im wesenlosen Scheine, was uns alle bändigt, das Gemeine." Diese Wirkung der Zschokkeschen Schriften scheint uns besonders wichtig; sie hat uns auch zu seiner Auswahl für eine Sammlung bestimmt, welche dem Leser eine gesunde Kost zu bieten sucht, damit er imstande sei, nicht nur im Gewirr des Tagesstreites sich seine eigene Meinung zu erhalten, sondern auch zu den großen Fragen seiner Zeit Stellung zu nehmen. Nicht darauf kommt es an, ob die in vorstehenden Blättern geschilderten Ansichten im einzelnen überall vor einer strengen Prüfung standhalten und das Rimtige treffen, sondern anregen sollen sie zum eigenen Denken, zur Gestaltung unseres Innern

dahin, daß es mit dem Ganzen der Welt möglichst übereinstimme, worin allein unser wahres Glück besteht. Wer kann denn auch behaupten, die Wahrheit zu besitzen? Wir alle sehen nur einen Teil von ihr und noch dazu von unserm Standpunkt aus. Dies in aller Bescheidenheit anzuerkennen, war kaum jemals ein Mensch so bereit, wie Zschokke.

Claudius und Zschokke werden zu typischen Vertretern zweier Weltanschauungen, welche auch heute noch im Streite liegen. In unserer Darstellung beider müssen die Wurzeln, aus denen diese beiden Richtungen hervorwachsen, klar zu Tage treten, wenn anders jene ihrer Aufgabe annähernd gerecht wird. Hier sollen nur noch einmal einige Hauptpunkte zusammengestellt werden, um den Unterschied beider klarer hervortreten zu lassen. Beide Männer treffen, wie überhaupt ihre Ansichten in einzelnen Punkten vielfach zusammen kommen, in demselben Ziele zusammen: der reinen Lehre Christi. Beide lehren Natürlichkeit, Streben nach Weisheit, nicht bloßer Klugheit, nach Vertiefung des Gemüts. Beide predigen optimistische Lebensauffassung und Toleranz. In beiden lebt als natürliche Kraft, als etwas Selbsterlebtes der Glaube, wie selten in Menschen. Beide sind auch, indem sie ihre Lehre durch ihr Leben betätigten, zu glänzenden Vorbildern der Überzeugungstreue geworden. Aber der Weg, auf dem beide zu demselben Ziele gelangen, und die Deutung, welche beide denselben Begriffen beilegen, sind gänzlich verschieden, ganz abgesehen davon, daß sich neben jenen Übereinstimmungen auch sonst recht wesentliche Verschiedenheiten ergeben. Um von letzteren die praktisch-bedeutsamste vorweg zu nehmen, so sei daran erinnert, daß beide in politischer Hinsicht gerade von dem entgegengesetzten Grundsatz ausgehen und, entsprechend ihrer Anschauungsweise, ausgehen müssen. Während Claudius eine Einrichtung schon ihres Alters wegen ehrwürdig erscheint, erklärt Zschokke gerade das Gegenteil einer solchen Auffassung für richtig, woraus sich die Stellung Claudius' auf seiten der konservativen Partei, die Zschokkes auf seiten der liberalen ergibt. Beide stehen demgemäß auch im Kampfe um die Aufklärung in verschiedenen Lagern, und es ist interessant zu sehen, wie

sich der Begriff der Aufklärung und des „Alten“ je nach der Auffassung ändert. Es leuchtet ein, daß auf diesem Boden eine Verständigung schwer möglich ist, und so haben wir selbst an diesen beiden klarblickenden, über den Tagesstreit und -lärm erhabenen Männern einen deutlichen Beweis dafür, weshalb sich in die Politik so leicht Leidenschaftlichkeit und Unversöhnlichkeit mengen. Doch muß zu gunsten Zschokkes hervorgehoben werden, daß er stets und ständig in weitestem Umfange Duldung geübt hat.

Aber auch andere, noch wichtigere Begriffe erfahren bei beiden eine wesentlich verschiedene Deutung.

Wir haben gesehen, wie anders das Verhältnis zwischen Glaube und Vernunft in der Auffassung beider ist. Schiebt Claudius den Glauben immer mehr und mehr in den Vordergrund, so daß er der bestimmende Teil wird, so hält Zschokke daran fest, daß er durch die Vernunft geleitet werden müsse, ja, läßt ihn nur insoweit gelten, als er mit dieser in Übereinstimmung steht. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß sich bei beiden die Auffassung von Glaube und Vernunft selbst verschieden gestaltet. Bei Claudius wird der Glaube subjektiver, er entbehrt mehr der objektiven Grundlage, auf welcher sich die Menschen zusammenfinden können, er wird mehr zur persönlichen Hingebung des einzelnen. Andererseits kann eine Anschauungsweise, wie diejenige Claudius', nicht dulden, daß eine völlig subjektive Auffassung platzgreife; dem steht ihre hohe Schätzung des Bestehenden, historisch Gewordenen entgegen. Dadurch ergeben sich mehrfach Widersprüche in ihr und die Hinneigung zur Unduldsamkeit. In einer Auffassung, wie der Zschokkes, dagegen hindert naturgemäß an einer schrankenlosen Entfaltung des Glaubens die Rücksicht auf die vernunftgemäße Betrachtung. In ihr erscheint das Gebiet des Glaubens eingeschränkter, was manchen hindern wird, sich ihr anzuschließen, die Einheitlichkeit der Anschauungsweise dafür aber größer. Erweitert Zschokke vielleicht den Begriff „Vernunft“ allzu sehr, indem er vernunftgemäße und gläubige Betrachtung ineinander verschwimmen läßt und dadurch dem Glauben ein zu kleines Gebiet anweist, so schränkt Claudius, indem er beide gänzlich

trennt, jenen wiederum übermäßig ein und verbindet mit ihm eine entschieden unhaltbare Vorstellung. Sieht er doch die Vernunft gewissermaßen als einen körperlichen Bestandteil des Menschen an! Was anders soll es heißen, wenn er sagt: „Wie sollte sie dem Menschen genügen, da es die körperliche Natur selbst nicht kann und sie ihn auf halben Wegen verläßt und, wenn er fortgetragen wird, auf seiner Studierstube zurückbleibt, wie sein Globus und seine Elektrisiermaschine?"

Vor allem aber zeigt sich die Verschiedenheit der Wege beider deutlich in der Stellungnahme zum Zweifel. Claudius stellt den gläubigen Menschen, „der Glaube und Vertrauen zu sich und seiner Sache hat und mit Vollherzigkeit und Sicherheit handelt", dem „dürren, hageren, unschlüssigen Klügler" gegenüber. Zschokke dagegen ist überzeugt, daß alle Menschen von einiger Bildung zum Zweifel gelangen, sobald sie eine Zeitlang am Rande des menschlichen Wissens vergeblich umhergestreift sind. Er sieht deshalb in dem Zweifel, wenn auch nur ein Durchgangsstadium, so doch ein zur Erreichung des Ziels unerläßliches Stadium. Auf so verschiedenen Wegen muß freilich das Gebiet, welches dem Glauben eingeräumt wird, und seine Grundlage sich gänzlich verschieden gestalten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Zschokkes Lebensauffassung im Gegensatz zu der Claudius' inhaltreicher, großartiger, weitsichtiger wird. Schon seine Lehre von der Entwicklungsfähigkeit und allmählichen Vervollkommnung von Welt und Menschheit läßt seine Auffassung unbeschränkt und für alle Zukunft gültig erscheinen. Man hat ihn einen vollendeten Vertreter des Rationalismus genannt, der heute als überwunden angesehen wird. Das Urteil darüber, ob dies zutrifft, und ob bejahendenfalls es den Wert der Zschokkeschen Lehre beeinträchtigte, müssen wir dem Leser überlassen. Zschokke, in der Selbständigkeit seines Denkens und Empfindens, hat jedenfalls schwerlich gemeint, das System anderer aufzunehmen, wenn er sich auch den leitenden Gedanken, welche seine Zeit bewegten und erregten, nicht entziehen konnte. Uns will es aber auch scheinen, als sei sein Standpunkt heutzutage noch keineswegs

veraltet, als werde er vielmehr von vielen erhabenen Geistern geteilt, die später erst auf Erden erschienen, als werde gerade heute wieder in vielen Herzen sein Wunsch rege, daß man, unbekümmert um Abweichungen im einzelnen und um den Weg, auf welchem man zu ihr gelange, sich zusammenfinde und zusammenschließe auf dem gemeinsamen Boden der reinen Lehre Christi.



Druck von F. E. Haag, Melle i. H.

Lebensphilosophien in gemeinverständlicher Darstellung

I.

Matthias Claudius

Von

Max Schneiderreit

128 Seiten Gr.-Oktav — Geheftet M. 1,80; fein gebunden M. 2,80

Die Grundzüge von Claudius' kernigem Charakter, seine Anschauungen über Moral, Christentum, Politik, Familienleben werden vom Verfasser klar entwickelt . . . Wo es irgend möglich war, sind die eigenen Worte des Wandsbecker Boten gebraucht, was um so mehr zu billigen ist, als durch die frische, oft derbe, stets originelle Ausdrucksweise seiner Gedanken dem Buche ein durchaus charakteristisches und volkstümliches Gepräge verliehen ist. Der Leser wird, mag er den Gedankenkreisen des oft altväterischen Claudius noch so fern stehen, doch seine helle Freude an diesem echt deutschen Lebensphilosophen haben. Dem Verfasser Dank und der Sammlung ein fröhliches Gedeihen!

Allgemeine Zeitung (München).

Alle Literaturfreunde werden die Schrift mit Vergnügen zur Hand nehmen, denn der Verfasser legt objektiv, und ohne seine eigene Auffassung aufzudrängen, des Helden Ansichten über Natur und Menschenleben, Moral und Religion, Wissenschaft und Kunst dar, erzählt auch das einfache und doch so reizvolle Leben seines Helden, das sozusagen die Probe auf das Exempel seiner Theorie war . . . Das hübsche Buch ist ein sehr passendes Geschenk für reifere Jünglinge und Jungfrauen, die literarisches Interesse besitzen. Aber auch gereifte Männer und Frauen werden sicherlich an diesem Dichter- und Denkerporträt ihre Freude haben!

St. Petersburger Zeitung.

Dieses inhaltsreiche Buch wird von einem erfrischenden Hauche der Aufrichtigkeit und der Begeisterung für alle Bestrebungen, die auf eine Besserung der sozialen Verhältnisse gerichtet sind, durchweht.

Theosophischer Wegweiser.

. . . Indessen kann es trotzdem nicht fehlen, daß das hübsche, in seinem Umfange so weise bemessene Buch viele und dankbare Leser finden wird. In höchst feinfühliger und geschmackvoller Weise hat es der Verfasser verstanden, aus Claudius' Werken und Briefen ein Mosaikbild zusammenzustellen, das doch immer lebendig-persönlich bleibt und niemals wie ein lehrhafter Vortrag anmutet.

Literarisches Centralblatt.

269

Geisteshelden

Eine Sammlung von Biographieen

Bisher erschienen folgende — einzeln käufliche — Bände:

Anzengruber. 2. Aufl. Von Dr. Anton Bettelheim. [4
Böcklin. Von Henri Mendelsohn. [40
*Byron. Von Prof. Dr. Emil Koeppel. [44
Carlyle. 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz. [6
Columbus. 2. Aufl. Von Prof. Dr. Sophus Ruge. [5
Cotta. Von Minister Dr. Albert Schäffle. [18
Dante. Von Pfarrer Dr. Joh. Andr. Scartazzini. [21
Darwin. Von Prof. Dr. Wilhelm Preyer. [19
Galilei. Siehe: Kepler. [22
Görres. Von Prof. Dr. J. N. Sepp. [23
Goethe. 2. Aufl. Von Prof. Dr. Rich. M. Meyer. Preisgekrönt. [13/15
Grillparzer. Von Dr. Hans Sittenberger. [46
Herder. Von Superintendent Rich. Bürkner. [45
Hölderlin. * Reuter. 2. Aufl. Von Dr. Ad. Wilbrandt. [2/3
A. v. Humboldt. * L. v. Buch. Von Prof. Dr. Günther. [39
Jahn. Von Dr. F. G. Schultheiß. Preisgekrönt. [7
Kepler. * Galilei. Von Prof. Dr. S. Günther. [22
Lessing. Von Privatdozent Dr. K. Borinski. [34/35
*List, Friedrich. Von Carl Jentsch. [41
Luther. I. II. 1. Von Prof. Dr. Arn. E. Berger. [16/17. 27
Molière. Von Prof. Dr. H. Schneegans. [42
Moltke. 3 Bde. Von Oberstl. Dr. Max Jähns [10/11. 37/38
Montesquieu. Von Prof. Dr. Alb. Sorel. [20
Mozart. Von Prof. Dr. O. Fleischer. [33
Peter der Große. 2 Bde. Von Dr. K. Waliszewski. [30/31
Reuter. Siehe: Hölderlin. [2/3
Schiller. Von Prof. Dr. Otto Harnack. [28/29
*Schopenhauer. Von Konsul Dr. Eduard Grisebach. [25/26
Shakspere. Von Prof. Dr. Alois Brandl. [8
Spinoza. Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin. [9
Stanley. Von Paul Reichard. [24
Stein. Von Dr. Fr. Neubauer. Preisgekrönt. [12
Tennyson. Von Prof. Dr. E. Koeppel. [32
*Tizian. Von Dr. Georg Gronau. [36
*Turgenjew. Von Dr. Ernst Borkowsky. [43
Walther v. d. Vogelweide. 2. Aufl. V. Prof. A. E. Schönbach. [1

Jede Biographie ist selbständig und einzeln käuflich.
Bei Bestellung genügt Angabe der eingeklammerten Band-No.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W 35, Derfflingerstr. 16



Ausgabe der ‚Geisteshelden' in Gruppen

Die vorliegenden Bände **„Geisteshelden"** hat die Verlagsbuchhandlung in Gruppen eingeteilt, deren jede in geschmackvollem, dauerhaftem (kostenfreien!) Karton geliefert wird. Der Karton trägt den Haupttitel der betreffenden Gruppe in Aufdruck. In diesem Gewande bilden die Bände, auf deren äußere Ausstattung besondere Sorgfalt verwendet worden ist, **vornehme, gediegene Geschenke**, die sicherlich reichen Beifall finden.

Der Verlag liefert folgende Gruppen:

Dichter-Biographien, Gruppe I. 7 Bände.

Goethe. 2. Aufl. Von Prof. Richard M. Meyer. Preisgekr. 3 Bde.
Schiller. Von Prof. Dr. Otto Harnack. 2 Bde.
Lessing. Von Privatdozent Dr. K. Borinski. 2 Bde.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton **Mk. 22,40**

Dichter-Biographien, Gruppe II. 5 Bände.

Walther v. d. Vogelweide. 2. Aufl. Von Prof. A. E. Schönbach.
Molière. Von Prof. Dr. H. Schneegans.
Grillparzer. Von Dr. Hans Sittenberger.
Hölderlin. * **Reuter.** 2. Aufl. Von Dr. Adolf Wilbrandt.
Anzengruber. 2. Aufl. Von Dr. Anton Bettelheim.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton **Mk. 16,—**

Dichter-Biographien, Gruppe III. 5 Bände.

Dante. Von Pfarrer Dr. Joh. Andr. Scartazzini.
Shakspere. Von Prof. Dr. Alois Brandl.
Byron. Von Prof. Dr. E. Koeppel.
Turgenjew. Von Dr. Ernst Borkowsky.
Tennyson. Von Prof. Dr. E. Koeppel.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton **Mk. 19,20**

Meister der Farben und Töne. 3 Bände.

Mozart. Von Prof. Dr. O. Fleischer.
Tizian. Von Dr. Georg Gronau.
Böcklin. Von Henri Mendelsohn.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton **Mk. 11,20**

Naturforscher und Reisende. 5 Bände.

Columbus. 2. Aufl. Von Prof. Dr. Sophus Ruge.
Kepler. * Galilei. Von Prof. Dr. Günther.
A. v. Humboldt. * L. v. Buch. Von Prof. Dr. Günther.
Darwin. Von Prof. Dr. Wilhelm Preyer.
Stanley. Von Paul Reichard.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 16,—

Vaterländische Kultur. 7 Bände.

Luther. Von Prof. Dr. Arn. E. Berger. 3 Bde.
Stein. Von Dr. Fr. Neubauer. Preisgekrönt.
Jahn. Von Dr. F. G. Schultheiß. Preisgekrönt.
List, Friedrich. Von Carl Jentsch.
Cotta. Von Minister Dr. Albert Schäffle.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 24,—

Fürsten und Kriegshelden. 5 Bände.

Peter der Große. 2 Bde. Von Dr. K. Waliszewski.
Moltke. 3 Bde. Von Oberstl. Dr. Max Jähns.

Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 17,60

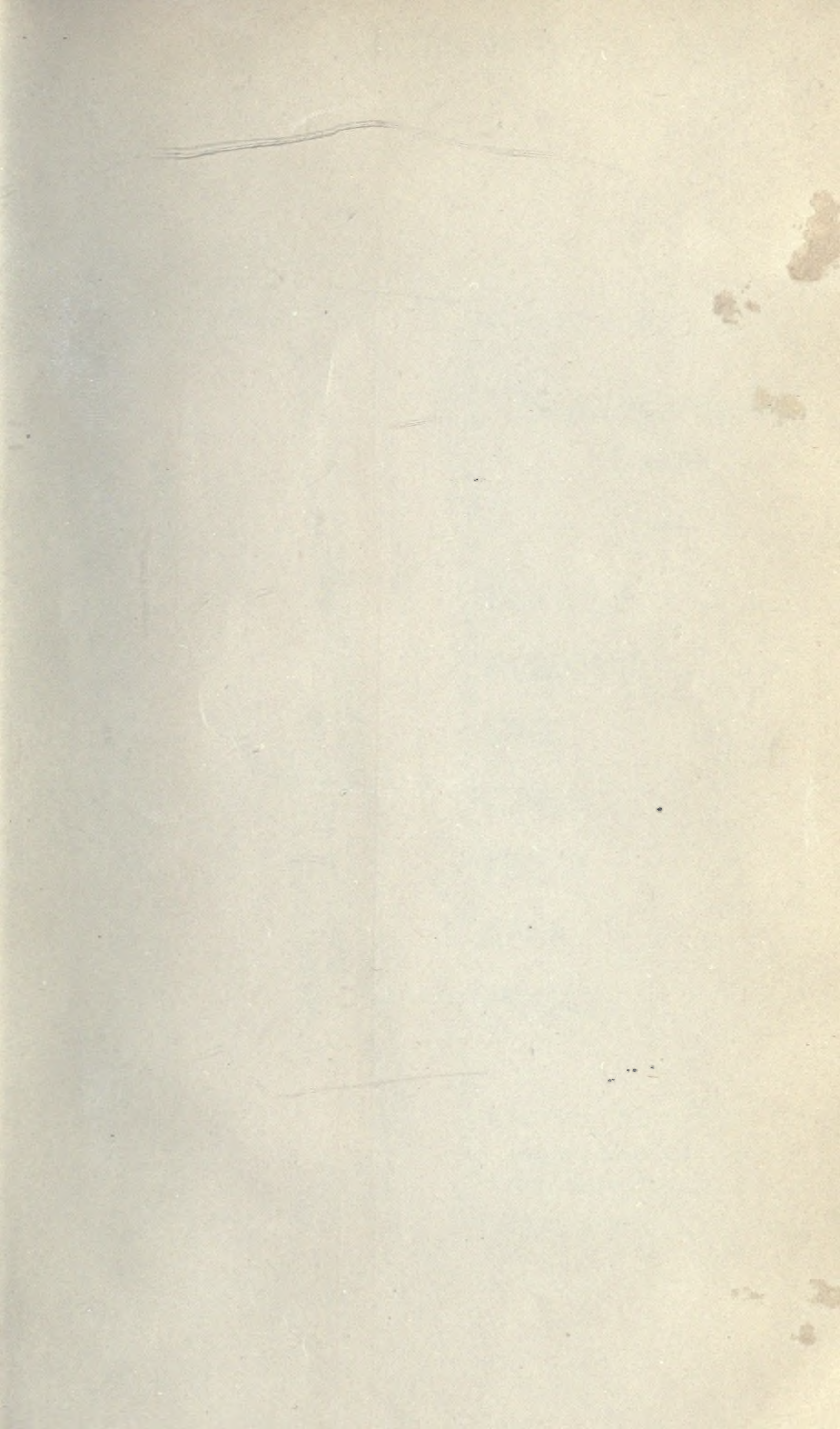
Philosophen. 6 Bände.

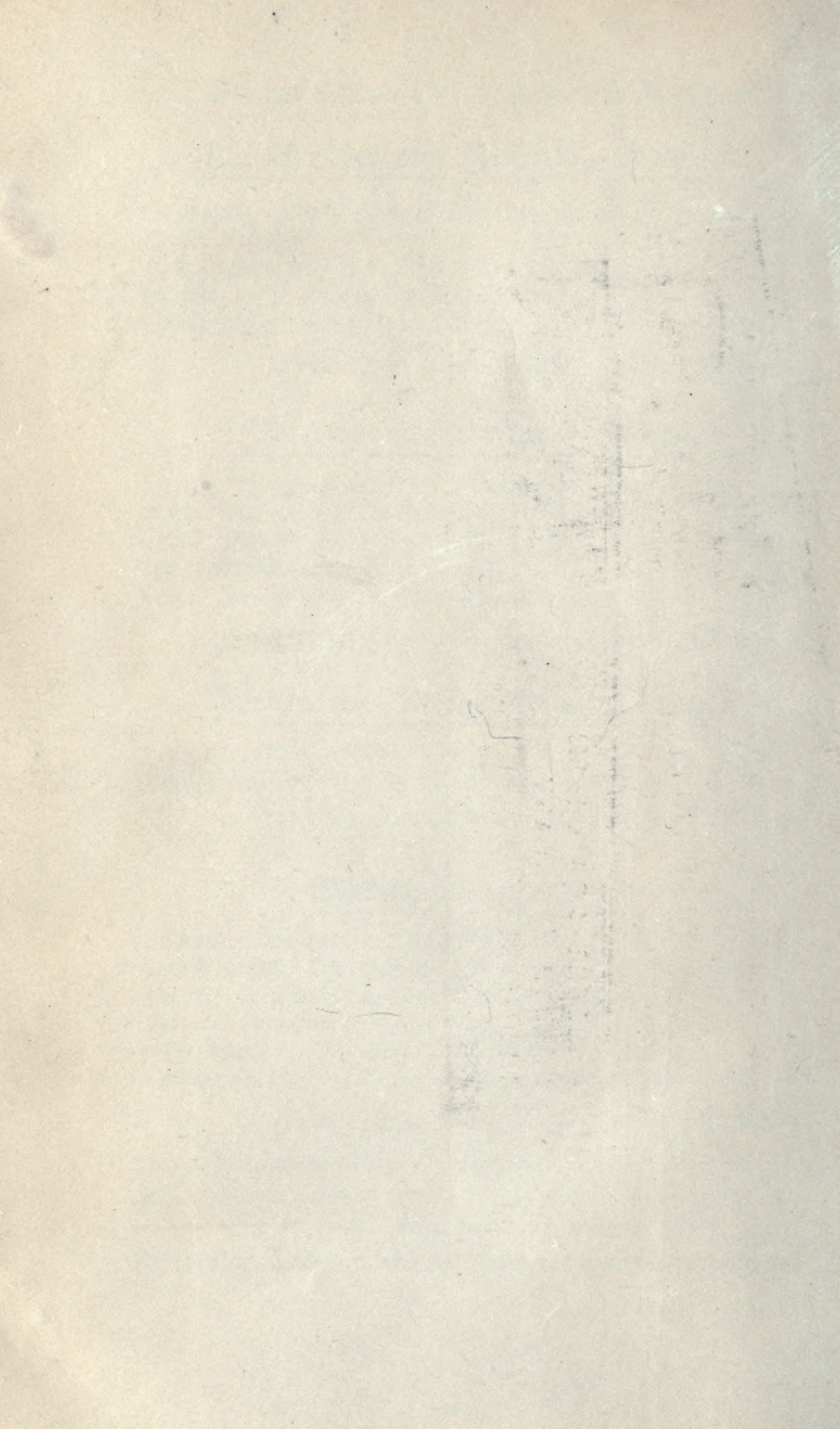
Spinoza. Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin.
Montesquieu. Von Prof. Dr. Albert Sorel.
Herder. Von Superintendent Richard Bürkner.
Görres. Von Prof. Dr. J. N. Sepp.
Schopenhauer. Von Konsul Dr. Eduard Grisebach.
Carlyle. 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.

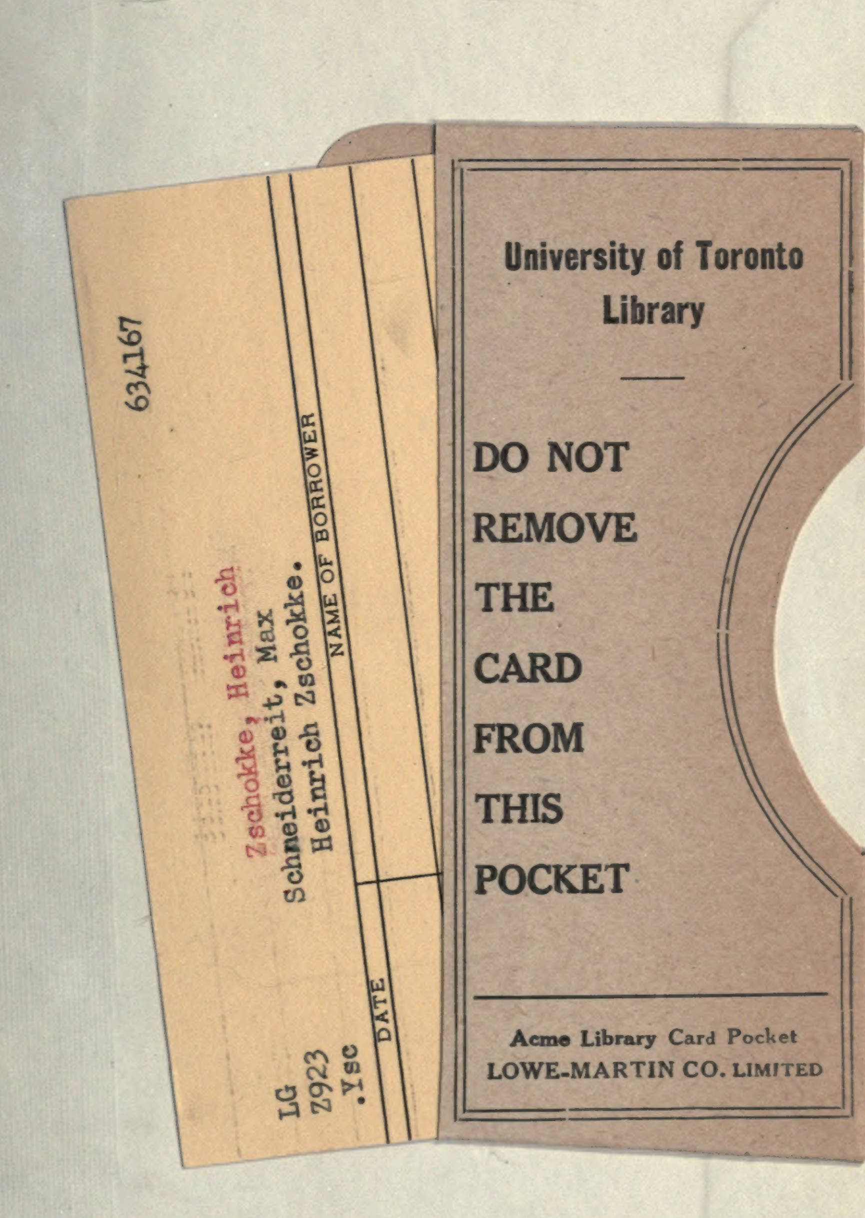
Preis: Fein gebd. einschl. Karton Mk. 20,80

☞ Wünschen hinsichtlich einer veränderten Zusammenstellung kommt der Verlag bereitwillig entgegen.

Die Einbände sind in rotbrauner, blauer und grüner Farbe vorrätig.






634167
Zschokke, Heinrich
Schneiderreit, Max
Heinrich Zschokke.
NAME OF BORROWER
DATE
LG
Z923
.Ysc
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

